

**Band 45
Heft 3-4
2023**

Zeitschrift für Semiotik

**Herausgegeben von
Ellen Fricke und Martin Siefkes**

Begründet von Roland Posner†



Selbstoptimierung

**Herausgegeben von Marcel W. Lemmes, Benedikt Matt,
Klaus Sachs-Hombach, Jörg R.J. Schirra, Anne Ulrich und
Lukas R.A. Wilde**

**Selbstoptimierung aus philosophischer Perspektive
Von der Körperoptimierung zum Post- und Transhumanismus
Soziologische und kulturwissenschaftliche Ansätze
Mediale Darstellungen von Selbstoptimierungspraktiken
Therapie und Coaching als Optimierung der Psyche
Der Zusammenhang von Selbstoptimierung und
Überwachung am Beispiel des Self-tracking**

Vorschau

**STAUFFENBURG
VERLAG**

Zeitschrift für Semiotik

Organ der Deutschen Gesellschaft für Semiotik e.V. (DGS)

in Kooperation mit der Schweizerischen Gesellschaft für Kulturtheorie und Semiotik (SGKS/ASSC)

Herausgegeben von **Ellen Fricke** (Chemnitz) und **Martin Siefkes** (Chemnitz).

Begründet von **Roland Posner**[†] (Berlin).

Koordination: Martin Siefkes, martin.siefkes@phil.tu-chemnitz.de

Lektorat und Satz: Magdalena Müller (Chemnitz)

Anschrift der Redaktion: Prof. Dr. Ellen Fricke und Dr. Martin Siefkes, Zeitschrift für Semiotik, Technische Universität Chemnitz, Philosophische Fakultät, Professur Germanistische Sprachwissenschaft, 09107 Chemnitz (Postleitzahl für Paketsendungen 09111).

Webpräsenz: <http://www.semiotik.eu/Zeitschrift-fuer-Semiotik>

Wissenschaftlicher Beirat der DGS: Silvia Kutscher (Berlin): Archäologie; Susanne Hauser (Berlin): Architektur; Jacobus Bracker (Hamburg), Martina Sauer (Bühl): Bild; Marie Schröer (Potsdam): Comic; Thomas Friedrich (Mannheim): Design; Ralph Knickmeier (Wien), Martin Siefkes (Chemnitz): Digital Humanities; Eva Kimminich (Potsdam): Jugend- und Subkulturen; Elize Bisanz (Lubbock): Kulturwissenschaft; Jan-Oliver Decker, Amelie Zimmermann (Passau): Literatur; Johannes Lenhard (Kaiserslautern), Rafaela Kastor (Landau): Mathematik und Informatik; Mark Dang-Anh (Mannheim), Stefan Meier (Koblenz), Daniel H. Rellstab (Schwäbisch-Gmünd): Medien; Petra Leutner (Hamburg): Mode; Jana Bressen, Ellen Fricke (Chemnitz): Sprachwissenschaft; Franziska Trapp (Brüssel): Tanz, Theater und Zirkus; Alexander Wolodtschenko (Dresden): Umwelt- und Karto-/Atlas-Semiotik; Klaus Bernsau (Wiesbaden): Wirtschaft; Georg Albert (Landau), Jörg Bücker (Düsseldorf), Jan Georg Schneider (Landau): Zeichenphilosophie.

Vorstand der DGS: Jan Georg Schneider (Vorsitzender), Irene Mittelberg (1. Stellvertreterin, Aachen), Daniel Rellstab (2. Stellvertreter), Georg Albert (Geschäftsführer: Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, Fortstr. 7, 76829 Landau, E-Mail: albert@uni-landau.de).

Vorstand der SGKS/ASSC: Marie Theres Stauffer (Präsidentin: 41 Rue du XXXI Décembre, CH-1207 Genève, Tel.: +41(0)22-735 70 06, E-Mail: maria.stauffer@unige.ch), Christine Abbt (Vizepräsidentin: Haldenstrasse 93a, CH-8055 Zürich, Tel.: +41(0)44-461 69 80, E-Mail: christine.abbt@unilu.ch), Hans-Georg von Arburg (Quästor), Christine Weder (Aktuarin), Sonja Hildebrand (Beisitzerin) und Margrit Tröhler (Beisitzerin).

Verantwortlich für den Inhalt: Die Herausgeber

© 2024 · Stauffenburg Verlag
Stauffenburg Verlag GmbH, Tübingen
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-95809-681-3
ISSN 0170-6241

Die Zeitschrift für Semiotik ist im
ERIH PLUS-Index gelistet.

ERIH PLUS
EUROPEAN REFERENCE INDEX FOR THE
HUMANITIES AND SOCIAL SCIENCES

Erscheinungsweise: Jährlich ein Band (4 Hefte)

Bezugspreis: Pro Band EUR 108,- (Einzelheft EUR 32,50; Doppelheft EUR 65,00) zuzüglich Porto und Versandgebühren. Der Bezugspreis ist im Voraus zahlbar. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen. Die Lieferung der Zeitschrift läuft weiter, wenn sie nicht 3 Monate vor Jahresschluss abbestellt wird.

Nachdruck: Grundsätzlich dürfen nur Arbeiten eingesandt werden, die nicht gleichzeitig an anderer Stelle zur Veröffentlichung einge- oder bereits veröffentlicht worden sind. Mit der Übergabe des Copyrights an den Verlag geht das Verlagsrecht für alle Sprachen und Länder, einschließlich des Rechts der fotomechanischen Wiedergabe oder einer sonstigen Vervielfältigung, auch in Mikrofilm an den Verlag über. Jedoch wird gewerblichen Unternehmern für den innerbetrieblichen Gebrauch nach Maßgabe des zwischen dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. und dem Bundesverband der Deutschen Industrie abgeschlossenen Rahmenabkommens die Anfertigung einer fotomechanischen Vervielfältigung gestattet. Wenn für diese Zeitschrift kein Pauschalabkommen mit dem Verlag vereinbart ist, ist eine Wertmarke im Betrag von EUR 0,20 pro Seite zu verwenden, der Verlag lässt diese Beiträge den Autorenverbänden zufließen. Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in dieser Zeitschrift berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Anzeigen/Verlagsanschrift:

Stauffenburg Verlag • Postfach 2525 • D-72015 Tübingen

Band 45
Heft 3–4
2023

Zeitschrift für Semiotik

Selbstoptimierung

Einführung 3

Selbstoptimierung in der theoretischen Analyse

Dagmar Fenner
Selbstoptimierung aus philosophisch-ethischer Perspektive 11

Anna Puzio
The Future of Humanity.
An Anthropological Perspective on Body Optimisation and
Transhumanism 29

Michael Schumann
Der verbesserungsbedürftige Mensch
und die posthumanistischen Kulturen.
Philosophisch-anthropologische Gedanken zur
Normalisierung des Human Enhancement 49

Caroline Helmus
Die Infragestellung des Leibes durch Technik.
Plädoyer für eine Reformulierung des Körperbegriffs 83

Selbstoptimierung in sozialer und psychologischer Bedeutung

Toni Garbe
Enhancement als Weg zum posthumanen Körper?
Über die Divergenzen der Körperdeutungen von Trans-
humanismus und gegenwärtigem Alltagsverständnis 107

Alexander Fischer
Manipulation zum Besseren.
Selbstoptimierung in Therapie und Coaching 131

Julia Schreiber
 Körperoptimierung und Leibgebundenheit.
 Kulturelle und psychische Bedeutungen permanenter
 Grenzüberschreitung 161

Nils Zurawski
 Zählen, messen, kontrollieren.
 Über eine ambivalente Technik der (Post)Moderne
 oder: wie aus persönlichem Geltungsdrang ein gesell-
 schaftliches Problem werden kann 175

Selbstoptimierung in der medialen Darstellung

Melanie Mika
 Ein optimierter Serienmörder. Die Faszination des
 hochfunktionalen Psychopathen in der Populärkultur 191

Ralph Köhnen
 Selbstpoetik in Millisekunden. Neue Formen des
 Tagebuchs in kritisch-soziologischer Sicht 205

Oswald Balandis
 Datendeutung und Selbstoptimierung in Praktiken des
 Self-Trackings 221

Selbstoptimierung in der praktischen Reflexion

Sophia Carrara und Benedikt Matt
 Parasoziale Bindung als Verkaufsinstrument für
 Selbstoptimierungspraktiken. Das Beispiel des
 Instagramkanals von Laura Malina Seiler 239

Carolin Alexander und Malte Ebner von Eschenbach
 (Selbst-)Optimierung in der Erwachsenenbildung.
 Bildungsfragen im Horizont des Lebenslangen Lernens 255

Vorschau auf den Thementeil der nächsten Hefte 273

Einführung

Marcel W. Lemmes, Benedikt Matt, Klaus Sachs-Hombach, Jörg R.J. Schirra, Anne Ulrich, Lukas R.A. Wilde, Eberhard Karls Universität Tübingen

Abstract. The introduction to this anthology provides a basic orientation to the topic of self-optimization, which touches not only on fundamental questions of media studies but also anthropology. In the context of digital tracking technologies, self-optimization is a highly topical issue that can be located historically and theoretically in its ambivalences across disciplines. This becomes particularly clear in relation to debates on eugenics and trans- and posthumanism. The introduction outlines a heuristic triangulation of the topic between media studies, philosophy and sociology, but also emphasizes the relevance of traditional educational and pedagogical approaches as well as new economic requirements.

Keywords. Self-optimization, transhumanism, posthumanism, digitization, networks

Zusammenfassung. Die Einleitung des Sammelbandes gibt eine grundlegende Orientierung zum Thema Selbstoptimierung, welches nicht nur medienwissenschaftliche, sondern auch anthropologische Grundfragen berührt. Im Kontext digitaler Tracking-Technologien ist Selbstoptimierung ein hochaktuelles Thema, welches sich historisch und theoretisch in seinen Ambivalenzen interdisziplinär verorten lässt. Dies wird insbesondere in Bezug auf Debatten zur Eugenik und zum Trans- und Posthumanismus deutlich. Die Einleitung skizziert eine heuristische Triangulierung des Themas zwischen Medienwissenschaft, Philosophie und Soziologie, betont aber auch die Relevanz traditioneller bildungs- und erziehungswissenschaftlicher Ansätze sowie neuer ökonomischer Anforderungen.

Schlüsselwörter. Selbstoptimierung, Transhumanismus, Posthumanismus, Digitalisierung, Netzwerke

Das Thema „Selbstoptimierung“ steht in einem interessanten Spannungsverhältnis nicht nur zu medienwissenschaftlichen, sondern auch zu anthropologischen Grundfragen. Weit diskutiert vor dem Hintergrund digitaler

Tracking-Technologien ist es einerseits brandaktuell. Andererseits scheint es sich dabei nur um die neueste Ausprägung von Anliegen und Sorgen des menschlichen Weltbezugs zu handeln, die unter neuen Vorzeichen und medialen Ausgangssituationen immer wiederkehren. Historisch und theoretisch ist es mit dem Thema der Selbstsorge verbunden. Ausgehend von seiner Theorie der Disziplinierung nahm es in dieser Form insbesondere bei Michel Foucault in *Sexualität und Wahrheit* (1986) eine zentrale Stellung ein (siehe auch Foucault 2007). Kaum weniger anregend sind die Arbeiten des Soziologen Andreas Reckwitz, dessen *Gesellschaft der Singularitäten* (2019) aktuelle Formen der Selbstoptimierung in einer groß angelegten soziologischen Theorie entfaltet. Die bei Foucault wie Reckwitz deutlich werdenden Ambivalenzen des Themas (siehe hierzu etwa Fenner 2019 oder Felden 2020) werden in beunruhigender Weise in den Debatten zur Eugenik virulent, auf die Jürgen Habermas (2018) in seiner Auseinandersetzung mit Peter Sloterdijks provokanten *Regeln für den Menschenpark* (2017) ausführlich reagiert hat. Schließlich sind die verschiedenen Varianten des Trans- und Posthumanismus zu nennen (vgl. etwa Braidotti 2014 oder Loh 2018), in deren Kontext unter den Bedingungen einer fortschreitenden Digitalisierung insbesondere die medial vermittelten Weisen der Selbsterfassung und Selbstoptimierung (siehe etwa Fröhlich 2018) in den Fokus der Diskussion und wissenschaftlichen Analyse gerückt worden sind.

Diese verschiedenen, sehr heterogenen Zugänge, Kontexte und Anliegen eröffnen auch disziplinär ein weites Feld. Neben den medienwissenschaftlichen Aspekten sind sicherlich die philosophischen und soziologischen Facetten der Selbstoptimierung sehr wichtig. In dieser heuristisch abgesteckten Triangulierung des Themas könnte die Medienwissenschaft für Aktualität, die Philosophie für begriffliche Klarheit und die Soziologie für gesellschaftliche Relevanz stehen. Auch wenn das Verständnis von Selbstoptimierung zunächst innerhalb dieser drei Pole erfolgt, schließt es sowohl die traditionellen Bemühungen in Bildung und Erziehung mit ein als auch die neueren, ökonomisch bedingten Anforderungen von Leistungssteigerung in einem engeren Sinne, wie schließlich zudem die artifiziellen Varianten der Selbstoptimierung durch Informationstechnik und Genetik. Im Nachdenken über diese sehr unterschiedlichen Weisen der Selbstoptimierung – von Meditation bis Transplantation – ist die Medienwissenschaft insofern besonders relevant, als zum einen die jeweiligen Auffassungen vom Selbst und seiner Optimierung maßgeblich durch mediale Darstellungen etwa in Film oder Journalismus geprägt worden sind und weiterhin beständig geprägt werden. Zum anderen sind aber auch die Medien selbst in Form sozialer Netzwerke und Plattformen zu Agenten der Selbstoptimierung avanciert. Es ist kaum vorzustellen, dass gesellschaftliche Ideale, wie Schönheit oder Gesundheit, ihre inhaltliche Konkretisierung heutzutage ohne plattformbasierte soziale Netzwerke (mit den entsprechenden ökonomisch und kulturell verstärkten Influencer:innen) erhalten können.

Vor diesen Hintergründen und Fragen wurde das Thema „Selbstoptimierung“ Gegenstand eines Tübinger Lehrforschungsprojektes, das den Aus-

gangspunkt der vorliegenden Publikation darstellt. In der Tübinger Medienwissenschaft haben die sogenannten Forschungsprojekte einen großen Stellenwert. Sie werden regelmäßig durchgeführt und haben das Ziel, Forschung und Lehre stärker als üblich zu verbinden. Lehrforschungsprojekte bestehen aus mehreren Lehrveranstaltungen, nehmen in der Regel ein aktuelles Thema der Gesellschaft auf und bieten den Studierenden die Gelegenheit sowohl der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wie auch der öffentlichen Vermittlung. Sie stehen in Tübingen im größeren Zusammenhang einer kritischen Gesellschafts- und Medientheorie und sollen entsprechend für ethische und politische Probleme in diesem Bereich sensibilisieren. Als Abschluss der Lehrforschungsprojekte ist in der Regel vorgesehen, dass die Seminarteilnehmer:innen erstens unter Anleitung des Lehrstuhls eine Tagung organisieren und durchführen und zweitens eine Publikation begleiten, bei der einige Seminarteilnehmer:innen die Möglichkeit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema erhalten. Ergänzend gibt es immer eine Vorlesung im BA-Bereich, die das Thema des Lehrforschungsprojekts begleitend aufnimmt. Diese ist mit der Möglichkeit zu kleinen Videoprojekten verbunden, die im Rahmen der sogenannten „Tübinala“ – einem traditionsreichen studentischen Filmfestival, das auch ein außerakademisches Publikum anspricht – gezeigt und prämiert werden.

In den Forschungsprojekten werden einzelne Gruppen in spezifischen Veranstaltungen auf die jeweiligen Aufgaben vorbereitet. Insgesamt werden hierbei vier Veranstaltungen koordiniert. Das (von Klaus Sachs-Hombach verantwortete) zentrale Seminar des Lehrforschungsprojekts galt einerseits den historischen und theoretischen Hintergründen des Themas, andererseits wurden die medienwissenschaftlich relevanten Aspekte in den Blick genommen. Insgesamt sollte das Verständnis des Phänomens der Selbstoptimierung während des Semesters vertieft werden erstens durch begriffliche Präzisierungen, zweitens durch Einordnung in die historisch-theoretischen Hintergründen und drittens schließlich durch den Abgleich mit den jüngsten sozialen und politischen Entwicklungen. Zu den konkreteren und aktuelleren Aspekten gehören etwa die Themen „Orientierung an Idealen“, „Technologien des Selbst“ sowie „Formen des Transhumanismus“.

Bei den weiteren Veranstaltungen handelt es sich um sogenannten Lehrredaktionen, die in diesem Jahr durch Anne Ulrich, Jörg Schirra und Lukas Wilde vertreten wurden.

Anne Ulrich hatte den fachlichen Einstieg ins Thema unterstützt und Fragen der öffentlichkeitswirksamen und sachadäquaten medienpraktischen Vermittlung behandelt. Wie lässt sich die Komplexität wissenschaftlicher Diskussionen reduzieren und verständlich erklären, ohne Thesen, Argumentationszusammenhänge oder Forschungsergebnisse zu verfälschen? Wie überzeugt man Leser:innen davon, dass das Thema „Selbstoptimierung“ für sie relevant ist? Im Seminar wurde außerdem erkundet, wie Selbstversuche zum Thema Selbstoptimierung im Journalismus umgesetzt werden. In Auseinandersetzung mit autoethnographischen Methoden, klas-

sischen Selbsttechniken des Schreibens wie digital gestützten Optimierungshilfen führten die Studierenden eigenständige Selbstversuche durch.

Jörg Schirra hatte unter dem Titel „Projektmanagement“ konkret die Planung und Durchführung der Tagung begleitet, die Studierenden mit relevanten Planungs- und Organisationsaspekten vertraut gemacht und die Gruppe angeleitet, die formalen und inhaltlichen Aspekte der Tagung zu erarbeiten und den resultierenden genauen Fahrplan bis zur Tagung erfolgreich umzusetzen.

Eine weitere Lehrredaktion (Lukas R.A. Wilde) war dem Bereich der Wissensvermittlung und des Wissenstransfers bzw. des Veranstaltungsmanagements gewidmet. Das Ergebnis hierbei war die „Tübinala“ selbst, also die inhaltliche und organisatorische Konzeption, Ausgestaltung und Realisierung des rahmenden Filmfestivals. Aufgrund der Corona-Pandemie musste die „Tübinala“ 2021 zwar ein weiteres Mal online stattfinden, die Studierenden überführten die Veranstaltung am 17. Mai 2021 jedoch souverän in ein live aus dem Zentrum für Medienkompetenz (ZfM) der Universität Tübingen gesendetes Streaming-Event.

Unter Pandemiebedingungen konnte auch die von Studierenden der Eberhard Karls Universität unter dem Titel „Gut, besser, ich – Blickwinkel auf das Phänomen Selbstoptimierung“ organisierte Tagung am 17. und 18. Mai 2021 nur online stattfinden. Die Begeisterung, mit der das Thema aufgenommen worden war, hatte aber schnell zu einer großen Resonanz und zu zahlreichen zusätzlichen Beiträgen geführt, die nicht auf der Tagung vertreten waren. Insofern ist die vorliegende Publikation zwar als ein studentisches Lehrforschungsprojekt gestartet, liefert in der nun erreichten wissenschaftlichen Form aber eine ganz grundsätzliche und exemplarische Auseinandersetzung mit dem Thema. Gleichwohl wird es dem Verständnis der Leser:in hilfreich sein, die Genese und das Umfeld der Tagung kurz zu skizzieren, bevor wir ebenfalls recht kurz auf die thematische Ausrichtung der Beiträge eingehen.

Die Verantwortung über die Organisation der Tagung übernahm eine eigene Arbeitsgruppe von Studierenden des Masterstudiengangs Medienwissenschaft. Im Rahmen der entsprechenden Lehrredaktion zum Projektmanagement entwickelte die Organisationsgruppe zusammen mit ihren Kommiliton:innen einen thematischen Schwerpunkt, der einen kritischen Blick auf das Konzept „Selbstoptimierung“ ermöglichen sollte. Im Rahmen der Veranstaltung trafen zwei Perspektiven aufeinander: Einerseits kamen mit Coaches und Unternehmern Akteure zu Wort, die Selbstoptimierungspraktiken nicht nur ausüben, sondern entwickeln, befördern und verkaufen. Auf der anderen Seite stand die kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Perspektiven aus der Soziologie, Medienwissenschaft und Philosophie. Diese beiden Facetten bildeten sowohl die vielfältige Auseinandersetzung in den Seminaren als auch die unterschiedlichen Interessen und Zugänge der Studierenden ab. Durch die Durchmischung der Perspektiven konnten die Diskussionen der Referenten die vielfältigen Spannungen und Kontroversen des Themenfelds Selbstoptimierung abbilden, ohne

in Einseitigkeit abzurutschen. So machte das Referenten:innen-Panel die Vielfalt wissenschaftlicher Perspektiven, praktischer Zugänge und individueller Bewertungen begreifbar und brachte Akteur:innen in den Austausch, die ansonsten wenige Berührungspunkte haben.

Neben den Referent:innen der Tagung, deren Betreuung durch den Studierenden **Benedikt Matt** erfolgte, wurden zahlreiche weitere Autor:innen für diesen Sammelband durch **Marcel Lemmes** angefragt, der auch den weiteren Verlauf des Publikationsprozesses und die anschließenden Arbeiten verantwortete. Durch die unermüdliche Arbeit aller beteiligten Herausgeber:innen, und natürlich allen voran der jeweiligen Autor:innen, vereint dieser Sammelband nun insgesamt vierzehn Beiträge, die sich aus verschiedensten Perspektiven und Hintergründen mit dem Thema Selbstoptimierung befassen, die die Herausgeber:innen grob in vier Teilbereiche einzuordnen versucht haben.

Den ersten Teilbereich der theoretischen Analyse eröffnet **Dagmar Fenner** mit Ihrem Beitrag „Selbstoptimierung aus philosophisch-ethischer Perspektive“. Hier konturiert Fenner die begrifflichen Implikationen des Begriffs „Selbstoptimierung“ und verweist auf dessen sozio-normative Einbettung, vor deren Hintergrund Fragen nach dem Glück des Einzelnen und der Qualität des Zusammenlebens in einer kontemporären Gesellschaft der Selbstoptimierung aufgeworfen werden. **Anna Puzio** erweitert diese Perspektive, indem sie in „The Future of Humanity – An Anthropological Perspective on Body Optimisation and Transhumanism“ auf die anthropologischen Verwerfungen eines auch in die Zukunft gerichteten Transhumanismus blickt. Kritisch analysiert Puzio das Menschenbild des Transhumanismus, welches sie als unzureichend für eine Anthropologie der Gegenwart resümiert. **Michael Schumann** kommt in seinem Beitrag „Der verbesserungsbedürftige Mensch und die posthumanistischen Kulturen – Philosophisch-anthropologische Gedanken zur Normalisierung des Human Enhancement“ zu einem ähnlichen Schluss: Die Normalisierung von Selbstoptimierungsmaßnahmen erfordere weitergehende anthropologische Reflexionen – auch aus einer interkulturellen, nicht-westlichen Perspektive. In „Die Infragestellung des Leibes durch Technik – Plädoyer für eine Reformulierung des Körperbegriffs“ argumentiert **Caroline Helmus** dagegen dafür, das körperliche Relationalitätsverständnis auszuweiten. Die engmaschige Mensch-Körper-Technik-Verwebung betrachtet sie vergleichend aus theologischer und transhumanistischer Perspektive.

Die soziale und psychologische Bedeutung von Selbstoptimierung wird von den Texten des zweiten Teilbereichs reflektiert. **Toni Garbe** diskutiert in ihrem Beitrag „Enhancement als Weg zum posthumanen Körper? Über die Divergenzen der Körperdeutungen von Transhumanismus und gegenwärtigem Alltagsverständnis“ die Bedeutung transhumanistischer Visionen und inwiefern ein gegenwärtiges Körper- und Menschverständnis vor dem Hintergrund einer Normalisierung von „Human Enhancement“ durch solche beeinflusst wird. Als eine besondere Form der Beeinflussung gilt für **Alexander Fischer** die Manipulation. Sein Beitrag „Manipu-

lation zum Besseren – Selbstoptimierung in Therapie und Coaching“ skizziert die Ambivalenz des Selbstoptimierungstopos zwischen hilfreicher therapeutischer Bearbeitung und verzerrter Begierdeerweckung im Kapitalismus. Anhand eines qualitativ beleuchteten Fallbeispiels kommt Julia Schreiber in „Körperoptimierung und Leibgebundenheit – Kulturelle und psychische Bedeutungen permanenter Grenzüberschreitung“ zu ähnlichen Schlüssen über die Wirren einer Wettbewerbs- und Leistungsgesellschaft und die psychische Funktionalität individuellen Optimierungsbestrebens. Indem er seinen Fokus von den individuellen auf die gesamtgesellschaftlichen Implikationen von Selbstoptimierung ausweitet, schließt Nils Zurski diesen Teilbereich mit „Zählen, messen, kontrollieren – Über eine ambivalente Technik der (Post)Moderne oder: wie aus persönlichem Geltungsdrang ein gesellschaftliches Problem werden kann“ ab. Hier stellt er Fragen nach Macht- und Herrschaftsverhältnissen in einer (post)modernen Welt der technologisierten Optimierung.

Der dritte Teilbereich reflektiert explizit die medial-technologische Einbettung sowie Darstellung von Selbstoptimierungspraktiken. In ihrer Analyse „Ein optimierter Serienmörder – Die Faszination des hochfunktionalen Psychopathen in der Populärkultur“ betrachtet Melanie Mika mediale Beispiele wie *Dexter* und *Snakes in Suits* und deckt eine Logik des Erfolgs in Fernsehserien auf. Ralph Köhnen wiederum legt in seiner medienhistorischen Untersuchung „Selbstpoetik in Millisekunden – Neue Formen des Tagebuchs in kritisch-soziologischer Sicht“ einen Blick auf Formen des quantifizierten Selbst und eines „Datentribalismus“ in der digitalen Datengesellschaft frei. Oswald Balandis steuert mit seinem Beitrag „Datendeutung und Selbstoptimierung in Praktiken des Self-Trackings“ eine detaillierte Analyse von Self-Tracking-Technologien bei; er verweist auf die Deutungszwänge und Verständnisprobleme der digitalen Daten, die diese produzieren.

Schließlich widmet sich der vierte und letzte Teilbereich der praktischen Reflexion von Selbstoptimierung. Sophia Carrara und Benedikt Matt machen in ihrem studentischen Beitrag „Parasoziale Bindung als Verkaufsinstrument für Selbstoptimierungspraktiken – Das Beispiel des Instagramkanals von Laura Malina Seiler“ in einer Inhaltsanalyse nochmals anhand eines ganz praktischen Anwendungsgebiets die Bedeutung von Selbstoptimierungsverhalten und -strategien im Marketing deutlich. Der abschließende Beitrag „(Selbst-)Optimierung in der Erwachsenenbildung – Bildungsfragen im Horizont des Lebenslangen Lernens“ von Carolin Alexander und Malte Ebner von Eschenbach rundet den Sammelband durch eine erziehungswissenschaftliche Perspektive ab. Hier exemplifizieren die beiden Autor:innen die Tragweite des Selbstoptimierungsdiskurses für die verschiedensten Gesellschaftsbereiche und machen dessen Potential auch für die Begriffs- und Theoriearbeit in anderen Disziplinen deutlich.

Die Herausgeber:innen möchten sich abschließend bei allen bedanken, die mit der Organisation der Tagung und dieser Publikation befasst waren.

Besonderer Dank gilt den Autor:innen für ihre große Mühe und dem Institut für Medienwissenschaft der Universität Tübingen für die großzügige finanzielle Unterstützung.

Literatur

- Braidotti, Rosi (2014). *Posthumanismus: Leben jenseits des Menschen*. Aus dem Englischen von Thomas Laugstien. Frankfurt a.M.: Campus.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement: Ein ethischer Grundriss*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Foucault, Michel (1986). *Sexualität und Wahrheit*. Band 3: *Die Sorge um sich*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2007). *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fröhlich, Gerrit (2018). *Medienbasierte Selbsttechnologien 1800, 1900, 2000*. Bielefeld: transcript.
- Habermas, Jürgen (2018). *Die Zukunft der menschlichen Natur: Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* 5. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Loh, Janina (2018). *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Reckwitz, Andreas (2019). *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Sloterdijk, Peter (2017). *Regeln für den Menschenpark: Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*. 13. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- von Felden, Heide (2020). *Selbstoptimierung und Ambivalenz: Gesellschaftliche Appelle und ambivalente Rezeptionen*. Wiesbaden: Springer VS.

Marcel Lemmes, M.A.
 Eberhard Karls Universität Tübingen
 Institut für Medienwissenschaft
 Wilhelmstraße 50
 72074 Tübingen
 Deutschland
 E-Mail: marcel.lemmes@uni-tuebingen.de

Benedikt Matt
 Eberhard Karls Universität Tübingen
 Institut für Medienwissenschaft
 Wilhelmstraße 50
 72074 Tübingen
 Deutschland
 E-Mail, in Vertretung: klaus.sachs-hombach@uni-tuebingen.de

*Prof. Dr. Klaus Sachs-Hombach
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Medienwissenschaft
Wilhelmstraße 50
72074 Tübingen
Deutschland
E-Mail: klaus.sachs-hombach@uni-tuebingen.de*

*PD Dr. Jörg R.J. Schirra
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Medienwissenschaft
Wilhelmstraße 50
72074 Tübingen
Deutschland
E-Mail, in Vertretung: klaus.sachs-hombach@uni-tuebingen.de*

*Dr. Anne Ulrich
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Medienwissenschaft
Wilhelmstraße 50
72074 Tübingen
Deutschland
E-Mail: anne.ulrich@uni-tuebingen.de*

*Dr. Lukas R.A. Wilde
NTNU Norwegian University of Science and Technology
Department of Art and Media Studies
Edvard Bulls veg 1, Building 8, 8437, Dragvoll
7049 Trondheim
Norwegen
E-Mail: lukas.r.a.wilde@ntnu.no*

Selbstoptimierung aus philosophisch-ethischer Perspektive

Dagmar Fenner, Universität Basel

Summary. Firstly, an attempt is made to define the term “self-optimisation” as objectively as possible, i.e. beyond any polarisation. It becomes apparent, however, that the term itself is not neutral because all self-optimisation efforts are assumed to lead to a positive change towards a more perfect state. In order to be able to distinguish “improvements” from “deteriorations”, normative orientation standards are required, which are explained in the article: On the one hand, from an individual-ethical perspective, it will be assessed to what extent self-optimisation contributes to the happiness of the individual. From a moral or socio-ethical perspective, on the other hand, the question is posed whether the trend towards self-optimisation has a negative impact on the quality of living together.

Keywords. Self-optimization, terminology, happiness, freedom, compulsion, moral criticism

Zusammenfassung. Zu Beginn wird versucht, jenseits von Polarisierungen eine möglichst sachliche Begriffsbestimmung vorzunehmen. Es zeigt sich aber, dass der Begriff „Selbstoptimierung“ selbst nicht neutral ist, weil allen Selbstoptimierungsbestrebungen eine positive Veränderung hin zu einem vollkommeneren Zustand unterstellt wird. Um „Verbesserungen“ von „Verschlechterungen“ unterscheiden zu können, braucht es aber normative Orientierungsmaßstäbe, die im Beitrag erläutert werden: Aus einer individual-ethischen Perspektive wird geprüft, inwiefern Selbstoptimierung zum Glück der Einzelnen beiträgt. Aus der moralischen oder sozialetischen Perspektive hingegen geht es um die Frage, ob sich der Selbstoptimierungstrend negativ auf die Qualität des Zusammenlebens auswirkt.

Schlüsselwörter. Selbstoptimierung, Begriffsklärung, Glück, Freiheit, Zwang, moralische Kritik

1. Einleitung

Der neue Trend der „Selbstoptimierung“ spaltet die Gesellschaft: Die Gegner denken bei diesem Schlagwort an einen gesellschaftlichen Perfektionszwang und die Zurichtung und Ausbeutung der Menschen in unserem neoliberalen Wirtschaftssystem. Viele haben Aldous Huxleys Schreckensszenario der *Schönen neuen Welt* vor Augen. Sie fragen: „Wieso sollen wir uns eigentlich optimieren?“ und protestieren gegen den sogenannten „Selbstoptimierungs-Wahn“ und die Tyrannei des Glücks. Die Befürworter hingegen begrüßen die Entwicklung immer neuer Optimierungsmethoden als Zuwachs individueller Autonomie und Höhepunkt des aufklärerischen Emanzipations- und Individualisierungsbestrebens. Denn nach dieser Lesart kann jetzt jeder sich und sein Leben nach Wunsch verbessern und sein Schicksal in die eigene Hand nehmen. Keiner ist mehr einer ungerechten „natürlichen Lotterie“ oder einem göttlichen Schicksal ausgeliefert. Das immer neue Angebot an Optimierungsmaßnahmen erscheint aus dieser Perspektive als große Verheißung bezüglich eines besseren Lebens und erhöhten Chancen auf Glück. Die gegenwärtige Debatte ist leider geprägt von solchen programmatischen Pauschalisierungen und einer simplifizierenden polarisierenden Einordnung des Phänomens Selbstoptimierung in oppositionelle Kategorien wie „sozialer Druck“ oder „Freiheitszuwachs“ und „Wahn“ oder „Weg zum Glück“.¹

2. Die Soziologie vom besseren Selbst

Bei diesem „Lagerdenken“ zwischen dem apokalyptischen Gegner und euphorischen Befürworter verliert man leicht die Sache aus den Augen, um die es geht. Bevor auf die einzelnen Argumente der Pro- und Kontrapositionen näher eingegangen wird, soll daher mit einer grundlegenden konzeptuellen Klärung begonnen werden: Möglichst sachlich und neutral definiert ist Selbstoptimierung eine Art Orientierungsmuster, das die Gesellschaft dem Einzelnen zur Regulierung seines Handelns zur Verfügung stellt. Es ist also ein gesellschaftliches Leitbild zur individuellen Lebensgestaltung. Von einem Trend lässt sich insofern sprechen, als dieses Selbst- und Lebenskonzept eine enorme öffentliche und mediale Aufmerksamkeit genießt und von immer mehr Menschen praktiziert wird.

Der Begriff „Optimierung“ geht zurück auf das lateinische „optimus“: der Beste, der Tüchtigste. Selbstoptimierung meint in einem weiten Sinn eine Verbesserung hin zum bestmöglichen oder vollkommenen Zustand, den ein Mensch erreichen kann. Zielpunkt der Selbstoptimierung ist also ein qualitatives Optimum, nicht aber ein quantitatives Maximum. Denn das Maximum im Sinne einer absoluten und höchsten Steigerung ist bei organischen Systemen meist nicht das Optimum. Ein Gedächtnis beispielsweise, das maximal viele Informationen speichern würde, wäre kaum ein wünschenswerter Zustand. Denn ohne Selektion des Hirns der für das Indivi-

duum bedeutsamen Informationen wäre ein Mensch völlig überreizt und kaum mehr handlungsfähig. Das „Optimum“ ist aber auch etwas anderes als ein „Ideal“. Denn dieses meint die schlechthin beste nur denkbare Variante. Dabei wird keine Rücksicht genommen auf die realen Gegebenheiten, also auf die konkreten Möglichkeiten und Grenzen eines Individuums. Optimiert werden können ganz grundsätzlich sämtliche Funktionen, Zustände, Eigenschaften oder Fähigkeiten der Menschen, außerdem etwa auch ihre Handlungsabläufe, Arbeitsprozesse, Beziehungen usw. Charakteristisch für Optimierungsprozesse sind eine klare Zielorientierung und permanente Rückmeldungen, und Voraussetzungen für ihr Gelingen sind erhöhte Selbstthematisierung, Selbstkontrolle und Selbst-Disziplinierung.

Die Begriffskombination „Selbstopтимierung“ wurde zunächst in den Neurowissenschaften für eine ständige Verbesserung des Nervensystems durch Lernprozesse und Rückkoppelungseffekte (Stangl 2018: o. S.) verwendet. Ein gutes Beispiel für eine solche rationale und disziplinierte Selbstverbesserung über Rückmeldungen ist die digitale Selbstvermessung: Beim sogenannten „Self-Tracking“ werden mithilfe von „Smart Wearables“ oder „Smart Watches“ beispielsweise Schritte gezählt oder Puls und Schlafrythmus gemessen, um den eigenen Gesundheitszustand zu verbessern. Wird der Selbstopтимierungs-Begriff jedoch inflationär für jeden Gang zum Frisör oder eine vom Jobcenter auferlegte Weiterbildungsmaßnahme verwendet, wird er bedeutungslos. Selbstopтимierung meint also den meist kontinuierlichen Veränderungsprozess, der über ständige Selbstreflexion, Selbstdisziplinierung und Verbesserungsmaßnahmen zu einem anvisierten Ideal hinführt.

Was genau das gewünschte Optimum oder das anvisierte Ziel der Selbstopтимierungsbestrebungen ist und welche Mittel dafür eingesetzt werden, steht nicht von Anfang an und allgemein fest. Unter Selbstopтимierung im weiten Sinn fallen nicht nur neueste Technologien wie digitale Geräte oder medizinisch-pharmakologische Verfahren, sondern auch traditionelle und technikfreie Praktiken wie Bildung, Erziehung, Meditation oder sportliches Training. Auch im Zeitalter der Selbstopтимierung verbessern sich Menschen keineswegs nur mit technischen Mitteln, sondern vorwiegend durch die Arbeit an sich selbst, das Überwinden von Gewohnheiten und das Feilen an der eigenen Lebensführung: Der Selbstopтимierungstrend hat einen riesigen Selbstentwicklungsmarkt mit Lebenshilfeleratur, Internetforen, Beratungsangeboten und Seminaren zur Persönlichkeitsentwicklung hervorgebracht. Allgegenwärtig sind Appelle zum lebenslangen Lernen und zur Steigerung verschiedenster kognitiver, sozialer und emotionaler Kompetenzen. Professionell vermarktet und massenmedial umworben wird ein immer breiteres Angebot von Motivations- und Persönlichkeitstrainern, Glücksscoaches, Speakern, Bildungsexperten, Erziehungs- und Beziehungsberatern. Im Gegensatz zu neuen technibasierten Selbstopтимierungs-Methoden stehen solche herkömmlichen Methoden der technikfreien Arbeit an sich selbst kaum in der Kritik.

Gegen das Konzept der Selbstopтимierung lässt sich jedoch einwenden, dass der Begriff „Selbstopтимierung“ nicht neutral ist: Er enthält vielmehr

eine positive Bewertung und suggeriert, dass es sich bei diesem Projekt um etwas durchweg Positives handelt. Die konkreten Veränderungen scheinen rein aus definitorischen Gründen allesamt Verbesserungen zu sein, das heißt wünschenswerte Veränderungen hin zum Guten (Fenner 2019: 13). Die positive Begriffskonnotation scheint uns also geradezu eine positive Haltung zu sämtlichen von Menschen durchgeführten oder gewünschten Veränderungen aufzudrängen. Die Kritiker des Selbstoptimierungstrends weisen zu Recht auf diesen irreführenden Umstand hin. Denn Menschen können sich zweifellos darin täuschen, was für sie gut ist. Sie können bestimmte Veränderungen als positiv bewerten, obwohl sie faktisch eine Verschlechterung des Anfangszustandes bedeuten. Das Konsumieren von Stimulanzen beispielsweise führte bei empirischen Überprüfungen anhand von Tests nicht zu besseren geistigen Leistungen. Demgegenüber können negative Langzeitfolgen zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht ausgeschlossen werden. Um überhaupt „Verbesserungen“ von „Verschlechterungen“ unterscheiden zu können, braucht es normative Kriterien oder Standards. Diese Beurteilungsmaßstäbe müssen aus meiner Sicht in der Selbstoptimierungs-Debatte dringend offengelegt und diskutiert werden. Woran lässt sich überhaupt bemessen, dass eine Verbesserung, ein gutes Ziel oder gar ein Optimum vorliegen – und es sich nicht vielmehr um „Verschlechterungen“ handelt?

3. Individueller Bewertungsmaßstab: Glück oder gutes Leben

In der Ethik wird zwischen folgenden beiden Bewertungshinsichten unterschieden, die für die Diskussion herangezogen werden können: Aus der ersten individualethischen Perspektive geht es um das Glück oder gute Leben der Individuen. Der Einzelne bekommt Ratschläge oder Empfehlungen für die je eigene Lebensgestaltung. Die zweite moralische oder sollensethische Perspektive hingegen konzentriert sich auf die Qualität des Zusammenlebens der Menschen und insbesondere auf soziale Gerechtigkeit. Aus dieser Perspektive werden nicht Empfehlungen gemacht wie bei der individualethischen, sondern allgemeingültige Sollensforderungen für die Regelung des Zusammenlebens erhoben. Da „Selbstoptimierung“ wie eingangs definiert ein individualethisches Orientierungsmuster für den Einzelnen zur persönlichen Lebensgestaltung darstellt, werden wir uns vorwiegend mit der ersten Perspektive beschäftigen. Auch wenn es in der Selbstoptimierungs-Debatte nicht immer explizit gemacht wird, kann das Letztziel der Selbstoptimierung eigentlich nur das Glück oder gute Leben derjenigen Individuen sein, die sich selbst und ihr Leben verbessern wollen. Ohne Glauben an vorgegebene objektive Orientierungsmaßstäbe wie beispielsweise die göttliche Schöpfung kann als „Verbesserung“ nur dasjenige gelten, was sich aus der subjektiven Perspektive der nach Glück strebenden Menschen als positiv bewerten und erfahren lässt. Aus dieser ersten individualethischen Perspektive stellt sich bezüglich der Selbstoptimierung also die entschei-

dende Frage: Welche Eigenschaften oder Fähigkeiten der Menschen sollen verbessert werden, um ein gelingendes, glückliches Leben zu befördern?

Ende des 20. Jahrhunderts wurden neue Psychopharmaka als „Glücksspielen“ beworben, die angeblich auch bei Gesunden eine Stimmungsaufhellung und positive Glücksgefühle bewirken können. Dahinter stehen hedonistische Vorstellungen vom Glück als Maximum an subjektiven Erlebnissen der Lust oder Freude. Keine Glücksvorstellung wird seit der Antike so heftig kritisiert wie die hedonistische. Obwohl man faktisch immer noch nach dem „Glück auf Rezept“ sucht und eine Glücksspiel also noch gar nicht zur Verfügung steht, stellte aus philosophischer Sicht ein durch „emotionales Enhancement“ direkt chemisch induziertes subjektives Wohlbefinden aber ohnehin nur ein „illusionäres“ oder „inauthentisches Glück“ dar: Es wäre vollständig von der realen Außenwelt abgetrennt und täuschte über schwierige Lebenssituationen hinweg, in denen vielleicht Trauer oder Ärger angemessenere Gefühle wären. Erstrebenswert scheint nur ein Glück zu sein, das in Kontakt steht mit der Realität und durch erfüllende Tätigkeiten wie beispielsweise das Musizieren oder das reale Zusammensein mit Freunden hervorgerufen wird. Ein solches seit der Antike philosophisch reflektiertes Glück ist sozusagen der Grundzug eines aktiven Lebensvollzugs, genauer eines gelingenden oder guten Lebens. Wer beim Auftreten von Problemen regelmäßig Glücksspielen schluckte, verlöre dadurch aber die für ein übergreifendes Glück notwendigen Krisenbewältigungskompetenzen.

Die Chance auf ein gelingendes Welt-Selbst-Verhältnis könnten allenfalls Psychopharmaka erhöhen, die bestimmte glücksrelevante Persönlichkeitseigenschaften beeinflussen. Zu denken ist etwa an Offenheit, Selbstbewusstsein oder Soziabilität, die eine gute Grundlage für einen konstruktiven und aktiven Umgang mit Um- und Mitwelt bilden. Diese Eigenschaften ermöglichen es den Individuen, neugieriger, offener und antriebsfreudiger auf die Welt zuzugehen. Gleichsam auf indirektem Weg könnten sie daher die Chancen auf ein gelingendes Welt-Selbst-Verhältnis erhöhen.

Eine in heutigen westlichen Gesellschaften und der gegenwärtigen Philosophie dominierende Vorstellung ist diejenige vom Glück als Selbstverwirklichung oder Selbstentfaltung (für einen Überblick zu verschiedenen Glücksvorstellungen vgl. Fenner 2019: 21f.): Ein gelingendes Welt-Selbst-Verhältnis vollziehe sich stets als Entfaltung der eigenen Talente und Fähigkeiten oder als Verwirklichung seiner wichtigsten Wünsche oder identitätsstiftenden Lebensziele in der Außenwelt. Nach Erkenntnissen in Philosophie und psychologischer Flow-Forschung erleben Menschen größere Erfüllung bei komplizierteren Tätigkeiten, bei denen sie höhere Fähigkeiten einsetzen und diese weiterentwickeln können (vgl. exemplarisch Rawls 1996: 464ff.; Csikszentmihalyi 1992: 70ff.). Glücksförderlich sind daher Selbstoptimierungsprogramme, die beispielsweise mit Potentialanalysen beim Erkennen der eigenen Stärken und Talente helfen und durch Bildungsprogramme zur Qualifikation spezifischer Fähigkeiten anleiten.

In engem Zusammenhang mit der Vorstellung vom Glück als Selbstverwirklichung steht die wichtige Unterscheidung zwischen selbstzweckhaf-

ten, intrinsischen Tätigkeiten einerseits und außenorientierten extrinsischen Tätigkeiten andererseits. Nach der zentralen Unterscheidung zwischen „Poiesis“ und „Praxis“ von Aristoteles muss sich ein gutes und glückliches menschliches Leben vorwiegend in selbstzweckhaften Handlungen wie z.B. Wahrnehmen, Denken oder moralisches Handeln vollziehen (vgl. Aristoteles 1991: 1. Buch, 1. Kapitel). Wer sich bei der Selbstoptimierung rein extrinsische instrumentelle Ziele setzt, wie beispielsweise das bessere Abschneiden als andere im Wettbewerb um mehr Schönheit oder Leistungsfähigkeit, wird kaum glücklich werden. Denn es gibt immer jemanden, der beim Vergleich noch besser abschneidet, also beispielsweise noch schöner oder leistungsfähiger ist als man selbst. Intrinsische Verbesserungen jedoch tragen ihren Wert in sich selbst, indem sie zu wertvollen Eigenschaften oder selbstzweckhaften Tätigkeiten verhelfen. So könnten beispielsweise eine bessere Fitness oder eine Verbesserung der Erkenntnisfähigkeit große Freude bei den entsprechenden Aktivitäten bereiten.

Der Vorwurf, bei Selbstoptimierungsbemühungen gehe es immer nur um den sozialen Vergleich mit anderen, greift meines Erachtens zu kurz. Denn bei den meisten angestrebten Veränderungen dürfte eine Kombination von intrinsischen und extrinsischen Motiven vorliegen. Dies gilt selbst für rein äußerliche Veränderungen wie ein optimiertes Erscheinungsbild. Neben extrinsischen Motiven für Schönheitsoperationen wie bessere Chancen bei Partnerwahl und Karriere gibt es immer auch interne Motive wie mehr persönliches Wohlbefinden und Selbstvertrauen (vgl. zur komplexen Motivlage beim Schönheitshandeln Kuchuk 2009: 72ff.).

Philosophische Theorien des guten Lebens und die empirische Lebensqualitätsforschung können aber durchaus noch konkretere Angaben darüber machen, welche menschlichen Eigenschaften oder Fähigkeiten für menschliches Glück wichtig sind. In der philosophischen Selbstoptimierungs-Diskussion bezeichnet man jene Ziele menschlichen Strebens als „Allzweckgüter“, die für praktisch alle menschlichen Lebensentwürfe nützlich sind. Zu diesen Strebenszielen oder Grundgütern zählt man beispielsweise Gesundheit, Intelligenz oder die Fähigkeit zur Selbstkontrolle (vgl. Buchanan u.a. 2000: 168; Savulescu 2008: 182ff.). Es ist in der Philosophie keineswegs unumstritten, ob es solche für alle Menschen vorteilhaften Strebensziele gibt und wie sie begründet werden können. Wenn aber eine solche Liste objektiver Güter allgemein akzeptiert wäre, könnte sie beispielsweise bei genetischen Optimierungsverfahren beim Nachwuchs als Orientierung dienen. Sofern ein genetisches Enhancement an Embryonen je risikofrei durchführbar sein sollte, wäre es jedenfalls auf solche Allzweckgüter zu beschränken, die eindeutig die Chancen der Kinder auf ein gutes Leben erhöhen. Ethisch unzulässig wäre es jedoch, wenn Eltern ihre subjektiven Wünsche erfüllen und sogenannte „Designerbabys“ produzieren wollen.

Weder in philosophischen Theorien des guten Lebens noch in der Lebensqualitätsforschung wird demgegenüber die Schönheit als erstrebenswertes oder gar notwendiges Gut erwähnt. Ganz im Gegenteil scheinen immer anspruchsvollere Schönheitsideale zu einer steigenden Unzufriedenheit

mit dem eigenen Körper zu führen. Insbesondere mit Blick auf Jugendliche sprechen Kritiker von einem „planmäßigen Erzeugen von Unwohlsein“ (vgl. Stroop 2011: 152).

4. Freiheit versus Zwang zur Selbstoptimierung

Aus Sicht der Befürworter des Selbstoptimierungstrends fördert der Appell zur Arbeit am eigenen Selbst die individuelle Freiheit und Verantwortung der Einzelnen: Im gegenwärtigen Streben nach individueller Selbstverbesserung komme das Ideal persönlicher Autonomie oder Selbstbestimmung zum Ausdruck, das in unserer gegenwärtigen westlichen Gesellschaft als einer der höchsten Werte gilt. Die Kritiker des Selbstoptimierungstrends bestreiten hingegen einen ursprünglichen inneren Drang der Individuen zur Selbstverbesserung. Statt um eine positive Errungenschaft des menschlichen Autonomiestrebens handle es sich um einen von außen kommenden Zwang zum Selbst-Zwang, sich ständig verändern und noch mehr aus sich machen zu müssen. Um in der gegenwärtigen Leistungs- und Chancengesellschaft bestehen zu können, unterwerfe sich der Einzelne den gesellschaftlichen Idealen und Normen wie Schönheit oder Leistungsfähigkeit. Sogar im Online-DUDEN (2024) wird Selbstoptimierung definiert als „jemandes (übermäßige) freiwillige Anpassung an äußere Zwänge, gesellschaftliche Erwartungen oder Ideale“. Genauso wie „Glück“ stellt aber „Freiheit“ ein hochkomplexes Phänomen dar, zu dem es in der Philosophie eine unüberschaubare Vielfalt an unterschiedlichen Konzepten gibt (vgl. für den Überblick über die wichtigsten Unterscheidungen philosophischer Freiheitskonzepte Fenner 2019: Kap. 2.3). Mit Blick auf die Kontroverse um Freiheit vs. Zwang zur Selbstverwirklichung müssen meines Erachtens zumindest folgende drei Szenarien auseinandergehalten werden:

1. Am gravierendsten ist zweifellos ein **direkter Zwang**: Bezüglich der steigenden Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmer besteht die Gefahr, dass die Arbeitgeber oder Vertragspartner etwa im Militär- oder Transportwesen einen direkten Zwang zur Einnahme von leistungssteigernden Pillen ausüben. Im zweiten Weltkrieg wurden die Soldaten tatsächlich schon zum Konsum von Stimulanzien verpflichtet. Es läge dann die seltene Form eines heteronomen Enhancements vor, die dem Recht auf Selbstbestimmung und körperliche Integrität der Betroffenen widerspricht und deswegen ethisch verwerflich ist. Gegenstand philosophischer Diskussionen über Selbstoptimierung ist aber in aller Regel nicht ein solches heteronomes Enhancement, sondern ein freiwilliges, autonomes Enhancement, bei dem die Einzelnen selbst Urheber der von ihnen ausgewählten Selbstoptimierungsmaßnahmen sind.
2. Etwas weniger stark, aber immer noch ethisch problematisch ist ein **indirekter Zwang**, der bereits durch den sich verschärfenden Wettbewerb um Ausbildungs- und Arbeitsplätze zustande kommen kann.

Denn je leichter beispielsweise leistungssteigernde Psychopharmaka verfügbar sind und Verbreitung finden, desto mehr verschärft sich der Konkurrenzkampf und Leistungsdruck. Mit dem ständigen Anstieg der Leistungsgrenzen und Erwartungshaltungen in Ausbildungsstätten und Unternehmen wächst der Anpassungsdruck auf die Nicht-Optimierten. Sie haben die Wahl zwischen der Unterwerfung unter die externen Standards einerseits und dem Standhaftbleiben gegenüber dem sozialen Druck andererseits. Das Festhalten am eigenen Willen bedeutet aber unter Umständen drastisch verringerte Aussichten auf beruflichen Erfolg und soziale Anerkennung. Obwohl sie durchaus die Wahlfreiheit zwischen den beiden Möglichkeiten haben, sprechen Kritiker von einer „Zwangslage“ oder einer „erpresserischen Situation“: Jemand lehnt leistungssteigernde Psychopharmaka eigentlich ab, nimmt sie aber trotzdem ein, wegen der zu großen zu erwartenden Nachteile. Allerdings schlucken wir beispielsweise auch eine bittere Medizin durchaus freiwillig, um unsere Lebensqualität zu verbessern. Möglicherweise liegt eine Zwangslage nur da vor, wo basale menschliche Güter wie Leben, Gesundheit oder die Fähigkeit zur Selbstbestimmung geopfert werden müssten.

3. Beim dritten Szenario geht es nicht mehr um die Wahl- und Handlungsfreiheit, sondern um die Autonomie oder Willensfreiheit der Einzelnen. Aus Sicht der Selbstoptimierungsgegner zwingt die Gesellschaft den Individuen bestimmte Werte und Ideale etwa von Schönheit, Effizienz und Leistungsfähigkeit auf und übt einen enormen soziokulturellen Normierungsdruck aus. Nun ist aber ein indirekter sozialer Druck auf die Einzelnen, sich bestimmten gesellschaftlichen Idealen anzupassen, keineswegs an sich schon bedenklich, wie es Foucaults (1977: 165ff.) Konzept der „Biopolitik“ nahelegt (vgl. zu diesem von Kritikern des Selbstoptimierungs-Trends gern zitierten Konzept Fenner 2019: 136f.). Kaum verwerflich ist etwa der moralische Druck, beim Sport Fairness zu üben, sich in der Corona-Pandemie aus Solidaritätsgründen impfen zu lassen oder um der Tiere und des Klimas willen weniger oder kein Fleisch mehr zu essen. Entscheidend ist, ob sich die gesellschaftlichen Ideale argumentativ rechtfertigen lassen und ob sie demokratisch legitimiert sind. Letztlich müssen sie unter den oben genannten beiden ethischen Bewertungsmaßstäben gut abschneiden: Das heißt sie sollen das gute Leben und die Qualität des Zusammenlebens der Menschen fördern.

Unter diesen Gesichtspunkten scheinen gesellschaftliche Ideale oder Selbstoptimierungs-Ziele wie Gesundheit und Fitness unbedenklich zu sein, nicht jedoch die immer anspruchsvolleren, insbesondere weiblichen Schönheitsideale. Denn sie erfordern einen hohen Aufwand an Zeit und Geld und können wie im Fall der heutigen extremen Mager-Modells die Gesundheit und das Glück der sich ihnen unterwerfenden Frauen gefährden.

Liberalen Befürworter des Selbstoptimierungstrends blenden häufig den grundlegenden Umstand aus: Menschen entwickeln ihre Wertvorstellungen, Wünsche und Selbstoptimierungsziele niemals im luftleeren Raum.

Persönlichkeitsideale sind also keine *creatio ex nihilo* der Selbstoptimierer in völliger sozialer Isolation. Vielmehr erwerben wir sie stets im Austausch mit unserem sozialen Umfeld, in Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Wertmaßstäben und Vorstellungen vom guten Leben. Die sozial vorgegebenen Ideale müssen sich aber im Leben der Menschen bewähren: Sie müssen das Leben der Einzelnen spürbar verbessern und dürfen auch die Qualität des Zusammenlebens nicht beeinträchtigen. Zudem müssen die Menschen eine reflexive Distanz zu den gesellschaftlichen Idealen einnehmen können, um sie entweder zu bejahen oder zu verwerfen. Es müsste in demokratischen Gesellschaften offen und kritisch über vorherrschende Ideale wie beispielsweise Schönheit, Effizienz oder Leistungsfähigkeit diskutiert werden können. Auch müsste eine gewisse gesellschaftliche Offenheit gegenüber abweichenden Wertvorstellungen und Lebensentwürfen vorhanden sein, damit niemand zur teilnahmslosen Anpassung an vorgegebene Ideale gezwungen wird.

Klarerweise untergraben wird die Willensfreiheit im Fall einer Manipulation, bei der das kritische Urteilsvermögen der Menschen gezielt ausgeschaltet wird. Ein solches ethisch verwerfliches manipulatives Vorgehen liegt vielfach bei suggestiven Umwerbungen von Schönheitsidealen in TV und Internet vor. Zu denken ist an verblüffende Vorher-Nachher-Bilder und große Versprechungen auf Glück und Erfolg mit verführerischen Slogans wie: „Alles ist möglich“ oder „Ändern Sie ihr Aussehen – ändern Sie ihr Leben!“ Aber schon die ständige Konfrontation mit digital retuschierten Hochglanzmodells in Werbung und Magazinen und ästhetisch operierten Schauspielern und Moderatorinnen kann das eigene Körperbild und die Körperwahrnehmung auf eine Weise prägen, die der Selbstreflexion nur partiell zugänglich ist (vgl. Hermann 2006: 77).

Besonders in der Kritik steht das neoliberale Wirtschaftssystem, das uns ökonomische Werte aufoktroyiere. Hinter dem Streben nach Selbstoptimierung stehe die kapitalistische Steigerungslogik des „schneller, höher, besser“, bei der es nur um Maximierung, Steigerung und Wachstum gehe. Der verschärfte Wettbewerb und Leistungsdruck treibe die Menschen an zu immer mehr Effizienz und Leistungsfähigkeit und zwingen sie so zur Selbstausbeutung. Seit Ulrich Bröcklings Diagnose eines „unternehmerischen Selbst“ wird Selbstoptimierung in der Soziologie gerne als Chiffre oder Metapher für die neoliberale „Ökonomisierung des Sozialen“ gelesen (vgl. Bröckling 2013: 244; King u.a. 2014: 284ff.). „Ökonomisierung“ meint das Eindringen der Kriterien und Regulierungsmechanismen des kapitalistischen Marktes wie Konkurrenz, Durchorganisation und Vorteils-Nachteils-Kalkulationen in immer mehr Lebensbereiche.

Der Begriff des „Optimierens“ entstammt tatsächlich dem technisch-ökonomischen Bereich: Zunächst wurde er in der angewandten Mathematik und Informatik verwendet, wo die Effizienz von Computerprogrammen verbessert werden soll. Später wurde er auch in der Wirtschaft gebraucht mit dem Ziel, den Gewinn eines Unternehmens zu maximieren. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass die ganze Rede von Selbstoptimie-

rung als verfehlt zurückgewiesen wird, weil der Begriff des Optimierens einen unsympathischen technoiden Klang aufweist. Er scheint zwar für das Verbessern von Computerprogrammen oder Wirtschaftsunternehmen gut zu passen, nicht aber für das praktische Selbstverständnis von Personen.

Wie berechtigt und wichtig aber die Kritik an einem ausbeuterischen neoliberalen Wirtschaftssystem und an der Ökonomisierung der Lebenswelt auch ist, stellt die pauschale Deutung der Selbstoptimierung als Symptom einer Wettbewerbsgesellschaft doch eine sehr reduktionistische Sichtweise dar. Denn Selbstoptimierungspraktiken wie beispielsweise die digitale Selbstvermessung müssen nicht notwendig unter ökonomischem Druck stattfinden. Vielmehr können sie auch im Rahmen einer „Ästhetik der Existenz“ ein experimentell-spielerisches Selbstverhältnis zum Ausdruck bringen. Selbst wenn diese Deutung korrekt wäre, handle es sich bei der Verwerfung sämtlicher Selbstoptimierungsbestrebungen lediglich um eine Symptombekämpfung. Es schiene wesentlich vernünftiger und aussichtsreicher, gemeinsam gegen eine unerwünschte Ökonomisierung der Lebenswelt und ein verschärftes Wettbewerbsdenken in unserer Gesellschaft anzukämpfen.

Aus meiner Sicht gehen sowohl radikalliberale Befürworter als auch gesellschaftskritische Gegner häufig von viel zu großen Vereinfachungen aus: Es kann letztlich nicht klar unterschieden werden zwischen Werten und Idealen, die „von innen“ von den Gesellschaftsmitgliedern kommen, und denjenigen, die „von außen“, von der Gesellschaft oder der Wirtschaft her kommen. Denn Prozesse der Wertbildung sind äußerst komplex und es liegen vielfältige Wechselwirkungen vor: Einerseits ist der Einzelne niemals völlig abgekoppelt von gesellschaftlichen Idealen und Menschenbildern, sondern muss sich mit diesen auseinandersetzen und ist auf soziale Anerkennung angewiesen. Andererseits ist „die Gesellschaft“ oder „die Wirtschaft“ keineswegs abgekoppelt von den Menschen, weil zumindest in Demokratien die Bürger die normativen Kriterien für die öffentlichen Rahmenordnungen mitbestimmen.

5. Konservative Positionen: religiöse Kritik und Technikkritik

Konservative Kritiker des Selbstoptimierungstrends treten häufig für die Bewahrung der Schöpfung, der Tradition oder der menschlichen Natur ein. Insbesondere vor einem religiösen Hintergrund appellieren viele an eine Haltung der Ehrfurcht und Demut gegenüber der Natur bzw. der göttlichen Schöpfung. Das eigene Leben und die persönlichen Fähigkeiten und Talente sollen dankbar als Geschenke angenommen werden, statt als etwas zu Perfektionierendes. Die Endlichkeit und Unvollkommenheit des Menschen müsse akzeptiert werden. Wenn sich Menschen immer mehr technologisch verändern, würden sie ihren Ort in der Schöpfung gründlich missverstehen (vgl. Sandel 2008: 107; Fukuyama 2002: 130ff.; Kass u.a. 2003: 287). Kritiker warnen auch vor dem „Verlust des Menschsein“ oder dem „Ende des

Menschen“ (vgl. Fukuyama 2002: 130). Doch wie überzeugend sind diese Argumente gegen den Selbstoptimierungstrend?

Aus einer säkularen individualethischen Perspektive ist ein Erdulden von misslichen Lebensumständen oder eigenen Schwächen nur dann ratsam, wenn sich diese durch die zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Verfügung stehenden Mittel nicht verbessern lassen. Ohne religiösen Hintergrund ist das fatalistische Erdulden unerwünschter Zustände oder Entwicklungen schwerlich eine sinnvolle Option. Der konservative Generalverdacht gegen das Streben nach mehr Gesundheit, höherer Lebensqualität oder besseren Eigenschaften durch medizinisch-technologischen Fortschritt ist in einer säkularen Gesellschaft rational nicht vermittelbar. Christliche Vorstellungen vom Leben als Geschenk Gottes oder das Verbot, Gott zu spielen, helfen in der Selbstoptimierungsdebatte kaum weiter. Denn sie bieten keine klaren Unterscheidungskriterien zwischen konkreten ethisch erlaubten und verbotenen Eingriffen in die Natur, und vermögen viele nichtreligiöse Menschen ohnehin nicht anzusprechen. Auch die dramatische Rede von der Abschaffung des Menschen scheint mir nicht angemessen zu sein. Denn der Mensch ist das einzige nicht-festgestellte Tier, das sich erst selbst definieren muss. Er hat sich im Laufe der natürlich-biologischen und kulturellen Evolution so stark gewandelt, dass die gemeinsam zu klärende Frage nicht die anthropologische ist: „Was ist der Mensch?“, sondern vielmehr die ethische: „Was soll der Mensch denn sein?“ (vgl. Heilinger 2010: 52, 177), in welche Richtung soll er sich weiterentwickeln?

Hinter der Verwerfung des Selbstoptimierungstrends liegt häufig auch eine generelle Technikfeindlichkeit. Kritisiert wird dann der Einzug von immer mehr Technik in der modernen Lebenswelt. Insbesondere älteren Menschen macht die zunehmende Technisierung und Digitalisierung Angst. Technologische Formen des Enhancements gelten deswegen häufig als problematisch, weil im Vergleich zu traditionellen Selbstverbesserungspraktiken wie Bildung oder Training eine reflexive Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt fehlt und man nicht in gleicher Weise Eigenaktivitäten an den Tag legt. Es scheint sich um leicht und schnell vollzogene, vorwiegend äußerliche mechanische Vorgänge zu handeln, sodass sie als oberflächlich und geistlos abgelehnt werden (vgl. Kipke 2011: 242ff.). Doch ist die pauschale Verwerfung des Enhancements aufgrund einer generellen Technikfeindlichkeit rational und argumentativ zu rechtfertigen?

Zweifelloos ist es korrekt, dass Schönheitschirurgische Eingriffe oder das Schlucken von Psychopharmaka im Augenblick der Durchführung keine reflexive Auseinandersetzung erfordern oder häufig sogar von Drittpersonen wie Schönheitschirurgen durchgeführt werden. Aber auch wenn solche technologischen Verfahren zugegebenermaßen niemanden zum Nachdenken zwingen: Sie hindern eben auch niemanden daran, sich schon im Vorfeld intensiv über die anvisierten Veränderungen Gedanken zu machen. Wenn man beispielsweise Psychopharmaka schluckt, um seine Stimmung oder bestimmte Persönlichkeitseigenschaften zu verändern, sollte man sich unbedingt vor dem Konsum alle Chancen und Gefahren ihrer Wirkungswei-

sen vor Augen führen. Auch nach dem Konsum müssten die erreichten Wirkungen vernünftigerweise beobachtet und mit dem gewünschten Selbstbild abgeglichen werden. Bei technologisch ausgefeilten nicht anders als bei traditionellen Praktiken kann nur die Vernunft die entscheidende Instanz sein, um ein gelingendes und gutes Leben zu führen.

Zu beachten ist außerdem, dass bei vielen traditionellen Formen der Arbeit an sich selbst schon immer physische Hilfsmittel wie Sportgeräte, Spiegel, Waage oder bestimmte Substanzen eingesetzt wurden. Es ist schwierig, in der Vergangenheit einen Punkt zu bestimmen, an dem ein qualitativer Umschlag von alten unbedenklichen Eingriffen oder technischen Hilfsmitteln zu neuen problematischen stattgefunden haben soll. Brauchbare Unterscheidungskriterien wie höher entwickelte Techniken, größere Präzision und Schnelligkeit der Veränderungen lassen keine klaren Zäsuren erkennen. Vielmehr liegt eine kontinuierliche Weiterentwicklung vor. Andere Kriterien wie Eingriffstiefe oder Dauerhaftigkeit taugen auch nicht dazu, ältere Techniken als gut und neuere als schlecht auszuweisen. Denn sehr tiefe Eingriffe bewirken manchmal geringe Veränderungen, und die meisten neuen Technologien sind reversibel, d.h. umkehrbar. Die meisten Geräte kann man nämlich jederzeit ausschalten und Pillen absetzen. Die größere Effizienz und schnellere Wirksamkeit technikbasierter Methoden ist also kaum in jedem Fall problematisch. Aus einer ethischen Sicht müssen sämtliche Praktiken unabhängig von technischen Voraussetzungen und Eingriffstiefen einer kritischen Prüfung unterzogen werden.

Es sind allerdings Fälle denkbar, in denen wir beim Einsatz von Technologien den Eindruck gewinnen, dass wir uns mit einer solchen „Abkürzung“ selbst betrügen: Mit ihrer Hilfe erreichen wir zwar unsere selbstgesetzten Ziele leichter. Aber wir sind dann vielleicht auf die erreichten Ziele nicht in gleicher Weise stolz, wie wenn wir sie ohne Hilfsmittel aus eigener Kraft erreicht hätten. Gerne wird in der Selbstoptimierungsdebatte die Analogie zum Bergsteigen bemüht: Kürzt jemand den physisch und mental anstrengenden Aufstieg mit einer Seilbahn ab, empfindet er den sich allmählich weitenden Ausblick und das lang ersehnte Erklimmen des Gipfels möglicherweise als weniger erfüllend. Im Fall des Schreibens eines Buches sind Computer, Textverarbeitungs- und Rechtschreibprogramme bereits gängige und schlechterdings unentbehrliche Hilfsmittel, die kaum mehr hinterfragt werden und keineswegs als wertmindernd angesehen werden. Anders zu beurteilen ist es möglicherweise, wenn ein Hirndoping den Schreibprozess unterstützen würde. Allerdings ist es kaum so, dass der Entstehungsprozess zwangsläufig das Resultat entwertet. Im Fall der vielbeachteten Schriften von Charles Baudelaire oder Jean-Paul Sartre beispielsweise scheint es nicht so zu sein, dass diese durch die Tatsache ihres Stimulanzienkonsums entwertet werden.

Ein anderes Beispiel wäre ein gedopter Sportler, der dank des Enhancement höhere Leistungen vollbringt. Diese könnten aber als weniger bewundernswert erscheinen und auch ihm selbst vielleicht weniger bedeuten. Keineswegs entwickeln jedoch alle Menschen solche negativen Gefüh-

le des Nichtverdiensthagens im Sinne eines „pharmakologischen Calvinismus“ (vgl. Juengst 1998: 36). Wie eine Studie zeigte, genießen gerade Spitzensportler ihre mit unlauteren Mitteln erreichten Rekordleistungen ganz besonders (vgl. Gesang 2007: 90f.).² In den allermeisten Fällen haben medikamentöse oder technische Hilfsmittel lediglich eine unterstützende Funktion. Sie machen also eigene Aktivitäten und Anstrengungen beispielsweise beim Bücherschreiben oder beim Training keineswegs überflüssig. Beides bleibt ein „Kampf“, der den Einzelnen ein hohes Maß an Ausdauer abverlangt. Nur können eventuell höhere Ziele erreicht werden, und die Tätigkeiten sind womöglich erfüllender. Es ist also sehr unwahrscheinlich, dass Menschen in Zukunft auf der faulen Haut liegen werden und Pillen schlucken, wie es manchmal als Horrorszenario an die Wand gemalt wird.

Vielfach wird auch gegen den Einsatz technikbasierter Hilfsmittel eingewendet, Menschen würden sich dadurch verdinglichen und ihren eigenen Körper zum Sklaven machen. Auch diese Technikkritik ist aber in ihrer Pauschalität kaum haltbar. Sonst läge auch eine Instrumentalisierung oder Verdinglichung vor, wenn wir eine Waage oder ein Handy benutzen oder Medikamente gegen Kopfschmerzen oder zum Einschlafen schlucken. Im Einzelfall scheinen die Individuen jedoch sehr unterschiedliche Erfahrungen mit technologischen Hilfsmitteln der Selbstoptimierung zu machen. Insbesondere bei älteren Personen führt beispielsweise das Laufen mit einer Smart-Watch, die fortwährend Herzfrequenz und zurückgelegte Kilometer zurückmeldet, beim Selbstversuch häufig zu einem Gefühl der Entfremdung von ihrem Körper: Die Selbstvermessung reduziert nach ihrem Erleben den Menschen auf berechenbare und messbare Funktionen und Zahlen. Es liege daher ein falsches, distanziertes Verhältnis zum eigenen Körper vor, der gleichsam von einer Außenperspektive aus als eine störungsfrei funktionierende und zu optimierende Maschine betrachtet werde. Darin wird eine Objektivierung oder Verdinglichung gesehen.

Im Gegensatz dazu fehlen bei jüngeren Self-Trackern, die zur Generation der Digital Natives zählen, meist solche Entfremdungserfahrungen: Nach eigenen Angaben führt das Selbstvermessen vielmehr zu einer sensibleren Körperwahrnehmung, mehr Wohlbefinden im eigenen Leib und mehr Selbstbewusstsein (vgl. Strübling u.a. 2016: 277). Vermutlich hängt die unterschiedliche Wahrnehmungsweise zusätzlich noch vom Erfolg bzw. Misserfolg bei der Verbesserung der eigenen Fitness sowie dem individuellen Motivationstyp ab: Extrinsisch Motivierte scheinen generell mehr von konkreten Rückmeldungen zu profitieren, wohingegen bei intrinsisch Motivierten die genuine Freude beispielsweise am Laufen vermindert werden kann.

Bei diesen wie allen anderen Selbstoptimierungstechniken müssen also Pro- und Kontra-Argumente sorgfältig gegeneinander abgewogen werden. Es braucht viel mehr Forschung zu den kurz- und langfristigen Effekten der neuen Technologien auf die Gesundheit und die Lebensqualität der Nutzer. Wünschbar sind bezüglich des Self-Trackings ganz konkret Qualitätskontrollen und medizinische Zertifizierungen der jährlich zu Tausenden auf

den Markt kommenden Gesundheits-Apps. Darüber hinaus müssen die Nutzer umfassend informiert werden über den richtigen Umgang mit den Apps und Geräten, damit das subjektive Körpergefühl und die Wahrnehmung der eigenen Körpergrenzen nicht verloren gehen.

Gegen technologische und insbesondere pharmakologische Selbstoptimierungsmethoden wird häufig auch das Argument der Verdrängung ins Feld geführt: Sie seien deswegen gefährlich und abzulehnen, weil sie nach und nach wertvolle psychologische, intellektuelle oder spirituelle Methoden der menschlichen Selbstverbesserung ins Abseits drängen. So könnten Stimmungsaufheller beim erwähnten emotionalen Enhancement eine langwierige Psychotherapie überflüssig machen, bei der in mentaler Arbeit gemeinsam tief in die Persönlichkeit und die Biographie eingedrungen wird. Das klassische Lernen oder Gehirntaining könnte mehr und mehr ersetzt werden durch Gedächtnis-Chips oder implantierte Sprach- oder Rechenprogramme. Um solche Thesen einer allmählichen Verdrängung zu prüfen, wären für jede einzelne Selbstoptimierungspraktik empirische Langzeitstudien durchzuführen, um die reale Gefahr abschätzen zu können. In den meisten Fällen dürfte die optimale Lösung in einer geeigneten Kombination von traditionellen und neuen technologischen Methoden bestehen.

6. Sozialethischer oder moralischer Bewertungsmaßstab und Fazit

Werfen wir zum Schluss noch ganz kurz einen Blick auf die zweite, die sozialethische Dimension des Zusammenlebens der Menschen: Aus dieser moralischen Perspektive wenden Kritiker ein, das Streben nach Selbstoptimierung sei egozentrisch und narzisstisch. Tatsächlich stellt Selbstoptimierung wie erläutert ein individualethisches Programm dar, bei dem es um das eigene Selbst geht. Es ist aber gleichwohl möglich, sich daneben – in welchem Ausmaß auch immer – für die Belange seiner Mitmenschen einzusetzen. Es besteht also kein strukturell notwendiger Zusammenhang zwischen Selbstoptimierung und Desinteresse gegenüber dem Gemeinwohl. Sozialethisch zu billigen ist jedenfalls nur eine verantwortete Selbstoptimierung, bei der auf Um- und Mitwelt gebührend Rücksicht genommen wird. Vorbildlich wären etwa die LOHAS, Abkürzung für: Lifestyle of Health and Sustainability, für die Nachhaltigkeit genauso wichtig ist wie Gesundheit und Glück.

Moralisch verwerflich sind auch maßlos gesteigerte berufliche oder gesellschaftliche Erwartungshaltungen und ein ständiger Appell an die Selbstverantwortung des Einzelnen. Insbesondere bei Unterprivilegierten kann dies Gefühle der Minderwertigkeit und Versagensängste verstärken. Denn sie haben nicht die nötige freie Zeit für die Arbeit an sich selbst oder können sich die neuesten technischen Geräte oder medizinischen Eingriffe häufig nicht leisten. Die soziale Ungleichheit könnte sich daher verschärfen und beispielsweise bei gentechnischen Veränderungen sogar zu einer Zwei-Klassen-Gesellschaft führen. Um ein genetisches Wettrüsten oder die

Verschärfung gesellschaftlicher Ungerechtigkeit zu verhindern, braucht es Richtlinien für die Forschung und eine geeignete moralische und rechtliche Rahmenordnung. Darüber hinaus könnte der Staat beispielsweise neue Enhancement-Technologien besteuern und die Einnahmen für Bedürftige verwenden. Ganz unabhängig vom Selbstoptimierungstrend muss für mehr Chancengleichheit und die Überwindung unmenschlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen gekämpft werden. Einer Diskriminierung nichtoptimierter Menschen und einer Entsolidarisierung der Gesellschaft muss entschieden entgegengetreten werden.

Mein Fazit lautet: Wir brauchen sachliche öffentliche Diskussionen, um die genauen Auswirkungen der konkreten einzelnen Selbstoptimierungspraktiken auf das individuelle und gesellschaftliche Leben zu prüfen und – wo nötig – regulierende Maßnahmen zu ergreifen.

Anmerkungen

- 1 Bei Überblicksdarstellungen zur Debatte werden meist diese beiden Positionen einander gegenübergestellt, wobei im akademischen bioethischen Diskurs die Kontroverse zwischen „Biokonservativen“ und „Bioliberalen“ geführt wird (vgl. Ranisch 2013: 201f.; Eissa 2014: 24).
- 2 Natürlich kann das Doping im Sport aus anderen Gründen ethisch verurteilt werden, beispielsweise als Verstoß gegen das Fairness-Prinzip im Sport.

Literatur

- Aristoteles (1991). *Die Nikomachische Ethik*. Herausgegeben und übersetzt von Immanuel Bekker. Stuttgart und München: dtv.
- Bröckling, Ulrich (2013). *Das unternehmerische Selbst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Buchanan, Allan, Dan W. Brock, Norman Daniels und Daniel Wikler (2000). *From Chance to Choice. Genetics and Justice*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Csikszentmihalyi, Mihaly (1992). *Flow. Das Geheimnis des Glücks*. Stuttgart: Clett-Kotta.
- Duden online (2024). Selbstoptimierung – Rechtschreibung, Bedeutung, Definition, Herkunft. *Duden online*. URL: www.duden.de/rechtschreibung/Selbstoptimierung [Letzter Zugriff am 22.7.2024].
- Eissa, Tina-Louise (2014). *Gesünder, intelligent, perfekt? Selbstgestaltung durch Enhancement im Kontext pluralistischer Ethik*. Freiburg i.Br. und München: Verlag Karl Alber.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Foucault, Michel (1977). *Sexualität und Wahrheit*. Band 1: *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fukuyama, Francis (2002). *Das Ende des Menschen*. Stuttgart und München: dtv.

- Gesang, Bernward (2007). *Perfektionierung des Menschen*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Heilinger, Jan-Christoph (2010). *Anthropologie und Ethik des Enhancements*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Hermann, Beate (2006). Schönheitsideal und medizinische Körpermanipulation. *Ethik in der Medizin* 18, 1, 71–80.
- Huxley, Aldous (1992 [1932]). *Brave New World*. Herausgegeben von Dieter Hamm-block. Stuttgart: Reclam.
- Juengst, Eric (1998). What does enhancement mean? In: Eric Parens (eds.). *Enhancing Human Traits: Ethical and Social Implications*. Georgetown, D.C.: Georgetown University Press, 29–47.
- Kass, Leon, Elizabeth Blackburn, Rebeca Dresser, Daniel Foster, Francis Fukuyama, Michael Gazzaniga, Robert George, Mary Ann Glendon, Alfonso Gómez-Lobo, William Hurlbut, Charles Krauthammer, William May, Paul McHugh, Gilbert Meilaender, Janet Rowley, Michael Sandel und James Wilson (2003). *A Report by the President's Council on Bioethics: Beyond Therapy. Biotechnology and the Pursuit of Happiness*. New York und Washington: ReganBooks.
- King, Vera, Diana Lindner, Julia Schreiber, Katarina Busch, Niels Uhlendorf, Christiane Beerbom, Benedikt Salfeld-Nebgen, Benigna Gerisch und Harmut Rosa (2014). Optimierte Lebensführung. In: Sven Kluge, Ingrid Lohmann und Gerd Steffens (eds.). *Jahrbuch für Pädagogik 2014: Menschverbesserung, Transhumanismus*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 238–298.
- Kipke, Roland (2011). *Besser werden. Eine ethische Untersuchung zu Selbstformung und Neuro-Enhancement*. Paderborn: Mentis.
- Kuchuk, Anna (2009). *Schönheitsoperation zwischen Selbstbestimmung und Fremdorientierung*. [Masterarbeit]. Wien: Universität Wien.
- Ranisch, Robert (2013). Warum Biokonservative moralische Einstellungen haben, die Bioliberale verstehen sollten. *Kritisches Jahrbuch der Philosophie* 15, 201–223.
- Rawls, John (1996). *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. 9. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sandel, Michael (2008). *Plädoyer gegen die Perfektion. Ethik im Zeitalter der Genetischen Technik*. Berlin: Berlin University Press.
- Savulescu, Julian (2008). Enhancement und Fairness. In: Peter Healey und Steve Rayner (eds.). *Unnatural selection*. London: Earthscan, 177–188.
- Stangl, Wolfgang (2018). Selbstoptimierung. *Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik*. URL: <https://lexikon.stangl.eu/19425/selbstoptimierung> [Letzter Zugriff am 9.9.2022].
- Stroop, Barbara (2011). Traurige Entlein und glückliche Schwäne? Glück in der Debatte um ästhetisch-chirurgische Eingriffe als Enhancement. In: Beate Lüttenberg, Arianna Ferrari und Johann S. Ach (eds.). *Im Dienste der Schönheit? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Ästhetische Chirurgie*. Berlin: LIT, 125–142.
- Strübling, Jörg, Beate Kasper und Lisa Staiger (2016). Das Selbst der Selbstvermessung. In: Stefanie Duttweiler, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth und Jörg Strübling (eds.). *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript, 271–292.

Prof. Dr. Dagmar Fenner
Universität Basel
Departement Künste, Medien, Philosophie
Philosophisches Seminar
Steinengraben 5
4051 Basel
Schweiz
E-Mail: dagmar.fenner@unibas.ch

The Future of Humanity. An Anthropological Perspective on Body Optimisation and Transhumanism

Anna Puzio, University of Twente

Summary. In times of rapid technological progress, transhumanism, which strives for radical technological transformations of the human being, spreads its ideas with great publicity and media impact. Although these ideas are directed towards the future, they influence how we understand humans, bodies, and technology today. This article examines the anthropology of transhumanism and investigates the extent to which it offers approaches for the contemporary anthropology of body optimisation. The article comes to the conclusion that the understanding of the human being in transhumanism is problematic in many respects and therefore not suitable for the further development of a contemporary philosophical anthropology. Nevertheless, corrective perspectives for an anthropology of contemporary body optimisation can be derived from these problems.

Keywords. Transhumanism, self-optimisation, enhancement, body, anthropology of technology, ethics

Zusammenfassung. In der Zeit schneller technologischer Entwicklungen verbreitet der Transhumanismus, der nach radikalen technologischen Transformationen des Menschen strebt, seine Ideen mit großer öffentlicher Aufmerksamkeit und Medienwirksamkeit. Obwohl die transhumanistischen Ideen auf die Zukunft gerichtet sind, beeinflussen sie, wie wir schon heute Menschen, Körper und Technik verstehen. Dieser Aufsatz untersucht das Menschenverständnis des Transhumanismus und geht der Frage nach, inwieweit dieser Ansätze für eine zeitgenössische Anthropologie der Körperoptimierung bietet. Der Aufsatz kommt zu dem Ergebnis, dass das Menschenverständnis des Transhumanismus in vielerlei Hinsicht problematisch ist und sich daher nicht für die Weiterentwicklung einer zeitgemäßen Anthropologie eignet. Dennoch lassen sich aus diesen Problemen korrigierende Perspektiven für eine Anthropologie der zeitgenössischen Körperoptimierung ableiten.

Schlüsselwörter. Transhumanismus, Selbstoptimierung, Enhancement, Körper, Technikanthropologie, Ethik

1. Introduction

In times of rapid technological progress, transhumanism, which strives for radical technological transformations of the human being, spreads its ideas with great publicity and media impact. For example, recent election posters in Germany have featured pictures of American biogerontologist Aubrey de Grey.¹ The year 2022 saw Stephan Bergmann's transhumanism documentary *Letter to the Future* [*Endlich Unendlich*]. Also, in 2022, a conspiracy theory spread in Austria, claiming that the transhumanist global elite secretly plans to render humanity infertile and controllable (Dilger 2022).

There are many misconceptions about transhumanism and difficulties in classifying what it actually is and is not. This is especially due to the fact that the transhumanist movement, its organisation and its argumentative structures require further research. Transhumanism has a polarising effect; its visions frighten some and send others into a state of euphoria. As a result, it is quickly met with either radical rejection or radical enthusiasm, and the transhumanist visions are enthusiastically covered by the media.

Therefore, a critical, scientific examination of transhumanism is needed. Since the movement strives for a transformation of the human being, the question arises as to how it understands its subject and what its target visions for optimisation are. Although these ideas are directed towards the future, they are already being designed in the present and shaping current concepts regarding human beings, bodies and technology. Adherents to transhumanism are quick to make connections between its visions and current challenges, such as the COVID-19 pandemic² or climate change (Bostrom 2020), and promise to offer solutions to numerous social problems. In addition, transhumanist ideas also appear outside of transhumanism in the discourse on technology (e.g. regarding robotics, information technology and entrepreneurs). Particularly popular is the idea of uploading the human being (Section 2), which is widely considered in literature and film. Furthermore, there are many ideologies and movements closely related to transhumanism, which can be grouped under the term TESCREAL. They are influential in the AI discourse and share similar argumentative structures with transhumanism. TESCREAL stands as an acronym for Transhumanism, Extropianism, Singularitarianism, Cosmism, Rationalism, Effective Altruism and Longtermism (Torres 2023).

Body optimisation has always existed in society, even beyond transhumanism. New technologies are elevating this body optimisation to a new level. Modern forms of body optimisation include genetic modifications, CRISPR, aesthetic surgery, prosthetics, implants, wearables, and biohacking. Nowadays, almost every part of the body can be technologically modified. Building on the anthropology of transhumanism, this article aims to explore what a philosophical anthropology of contemporary body optimisation might look like.

To examine the human understanding of transhumanism is the task of the philosophical anthropology of technology, which deals with human con-

ceptions implicit in science fiction, technology development and technological movements. Anthropology of technology is not a fixed, systematic doctrine or theory about humans, but it rather encompasses diverse reflections on humans in the context of technology. In the course of technological developments, our understanding of human beings and bodies changes, and conceptions of human beings are embedded and conveyed in technologies. The anthropology of technology is dedicated to responsible renegotiations of humans and technology and their relationship with each other (Puzio 2023a). As will also become clear in this article, anthropology and ethics are closely intertwined since understanding and discussing the human being always involves normative aspects. An examination of anthropology in the context of technology, be it transhumanism or today's body optimisation, is highly relevant because the conception of the human being influences how we understand ourselves, our fellow human beings and the co-world, how we act and shape society. These efforts can reveal problematic normative implications such as discrimination.

This article examines the anthropology of transhumanism and draws conclusions for body optimisation today. In Section 2, the movement of transhumanism is presented, and its themes and visions are outlined. In contrast to transhumanism, body optimisation in today's technologised society is presented, and insight into new forms of such behaviour is given. Section 3 examines transhumanism's understanding of the human being, i.e. how it understands 'human nature', the body and information, and considers argumentation structures. Section 4 then looks at transhumanist objectives, which also play a role in current body optimisation in society. This provides insights into the normative frame of reference of transhumanism. Based on these results, Section 5 draws corrective conclusions about how an anthropology of contemporary body optimisation needs to be designed. Finally, the results are summarised in the concluding Section 6, and an outlook for further research on transhumanism and the anthropology of body optimisation is given.

2. Body Optimisation and Transhumanism

Transhumanism is a philosophical-technological movement of the 20th and 21st centuries that aims to fundamentally transform (the 'trans' in 'transhumanism') human beings by means of new technologies. It is mainly found in the English-speaking world (the United States and the United Kingdom), but it is widespread internationally. Well-known adherents include Natasha Vita-More, Max More, Nick Bostrom, David Pearce, and James Hughes. The movement is very heterogeneous and still very young in age; as such, the state of research into the field is immature and results in divergent ideas and definitions of what transhumanism is (Dilger 2022). In this article, transhumanism is understood from its own statements about itself in its foundational documents (for example the *Transhumanist FAQ* and *Transhumanist*

Declaration), its organisation, goals and visions (Puzio 2022a: Chapter 2). Transhumanism is understood here as an organised movement with institutions and an agenda, rather than denoting the many optimisation efforts that exist outside the movement.

The topics and visions of transhumanism are diverse, and the transhumanists each set their own priorities. These include the radical extension of life from several hundred years to immortality through cryonics, i.e. the freezing of body parts or the whole body, which, according to transhumanist ideas, should be preserved until immortality becomes possible. Furthermore, transhumanism aims to eradicate all diseases, aging, and suffering. Transhumanists also pursue human enhancement and strive for a true fusion of body and technology. In this case, enhancement means a series of influences on an organism (e.g. psychological, physical, reproductive, genetic, moral, neuronal), which are not therapeutic but instead optimise physical and cognitive abilities. Such efforts are also pursued outside transhumanism. Moreover, transhumanists are concerned with opening up new, sometimes virtual, worlds of experience and new forms of perception and sensory abilities, up to and including the alteration of spatiotemporal reality (Puzio 2022a: Chapter 2.3; Loh 2018).

Many transhumanists also strive for mind uploading, one of the most popular motifs that also finds its way into the societal discourse on technology. In this highly speculative vision of the future, a 'mind' is read, for example, through brain scanning, and then uploaded to an external medium (e.g. a hard disk or computer) (Moravec 1988; Krüger 2021). Strikingly, in such a system, mind, consciousness, personality, reason and various human abilities would be equated, and all transferred together so that the whole human being exists on that medium while the old body dies. In this way, from a transhumanist perspective, the human overcomes the limitations of the body, and immortality is made possible. The idea that a person can be fully transferred onto a hard drive solely by scanning their brain and exist there is highly contentious, as will become evident later (Puzio 2022a: Chapter 2.3; Loh 2018).

Not all body optimisation falls under transhumanism. In fact, bodies have been altered for years, e.g. through optimised nutrition, body training (e.g. military, bodybuilding), chemical stimulants (e.g. nicotine, caffeine) and cultural and traditional markings of the body. In today's technologised society, body optimisation is ubiquitous and part of everyday life, with wearables such as smart watches, surgical beauty procedures, apps for self-tracking of diet and body optimisation, and much more. These efforts are commonplace in social media, casting shows and television programmes.

Through rapid technological progress, body optimisation is now being taken to a new level. Innovations include biohacking and implants, gene editing in CRISPR, regenerative medicine to improve bodily functions, and the use of stem cells and nutrigenomics for personalised nutritional management. Comparing contemporary body optimisation with transhumanism promises forward-looking perspectives for the contemporary philosophical anthropology of body optimisation.

3. The Conception of the Human Being in Transhumanism

Since the transformation of the human being is at the centre of transhumanism, the question arises as to how transhumanism understands the human being at all. Transhumanism does not develop an explicit, fully developed anthropology, but the movement does contain implicit anthropological assumptions, as statements about humans are made in its argumentations and visions, and a certain understanding of humans is presupposed. I have already extensively examined the philosophical anthropology of transhumanism in another work (Puzio 2022a) and can only provide some limited insights into the results here.

Transhumanism starts with a point of view that ‘human nature’ is flawed, deficient, and in need of urgent improvement in order to develop its ‘full potential’.³ In transhumanism, ‘human nature’ is something fixed and determinable; thus, a substantialist or essentialist understanding of the human being is advocated. However, what ‘human nature’ implies, i.e. how the essence of the human being can be determined, is not elaborated. Inherent to transhumanism is a teleological moment of a higher development of the human being. At the end of the transhumanist transformation is a new human ‘nature’ or ‘transhuman’ / ‘posthuman condition’ (More 1994, 1997, 2003). The idea of a ‘human nature’ is normatively charged in transhumanism insofar as it considers certain aspects to be in need of improvement and others as desirable. These normative implications will be explored later. The assumption of a ‘human nature’ has faced significant criticism in research, as there is no unified clarification of what this ‘human nature’ entails, and it is often manipulatively used to justify certain arguments (for example, why a specific technological change should not be implemented because it supposedly goes against ‘human nature’).⁴

Even though transhumanism does not develop an explicit anthropology, assumptions about the understanding of the human being can be derived from its arguments. The natural sciences and a biologicistic perspective play an important role in the transhumanists’ understanding of the human being. Elsewhere, I have identified four additional discourses, alongside the discourse on ‘human nature’, that consistently appear in transhumanist arguments and contribute to defining the human being: They are the ‘machine discourse’, i.e. the interpretation of the human being as a machine (for more information on the machine discourse cf. Krüger 2021); the ‘genetically coded human’ discourse, i.e. the attribution of the whole human being to their genetics; the ‘neuronal discourse’, i.e. the complete attribution of the human being to its neurons (especially in the brain), and the ‘metaphysical reflection discourse’ on the relationship between body and mind.⁵

The investigation of these discourses shows that transhumanism, while pretending to refer to the natural sciences, contradicts current scientific knowledge. For example, in transhumanism’s genetic discourse, character traits, behaviours, emotions, cognitive performance, moral choices, subjective well-being and happiness are all attributed to genes (Hughes 2007:

18f.; Bostrom 2005: 7; Pearce 2015: Chapter 1.8, Chapter 40, n. 30). If, according to this argument, the ‘good’ genes are strengthened and the ‘bad’ genes are removed, then an improved human being may be achieved to live a better life (Puzio 2022a: Chapter 4.3). However, the aspects listed cannot be found on genes in this way. Natural sciences show that genes do not carry information in the semantic sense. Genetic processes are context-dependent at the molecular level and influenced by environmental factors. They are not goal-directed, which means that they do not follow a pre-determined set of instructions and do not inherently or exclusively lead to the development of particular traits (Schmidt 2014: 201, 222–231, 245). In addition, genetics reveal, that genes are not concrete entities at all, which can be firmly localised on a certain DNA section and which exist materially (Schmidt 2014: 222–231). They cannot be clearly determined ontologically; rather, they represent conceptualisations of temporary “functional unit[s]” (Kovács 2009: 82; Schmidt 2014: 222–231). Accordingly, genes cannot be ‘rewritten’, ‘cut out’ or transferred to other organisms or machine substrates, as transhumanism aims to do (Puzio 2022a: Chapter 4.3).

Similar observations can be made in the neuroscientific discourse (Puzio 2022b: 53–73), where brains and neurons are held responsible for all behaviour, experience and character traits (e.g. moral decision-making, addictions and emotions) (Hughes 2007: 19f.). The human being is its brain (Salaschek 2012). According to transhumanist ideas, current brain structures deny humans the full realisation of their cognitive potential, including lasting high-intensity emotions, access to new and more intense experiences and new sensory abilities. This ‘cerebrocentrism’⁶ (Fuchs 2017) overlooks the fact that the brain cannot stand and act on its own and that characteristics and behaviours are not produced by mere brain structures. Thomas Fuchs uses the three interaction circles ‘brain – body’, ‘brain – body – environment’ and ‘personal interactions’ to illustrate that perception, movement, conscious experience and affects are always based on the interplay of brain, body and environment and thereby form an indissoluble unity (Fuchs 2011: 152–160). These and other findings also make the idea of mind uploading implausible, as the brain cannot function in isolation.

In the debate on transhumanism, it is important to examine argumentation structures and language. Transhumanist visions cannot be examined independently of the argumentation structures of how the movement wants to implement them. While academic research often focuses on thought experiments about the fascinating visions of transhumanism, concrete argumentation structures are often neglected. I have undertaken an investigation of transhumanist argumentation in more detail elsewhere, allowing me to question the transhumanist thought structure in its foundations (Puzio 2022a). By using manipulative argumentation structures, transhumanism can exert linguistic influence and win the approval of its recipients.

As demonstrated in the genetic discourse example, complex phenomena are oversimplified, and many aspects of human existence are overlooked. Totalisations are made, and reductionist perspectives are cast on humans

in all five transhumanist discourses, making the implementation of transhumanist visions seem simple and plausible. Complex human phenomena such as consciousness, inheritance, emotions and human behaviours, some of which have not been scientifically fathomed, appear concrete, unambiguous, explainable and simple. Therefore, according to transhumanist argumentation, it is easy to change them at will, to transfer them to machine substrates and control them. In addition, many linguistic peculiarities and neologisms introduced by transhumanism, such as ‘mind uploading’, ‘bio-Luddites’, ‘extropy’ and ‘transhuman’, stand out, and the language must be examined for normative implications (Puzio 2022a: Chapters 6, 2.2.2, 4.3.2). A deeper linguistic analysis is of no small importance for an anthropological and ethical consideration of transhumanism.

The body, which is to be improved, takes on a central significance in transhumanism. An ambivalent attitude towards the body is noticeable: on the one hand, it is given special focus with the intention of enhancing and intensifying its experience. The various technological interventions of transhumanism are focused on the body. On the other hand, it is devalued and viewed as something to be overcome. Transhumanism instrumentalises and objectifies it as a possession and a design object for arbitrary transformation (Hughes 2004: 227–232; Vita-More 2003: 17; Vita-More 2010: 78). Vita-More (2003: 78) describes the body as a ‘design object’ and even designs a prototype of a transhuman body. Aubrey de Grey (2007: 21) describes the body as a non-functional house or car that is to be remodelled. The focus is thus on a display of hostility toward and displacement of the body. In addition, the human being is not considered a psychosomatic unit. Visions such as mind uploading or cerebrocentrism reveal that the interaction and inseparable unity of body and mind are not taken into account.

Furthermore, information plays a special, even primary, role in the transhumanist understanding of human, as within this belief system, physical experience and the ‘mind’ are always traced back to information processes and reduced. According to the highly speculative vision of transhumanism, mind uploading is a process where human information is read from the brain and then transferred to a machine substrate. For this philosophy, thinking is information processing, and consciousness is a programme that runs on the brain ‘computer’, with the body acting as merely an information carrier (Krüger 2021). The universal character and material independence of information bring with it the advantage that humans can be conceived as transferable to any substrate (Kay 2005: 85, 234, 424). Moreover, this information can persist eternally (Kollek 2002: 115f.), which fits well with the transhumanist’s striving for immortality. The use of the concept of ‘information’ also shows the influence of cybernetics on transhumanism. However, what information means in transhumanism and what its content is remains undefined. Moreover, by reducing the human being to information, the body, social relationships and grounding in living worlds and habitats are lost.

4. Normative Implications of Transhumanist Optimisation

Having provided an insight into transhumanism's understanding of the human being, the transhumanist goals will now be examined more closely, as they also play a role in current body optimisation in society; a closer look at these perspectives provides insights into its normative frame of reference.

4.1 *Perfection and Happiness*

Transhumanism aims for a comprehensive improvement of the human being, an idea that sounds attractive at first. However, the project of improvement or perfection always carries normative implications, i.e. presupposes what is 'normal', 'deficient' and 'desirable'. Transhumanism thus acts as the arbiter of what is deficient and what needs to be improved.

What does transhumanism consider desirable? Transhumanist visions are economically oriented and closely linked to productivity, performance and effectiveness (Bostrom 2017: 170f). For example, Bostrom associates his vision of a superintelligence with financial and economic advantages. He envisions a scenario where due to population growth and declining individual incomes, it becomes necessary to save money by existing as a brain in a tank – this is how he envisions life in an 'algorithmic economy' (Bostrom 2017: 166). The specific goals vary depending on the transhumanist in question. Above all, intelligence, health and fitness, beauty and youth can be singled out (Bostrom 2017: 41). What is striking is that happiness and successful life are considered without regard to lifestyle, action, context, concrete situation or social relationships. Happiness and a successful life are achieved purely through technology, such as brain stimulation or pharmaceuticals (Pearce 2007, 2015).

What does transhumanism consider undesirable? The answer is manifold: disease and disability, old, weak and non-functional bodies – or rather, what transhumanism considers 'weak' or 'non-functional'. In this regard, transhumanism discriminates against the sick, the elderly, people with disabilities and women (e.g., Hughes 2004: 12–18). However, transhumanism also regards the constitution of a healthy, young human being as deficient and devalues the present human being in comparison to a machine. Bostrom even ranks the human brain below a cheap smartphone: "On one estimate, the adult human brain stores about one billion bits – a couple of orders of magnitude less than a low-end smartphone" (Bostrom 2017: 60). In the opinion of transhumanism, the machine can or will do everything better than the deficient and defective human being. Transhumanism lacks plurality in its conceptions of the human and the body and gender diversity, cultural diversity and non-Western societies.

4.2 Freedom, Contingency, and Control

Another central normative reference in transhumanism is freedom. This includes firstly ‘negative freedom’, or ‘freedom from’ constraints and obstacles (Fenner 2019: 87): On one hand, transhumanism aligns itself with the Enlightenment tradition and rejects religious, societal, political, and state constraints. On the other hand, it strongly emphasises freedom from biological and natural laws. Secondly, transhumanism strives for ‘freedom to’, or ‘positive freedom’: Transhumanism aims at expanding the possibilities for action in the sense of unlimited potential. However, transhumanism is individualistically oriented and focuses on the individual’s freedom from limitations and access to new options for action. Noticeably, social constraints and influences are completely disregarded. Yet, freedom cannot be conceived without them: in negative freedom, power mechanisms, social norms, social pressure, and competition play an important role. Similarly, positive freedom does not solely result from negative freedom, such as overcoming biological limitations, but requires certain social and financial structures for the realization of the possibilities of action (Fenner 2019: 92). Throughout the transhumanist discourse, it becomes apparent that transhumanism always places the freedom and autonomy of the individual at the centre, while neglecting socio-ethical norms such as justice.

Moreover, the quest for freedom within transhumanism reaches unusually extensive levels. For instance, transhumanists aspire to overcome every contingency, even striving for the elimination of death. Transhumanism differs from many moderate bioliberal positions and current self-optimisation efforts in that it does not consider the freedom of the individual within the constraints of natural law or spatiotemporal determinations but instead aims to fundamentally transform the conditions of human existence. It thus strives for the dissolution of boundaries in search of complete freedom without any restrictions and dependencies, spinning fantasies of omnipotence (Bostrom 2008: 30; More 1994, 1996; Fenner 2019: 87). More speaks of achieving complete control over matter, enabling humans to create everything ‘atom by atom’:

Molecular nanotechnology [...] should eventually give us practically complete control over the structure of matter, allowing us to build anything, perfectly, atom-by-atom. We will be able to program the construction of physical objects (including our bodies) just as we now do with software (More 1994: under: “Are Posthumans Possible?”).

This idea of absolute freedom underscores the extent to which human’s social relationships are pushed into the background. Humans are always intertwined in relationships and societal structures, and their freedom is contingent upon others. Our freedom is constrained and promoted by others. Moreover, transhumanism associates human contingency primarily with the biological constitution of the human being and neglects the fact that suffering can arise through social injustice. Another question is wheth-

er transhumanism can truly eliminate vulnerabilities entirely. Even technologies that are meant to protect can become weapons. An immaterial existence on a hard drive would be protected from biological dangers but not from violence in virtual forms or from damage to software and hardware. Coeckelbergh distinguishes between different forms of vulnerability and illustrates that many vulnerabilities, such as those arising from emotional relatedness or relational connections with others and objects, always persist. Vulnerabilities cannot be completely eradicated but are merely transformed, resulting in new forms of vulnerability (Coeckelbergh 2011: 2–7). The question that arises from this is which forms of vulnerability we prefer in the future (Coeckelbergh 2018: 87).

Moreover, the transhumanist postulate of freedom manifests itself as a comprehensive striving for control, such as control over the body. In transhumanism, freedom and self-determination entail comprehensive control over one's own body. This includes, for example, control over reproduction and genetics, gender, aging, and illness (Hughes 2004: 11–22; More and Vita-More 2013: 213; de Grey 2007). Body control refers to a specific way of dealing with the body based on concrete normative expectations (Gugutzer 2002: 236). The human body is subordinated to and instrumentalised for transhumanist goals. As an object of design and ownership, it is intended to be fully manipulable through technology. Autonomy becomes the domination of the self over the body. The human being enters into a power relationship with the body, which is no longer understood as part of the self and human identity but is instead separated from the self and steps out of the self-relationship. Such control over the body promises to provide security and orientation (Gugutzer 2012: 185).

Now that the anthropological and ethical implications of transhumanism have been identified, conclusions can be drawn for an anthropology of body optimisation in contemporary society.

5. Philosophical Anthropology of Body Optimisation

A closer look at the current body optimisation practices in today's society, as outlined in Section 2, reveals striking parallels to transhumanism, highlighting the significant societal relevance of transhumanist themes and goals. These include, for example, the great importance of the body and the desire for its transformation and control, intensification and enhancement of bodily experience, nature and naturalness, the ideal of beauty and youthfulness, (economic) goals of efficiency, functionality and increased performance as well as ideas of controllability, feasibility and manufacturability. At the same time, however, it also becomes clear that body optimisation in today's society differs from transhumanist optimisation in terms of its extent and intentions. The above findings that transhumanism does not work scientifically, discriminates, lacks a human-affirming attitude and devalues the human being *vis-à-vis* the machine show that transhumanism is not suitable

ble for a contemporary anthropology and ethics of self-optimisation. However, it is possible to draw corrective perspectives for an anthropology of body optimisation from the shortcomings of transhumanism in a negative way or to work out aspects to be considered.

The anthropology of technology is dedicated to the responsible renegotiation of humans and technology. First, an anthropology of body optimisation must take leave of the concept of the human being. Instead of assuming a fixed, supra-temporal and prior 'human nature' and drawing up an essentialist catalogue of human characteristics, only a dynamic, fluid and open understanding of the human being can do justice to the plurality and capacity for change as it comes to the fore in body optimisation. These efforts presuppose that the human being is subject to change, and that this change may take on vastly different forms in the future. The plurality of human beings, cultures, bodies and genders prevents the elevation of certain human qualities above others. An anthropology of body optimisation must also reflect on how more diverse, anti-discriminatory, anti-racist, feminist and queer perspectives can be implemented in technologies of body optimisation.

Second, although it is not possible to set a target for what a human being should be like in the future, a minimum of a basic human-affirming attitude should be a prerequisite for an anthropology. The necessity of this became particularly evident in transhumanism, which devalues humans in comparison to technology. A modern anthropology must be able to encompass both the appreciation of the co-world and of humans.

Third, an anthropology of body optimisation must encompass a plurality of methods and disciplines. Human beings can never be understood from a single discipline alone, but only through a variety of disciplines such as genetics, neuroscience, psychology, philosophy, and sociology. From the example of transhumanism, it has also become clear that optimisation endeavours should not contradict scientific knowledge, empirical findings, and life-world experiences.

Fourth, part of an anthropology of body optimisation must also be an appropriate reflection on the body. This includes preventing the human being and the body from being instrumentalised and devalued. Moreover, body optimisation is closely related to questions of identity and self-relationship. Every perception, experience, and action is always bound to the body as an inseparable part of the self (Plessner 1970, 2010). As described above, no separation or mutual reduction of body and mind can be justified; instead, the human being exists only as a psychosomatic unit. In the same way, body parts, organs, bodily functions and processes are embedded in the whole organism, so technological interventions in the body are always interventions in the whole organismic context. Changes in body parts and functions affect other body parts and functions, which always work together and lead to the restructuring of processes (Waldenfels 2020: 133).

Fifth, an anthropology of optimisation must also consider that our understanding of the human being and body is changing through technology. Technology is not external to the human being but determines and chang-

es what the human being and the body mean. For example, sensory perception is not merely imitated and expanded by technology but transformed. Hearing aids, microphones, cameras, glasses and contact lenses change the way we see and hear (Böhme 2008: 228). In the same way, the understanding of humans and the body is changing through wearables such as smart watches, information technologies, social media and medical visualisation technologies (e.g. EEG). Ultra-microscopy, endoscopy, ultrasound and X-rays have opened up the view into the body (Böhme 2008: 239) and made parts and processes visible that are not accessible to the 'naked eye'. However, they do not provide an insight into a pre-existing body but are based on constructs and averages, thus casting a very specific perspective on the body and co-designing this body (Puzio 2023a).

Sixth, body optimisations are embedded in social relationships and social conditions, which is why an anthropology of body optimisation needs a relational orientation. Transhumanism neglects social influences, the embedding in society and the world around us, that happiness and a successful life depend on contexts, situations and relationships, and that happiness cannot be realised purely technologically. In its postulate of autonomy, the transhumanist movement also neglects the dependence on other people and society when it comes to an individual's goals, body image and future possibilities. Body optimisation is fundamentally embedded in a highly complex network of norms and power influences. Foucault's concept of 'bio-power' (1978, 2009, 2019; vgl. Fenner 2019: 136f.) can be aptly applied here, and body optimisation technologies can be interpreted as 'technologies of the self' (Foucault 1993: 26; vgl. Runkel 2010; Villa 2008), as I have elaborated on elsewhere (Puzio 2023b). This demonstrates that optimisations are always in tension between individual self-determination and heteronomy (vgl. Ach 2006: 187). Autonomous, authentic decision-making requires the disclosure of hidden norms and business strategies, the critical examination of social ideas of norms and the integration of the optimisation decision into one's own understanding of self and body. Problems of technological body optimisation can be, for example, too much social pressure, burdens and exaggerated body ideals (Fenner 2019).

Finally, an anthropology of optimisation must consider that relationality also includes our relationship with technology. While there is already extensive research on human relationships, much research is still needed on relationships with technology. Technology is constantly present in everyday life. Even friendships and partnerships with robots are already being discussed in robot ethics (Frank and Nyholm 2017; Danaher and McArthur 2017; Danaher 2019; Dörrenbächer et al. 2022; Haberland et al. 2022; Nyholm and Smids 2020). Given the close proximity of technology to the body, it is worth discussing whether technology can be understood as a part of the body. This is especially conceivable when technologies take over important functions, when they are not removable or when they have been integrated since the very first years of life. People can feel that a specific technology belongs to their bodies and no longer want to do without it. For example, disability

studies show that prostheses are seen by users as parts of their bodies (Thweatt 2018: 371). Thweatt-Bates and Graham take the cyborg concept as an opportunity to argue for a broad conception of ‘embodiment’ in disability studies. They argue for a broad definition of embodiment that also includes wheelchairs, prostheses and physical abilities and sensations (Graham 1999: 199; Thweatt-Bates 2016: 152). This shows how modern technological developments can be an opportunity to expand the current understanding of the body towards a broader, more inclusive concept.

Ultimately, a blanket evaluation of body optimisation is never possible; rather, it presents a complex matter that must be examined in its specific context and complexity. Body optimisation has many normative implications, which are, for example, time- and culture-dependent and therefore constantly evolving over the years. These need to be examined in terms of how they place unattainable, overwhelming demands on the individual, leading to stress or being discriminatory (e.g., sexist, ableist, racist). Such normative implications of body optimisation must be regularly evaluated. In addition, there are many other ethical aspects that could not be covered in this article, such as the principle of non-maleficence and consideration of risks, justice, and other socio-ethical challenges (Fenner 2019).

New, fruitful approaches to this philosophical anthropology of body optimisation can be found, for example, in New Materialism (also known as Critical Posthumanism), which strives for new conceptions of the human being. New Materialism is an interdisciplinary and heterogeneous current of thought that emerged in the 1990s, intersecting philosophy, social sciences, cultural studies, natural sciences, and technology studies. Key themes in New Materialism include a re-conceptualisation of matter, reflections on ontology, knowledge production, and the subject-object relationship (Hoppe and Lemke 2021). Its thinkers criticise anthropocentrism and humanism, rethink the relationship between nature and culture and focus on non-human entities. Proponents of New Materialism include Donna Haraway, Karen Barad, Lucy Suchman, Rosi Braidotti and Jane Bennett.

The reflections on the human being in New Materialism mark a *caesura* in anthropological thinking, as they are critical of anthropocentrism and argue that the boundaries between humans, animals, and technology are becoming increasingly blurred. Donna Haraway introduced the ontological, political, and ethical figure of the cyborg in her *Cyborg Manifesto* (originally published in 1985), which has become a central figure in New Materialism: “A cyborg is a cybernetic organism, a hybrid of machine and organism, a creature of social reality as well as a creature of fiction” (Haraway 2004: 7). This makes the figure of the cyborg well-suited to highlighting the human connection with non-humans such as animals and technology. The hybridity of the cyborg refuses a fixed, unambiguous identity (Graham 2002: 205) and opposes essentialisms and universalisms (Thweatt-Bates 2016: 37). Instead, her identity is “fragmented, partial and unclosed” (Hammer and Stieß 1995: 30). The openness of the cyborg lends itself well to a “radical [...] indeterminacy” of the human being (Thweatt-Bates 2016: 80f.). At

the same time, the cyborg and her⁷ body, which cannot be universalised, stand for a plurality of understandings of human and body. The figure of the cyborg thus takes up the “multiple possibilities of embodiment” (Thweatt-Bates 2016: 80f.) and broadens the view for many genders, queer identities, people of colour or people with disabilities (Thweatt-Bates 2016: 133). This can open up valuable perspectives, especially for a contemporary understanding of the human being and today’s body optimisation.⁸

6. Conclusion

The article has examined the conception of the human being and the goals of transhumanism, identifying several problematic aspects. Among these issues, the article found that transhumanism represents a reductionist understanding of the human being, contradicts scientific knowledge, does not do justice to the human body, is discriminatory, and has problematic normative implications. Since transhumanism does not even take a human-affirming stance, it is not suitable for further development of anthropology, such as a contemporary anthropology of body optimisation. The discussion also made it clear that transhumanism and contemporary body optimisation differ, and that body optimisation itself should not be rejected.

Although transhumanism does not offer an appropriate approach for the further development of anthropology, it has become evident that transhumanism is highly relevant and shapes societal debates. For this reason, continued engagement with transhumanism remains an important desideratum for future research. I encourage shifting the focus from transhumanist speculations about which visions might be feasible to examining its arguments, normative implications, and powerful allure. What drives the emergence of radical technological movements, and why does transhumanism hold such high appeal in society? How can this be prevented? Future tasks, even beyond transhumanism, will involve uncovering and critically examining radical techno-euphoric and technophobic positions. Transhumanism, by reducing complexity and avoiding reality, can provide a sense of stability and identity. However, a movement that promises to solve all problems and promotes unrealistic ideas on matters such as how to overcome the COVID-19 pandemic – when numerous conspiracy theories are already abound – can be seductive. Yet the paradise transhumanism depicts, upon closer inspection, is merely a paradise of ones and zeros. The transhumanist idea of improving humanity and human life sounds appealing until one closely examines what transhumanism actually considers to be ‘improvement.’

Building on the problems identified in transhumanist anthropology, improved perspectives for an anthropology of body optimisation could be derived. Since technologies and body optimisation are closely linked to our understanding of the human being, anthropological reflections remain of crucial importance in future research. Technologies convey conceptions of the human being and reveal insights into how we understand human beings

and their bodies. At the same time, technological body optimisations can be seen as an opportunity to reconsider and renegotiate our understanding of the human being, for example, towards an inclusive and diverse conception. Looking into the open future of technological development can encourage precisely open-future conceptions of the human being that embrace human indeterminacy and take into account our capacity for change.

Notes

- 1 Aubrey de Grey does not describe himself as a transhumanist, but he is very close to transhumanism and is a major proponent of transhumanist ideas. The 'Partei für Gesundheitsforschung' ('Party for Health Research') depicts Aubrey de Grey on its election posters.
- 2 Cf. the transhumanist events on the COVID-19 pandemic, such as the event "Post-pandemic: A future free of disease and destruction" by Humanity+ (7.–9. July 2021). Since transhumanism claims that its technologies can stop aging, reduce suffering and enable immortality, it can readily argue that COVID-19 will not pose a problem in the transhumanist future either.
- 3 For more information on 'human nature' cf. Puzio 2022a: Chapter 4.1.
- 4 For more information on 'human nature' cf. Puzio 2022a: Chapter 4.1.; Birnbacher 2006: 133–156.
- 5 On the investigation of these discourses, cf. Puzio 2022a: Chapter 4.
- 6 Cerebrocentrism refers to the belief that the brain holds a central and primary position (Fuchs 2017: 40, 312).
- 7 Haraway's cyborg is female.
- 8 On the fruitfulness of Haraway and Latour for new anthropological approaches, cf. Puzio 2023a.

Literatur

- Ach, Johann S. (2006). Komplizen der Schönheit? Anmerkungen zur Debatte über die ästhetische Chirurgie. In: Johann S. Ach und Arnd Pollmann (ed.). *No body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper. Bioethische und ästhetische Aufrisse*. Bielefeld: transcript, 187–206.
- Birnbacher, Dieter (2006). *Natürlichkeit*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Böhme, Gernot (2008). *Invasive Technisierung. Technikphilosophie und Technikkritik*. Kusterdingen: Die graue Reihe.
- Bostrom, Nick (2005). Transhumanist Values. *Journal of Philosophical Research* 30 (Supplement). URL: <https://www.nickbostrom.com/ethics/values.pdf> [retrieved January 23, 2020], 3–14.
- Bostrom, Nick (2008). Dignity and Enhancement. URL: <https://www.nickbostrom.com/ethics/dignity-enhancement.pdf> [retrieved January 30, 2020], 1–32.
- Bostrom, Nick (2017 [2014]). *Superintelligence. Paths, Dangers, Strategies*. Oxford: Oxford University Press.

- Bostrom, Nick (2020). *Die verwundbare Welt. Eine Hypothese*. Berlin: Suhrkamp. Übersetzt von Jan-Erik Strasser. Original: *The Vulnerable World Hypothesis*. Oxford: Oxford University Press.
- Coeckelbergh, Mark (2011). Vulnerable cyborgs. Learning to live with our dragons. *Journal of Evolution and Technology* 22, 1, 1–9.
- Coeckelbergh, Mark (2018). Transzendenzmaschinen. Der Transhumanismus und seine (technisch-)religiösen Quellen. In: Benedikt Göcke and Frank Meier-Hamidi (eds.). *Designobjekt Mensch. Die Agenda des Transhumanismus auf dem Prüfstand*. Freiburg i.Br.: Herder, 81–93.
- Danaher, John (2019). The philosophical case for robot friendship. *Journal of Posthuman Studies* 3, 1, 5–24.
- Danaher, John and Neil McArthur (2017). *Robot Sex: Social and Ethical Implications*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Dilger, Fabian (2022). #Faktenfuchs: Transhumanisten planen keine globale Verschwörung. *BR24*. URL: https://www.br.de/nachrichten/deutschland-welt/faktenfuchs-transhumanisten-planen-keine-globale-verschwörung,TQBAPEm?UTM_Name=Web-Share&UTM_Medium=Link&UTM_Source=Link [retrieved February 10, 2022].
- Dörrenbächer, Judith, Ronda Ringfort-Felner, Robin Neuhaus, and Marc Hassenzahl (2022) (eds.). *Meaningful Futures With Robots: Designing a New Coexistence*. New York: Chapman and Hall/CRC.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Foucault, Michel (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1993). Technologien des Selbst. In: Luther H. Martin, Huck Gutman und Patrick H. Hutton (eds.). *Technologien des Selbst*. Übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 24–62.
- Foucault, Michel (2009). *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76)*. Übersetzt von Michaela Ott (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1585). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2019). *Über den Willen zum Wissen. Vorlesungen am Collège de France 1970–71*. Übersetzt von Michael Bischoff. Berlin: Suhrkamp.
- Fuchs, Thomas (2011). Lebendiger Geist. Wider den Dualismus von „Mentalem“ und „Physischem“. In: Marcus Knaup, Tobias Müller and Patrick Spät (eds.). *Post-Physikalismus*. Freiburg i.Br. und München: Karl Alber, 145–164.
- Fuchs, Thomas (2017). *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Graham, Elaine L. (1999). Words made flesh. Women, embodiment and practical theology. *Feminist Theology* 7, 21, 109–121.
- Graham, Elaine L. (2002). *Representations of the Post/Human. Monsters, Aliens, and Others in Popular Culture*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- de Grey, Aubrey D. (2007). *Ending Aging. The Rejuvenation Breakthroughs That Could Reverse Human Aging in Our Lifetime*. New York: Griffin.
- Gugutzer, Robert (2002). *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: Springer VS.

- Gugutzer, Robert (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript.
- Haberland, Brigitta, Karsten Wendland and Janina Loh (2022). Falling in love with a machine – What happens if the only affection a person gets is from machines? In: Judith Dörrenbächer, Ronda Ringfort-Felner, Robin Neuhaus and Marc Hassenzahl (eds.). *Meaningful Futures With Robots: Designing a New Coexistence*. New York: Chapman and Hall/CRC, 92–100.
- Hammer, Carmen and Immanuel Stieß (1995). Einleitung. In: Carmen Hammer and Immanuel Stieß (eds.). *Haraway. Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M. und New York: Campus, 9–31.
- Haraway, Donna J. (2004). A manifesto for cyborgs. Science, technology, and social feminism in the 1980s. In: Donna J. Haraway (ed.). *The Haraway Reader*. New York: Routledge, 7–45.
- Hoppe, Katharina and Thomas Lemke (2021). *Neue Materialismen zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Hughes, James (2004). *Citizen Cyborg. Why Democratic Societies Must Respond to the Redesigned Human of the Future*. Boulder, CO: Basic Books.
- Hughes, James (2007). The compatibility of religious and transhumanist views of metaphysics, suffering, virtue and transcendence in an enhanced future. *Global Spiral* 8, 2, 2–39.
- Kay, Lily E. (2005). *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?* Übersetzt von Gustav Roßler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Original: *Who Wrote the Book of Life?* (2000).
- Kollek, Regine (2002). Fragile Kodierung. Genetik und Körperverständnis. In: Ellen Kuhlmann and Regine Kollek (eds.). *Konfiguration des Menschen. Biowissenschaften als Arena der Geschlechterpolitik*. Wiesbaden: Springer VS, 109–120.
- Kovács, László (2009). *Medizin – Macht – Metaphern. Sprachbilder in der Humangenetik und ethische Konsequenzen ihrer Verwendung*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Krüger, Oliver (2021). *Virtual Immortality – God, Evolution, and the Singularity in Post- and Transhumanism*. Bielefeld: transcript.
- Loh, Janina (2018). *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Moravec, Hans P. (1988). *Mind Children. The Future of Robot and Human Intelligence*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- More, Max (1994). *On Becoming Posthuman*. URL: <https://web.archive.org/web/20040624165855/http://www.maxmore.com/becoming.htm> [retrieved February 18, 2020].
- More, Max (1996 [1990]). *Transhumanism. Towards a Futurist Philosophy*. URL: <https://web.archive.org/web/20040623080443/http://www.maxmore.com/transhum.htm> [retrieved February 17, 2020].
- More, Max (1997). Beyond the machine. Technology and posthuman freedom. *Proceedings of Ars Electronica 1997*. URL: <https://web.archive.org/web/20040619030051/http://www.maxmore.com/machine.htm> [retrieved February 17, 2020].
- More, Max (2003). *Principles of Extropy. An Evolving Framework of Values and Standards for Continuously Improving the Human Condition*. Version 3.11. URL: <https://web.archive.org/web/20131015142449/http://extropy.org/principles.htm> [retrieved February 19, 2020].

- Nyholm, Sven and Jilles Smids (2020). Can a robot be a good colleague? *Science and Engineering Ethics* 26, 4, 2169–2188.
- Pearce, David (2007). *The Abolitionist Project*. URL: <https://www.hedweb.com/abolitionist-project/index.html> [retrieved August 21, 2019].
- Pearce, David (2015 [1995]). *The Hedonistic Imperative*. URL: <https://www.hedweb.com/hedab.htm> [retrieved August 21, 2019].
- Plessner, Helmuth (1970). *Philosophische Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (2010 [1975]). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin und New York: Suhrkamp.
- Puzio, Anna (2022a). *Über-Menschen. Philosophische Auseinandersetzung mit der Anthropologie des Transhumanismus*. Edition Moderne Postmoderne. Bielefeld: transcript.
- Puzio, Anna (2022b). Der berechenbare Mensch im Transhumanismus. Der neurowissenschaftliche Diskurs in der transhumanistischen Anthropologie als philosophisch-theologische Herausforderung. In: Eva-Maria Endres, Anna Puzio and Carolin Rutzmoser (eds.). *Menschsein in einer technisierten Welt. Interdisziplinäre Perspektiven auf den Menschen im Zeichen der digitalen Transformation*. Wiesbaden: Springer VS, 53–73.
- Puzio, Anna (2023a). Zeig mir deine Technik und ich sag dir, wer du bist? – Was Technikanthropologie ist und warum wir sie dringend brauchen. In: Hermann Diebel-Fischer, Nicole Kunkel und Julian Zeyher-Quattlander (eds.). *Mensch und Maschine im Zeitalter 'Künstlicher Intelligenz'. Theologische Herausforderungen*. Münster: LIT.
- Puzio, Anna (2023b). Mensch, gut siehst du aus! Ethische Betrachtung der heutigen Körperoptimierung: Balancing Autonomie und Fremdbestimmung. In: Sebastian Kistler, Anna Puzio, Anna Maria Riedl and Werner Veith (eds.). *Digitale Transformationen der Gesellschaft. Sozialethische Perspektiven auf den technologischen Wandel*. Münster: Aschendorff.
- Roughley, Neil (2005). Was heißt „menschliche Natur“? Begriffliche Differenzierungen und normative Ansatzpunkte. In: Kurt Bayertz (ed.). *Die menschliche Natur. Welchen und wieviel Wert hat sie?* Paderborn: Mentis, 133–156.
- Runkel, Thomas (2010). *Enhancement und Identität. Die Idee einer biomedizinischen Verbesserung des Menschen als normative Herausforderung*. Bonn: Mohr Siebeck.
- Salaschek, Ulrich (2012). *Der Mensch als neuronale Maschine? Hirnbilder, Menschenbilder, Bildungsperspektiven. Zum Einfluss bildgebender Verfahren der Hirnforschung auf erziehungswissenschaftliche Diskurse*. Bielefeld: transcript.
- Schmidt, Kirsten (2014). *Was sind Gene nicht? Über die Grenzen des biologischen Essentialismus*. Bielefeld: transcript.
- Thweatt-Bates, Jeanine (2016). *Cyborg Selves. A Theological Anthropology of the Post-human*. London: Taylor & Francis.
- Thweatt, Jeanine (2018). Cyborg-Christus. Transhumanismus und die Heiligkeit des Körpers. In: Benedikt Göcke and Frank Meier-Hamidi (eds.). *Designobjekt Mensch. Die Agenda des Transhumanismus auf dem Prüfstand*. Freiburg i.Br.: Herder, 363–376.
- Torres, Émile P. (2023). *The Acronym Behind Our Wildest AI Dreams and Nightmares*. URL: <https://www.truthdig.com/articles/the-acronym-behind-our-wildest-ai-dreams-and-nightmares/> [retrieved February 17, 2020].

- Villa, Paula-Irene (2008). Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: Paula-Irene Villa (ed.). *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: transcript, 7–19.
- Vita-More, Natasha (2003). ›Primo‹ prototype – the new human body design. *Cumulus working papers Tallinn* 10, 15–20.
- Vita-More, Natasha (2010). Epoch of plasticity. The metaverse as a vehicle for cognitive enhancement. *Metaverse Creativity* 1, 1, 69–80.
- Waldenfels, Bernhard (2020). *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes* (2018). Regula Giuliani (ed.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Filmography

Love Letter to the Future [Endlich unendlich] (USA, AU, UK, FR, GER, AT 2022, directed by: Stephan Bergmann).

Dr. Anna Puzio

University of Twente

ESDiT Programme (Ethics of Socially Disruptive Technologies)

Faculty of Behavioural, Management and Social Sciences (BMS), Philosophy (WIJSB)

7522 NB Enschede

The Netherlands

E-Mail: a.s.puzio@utwente.nl

www.anna-puzio.com

Der verbesserungsbedürftige Mensch und die posthumanistischen Kulturen.

Philosophisch-anthropologische Gedanken zur Normalisierung des Human Enhancement, zum hundertjährigen Jubiläum von J. B. S. Haldanes „Daedalus, or Science and the Future“

Michael Schumann, Universität Potsdam

Summary. This article will consider the question to what extent the proliferation of technologies for human enhancement, both inside and outside of Western civilization, seems to confirm transhumanism's self-perception as an anthropology for contemporary society. In this context, the argument is established that other discourses are required to think about the anthropological implications of aforementioned tendencies. This recontextualization becomes imperative in order to reply the normalization of emergent self-understandings in times of the last subversion of 'man' as presupposed entity.

Keywords. Transhumanism, posthumanism, plurality, J.B.S. Haldane, speculative evolution, human enhancement for survival in outer space, exosociology, philosophical anthropology

Zusammenfassung. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die zeitgenössische Konjunktur von Selbstoptimierungsmaßnahmen, nicht nur im westlichen Kulturkreis, eine Bestätigung des transhumanistischen Selbstverständnisses als Anthropologie nahelegt, oder ob die weite Verbreitung entsprechender Interventionen ganz andere anthropologische Reflexionspotenziale erfordert. Denn die Normalisierungswirkung heraufdämmender Selbstverständnisse in Zeiten der letzten Aufweichung ‚des Menschen‘ als präsupponierter Konstante lässt eine post-humanistische Entscheidung erahnen.

Schlüsselwörter. Transhumanismus, Posthumanismus, Pluralität, J.B.S. Haldane, spekulative Evolution, Human Enhancement im Weltraum, Exosozioologie, Philosophische Anthropologie

1. Selbstoptimierung = Human Enhancement = Transhumanismus? Eine Klarstellung

Um Missverständnissen zu erwehren, sind zunächst mehrere diskussionsleitende Begriffe zu klären. Obzwar nämlich im Themenkreis Selbstoptimierung verortet, interessiert nachfolgend ein viel enger gefasster Gegenstandsbereich, inklusive seiner Begleitdiskurse. Versteht man „Selbstoptimierung“ als reflexive, zielbestimmte Nachbesserung eines als unzureichend befundenen Ist-Zustandes, dessen nachträgliche Evaluation über den Erfolg der Interventionsmaßnahme entscheidet (und davon abhängig, das Erfordernis weiterer Nachbesserungen offenlässt), wäre die explikative Bewusstheit, über einen gegebenen Ist- bzw. anvisierten Soll-Zustand, stillschweigend unterstellt. Trotz dieser psychologischen Spezifikation zeigt sich ein recht lockerer Gebrauch in anderen Wissensgebieten.

Stellvertretend für andere metaphorisierende Übertragungen steht jene evolutionsbiologische Versuchung, hierunter ein Synonym für „Adaptation“ zu verstehen (vgl. Voland 2013: 2, 11f., 40f.; siehe Krauß 2014), das Ökonomie und Evolutionsgeschehen zur ‚Fortsetzung des Wettbewerbs mit anderen Mitteln‘ kurzschließt. Genau hierüber ließe sich sodann, rückgewendet auf den Menschen, das Zusammenleben soziobiologisch zurecht erklären (siehe Wuketits 2002), als unabschließbarer Optimierungswettkampf um Überlebensvorteile, oder menschliche Lebensführung als eine unablässige Optimierungsanstrengung (siehe Van Niekerk 2014). Das Ergebnis wäre darin identisch, keine neutrale Beschreibung anzubieten, wie es etwa der Begriff „Modifikation“, wertindifferente Umwandlung eines Zustandes in einen anderen, gewährleisten könnte (vgl. Schwartz 2020: 202 Fußnote 1).

Aufgrund dieser Vorbelastung, trotz Eignung für sozialwissenschaftliche Analysen zeitgenössischer Individualisierungsanforderungen (siehe Döller 2017; Spreen 2018), die für alles Weitere den Hintergrund bilden, ist eine Engerfassung vorzuziehen, die zumindest wissenschaftspolitisch distinkt erscheint. Gewählt wird folglich das Modewort „Enhancement“, übersetzt mit „Verbesserung“, in der geläufigen Fügung „Human Enhancement“, dessen Präzisionsmangel für kategorische bioethische Urteile (siehe Bess 2010; Menuz u.a. 2013) die assoziierten Technologiefelder kompensieren. Denn das Begriffsverständnis zehrt von wissenschaftlichen Durchbrüchen des 20. Jahrhunderts, deretwegen man (etwas unbeholfen) „traditional enhancements“ von „modern enhancements“ (vgl. Menuz u.a. 2013: 162–164) unterscheidet: So bietet sich eine sachliche Engführung der Diskussion an!

Unter dem nachfolgend konturierten, modernen Human Enhancement versteht sich ein seit den 1990ern, infolge der Fortschritte beim „Human Genome Project“, wissenschaftspolitisch induzierter Diskurs über die intrikaten Implikationen von Keimbahn-Eingriffen, zuzüglich radikaler individualspezifischer Interventionen, jenseits vordefinierter Therapieziele (siehe Parens 1998). Obzwar in unterschiedlicher Glaubwürdigkeit, auf futurolo-

gische Projektionen des 20. Jahrhunderts rückbeziehbar (siehe Bostrom 2005; Klerkx 2006; Stambler 2010), begann die dezidiert bioethische Kontroverse um radikale Interventionsofferten zur menschlichen Leistungssteigerung mit dem Erscheinen von *Converging Technologies for Improvement of Human Performance* (siehe Roco und Bainbridge 2002), publiziert durch die National Science Foundation (NSF), sowie ihrer Replik seitens der von George W. Bush veranlassten Ethikkommission (siehe President's Council on Bioethics 2003).¹

Besagter NSF-Band, repräsentativ für die von ihm abgeleitete Publikationsreihe (siehe Saage 2018), situierte die emergente Synergie aus den vier Wissensdomänen „nano-“, „bio-“, „info-“ und „cogno-“ (daher: „NBIC-Konvergenz“) als radikale Transformation der *conditio humana*; nicht zuletzt im Hinblick auf ihre ökonomischen wie sicherheitspolitischen Auswirkungen (siehe Canton 2004). Zumal drastische Verbesserungen menschlicher Züge ausgelobt wurden, im vollen Spektrum speziestypischer Vermögen, Merkmale und Dispositionen, die etwa prothetisch, pharmakologisch und genetisch greifen würden (vgl. Brey 2009: 170–172), ließen passende Begleitideologien nicht lange auf sich warten. Deren Prominenteste fand ihre wachstumsfähige Nische mit einigen Jahren Vorsprung in der Tech-Randkultur Kaliforniens (siehe Regis 1990) und konnte sich seit Ausbau des World Wide Web, über die World Transhumanist Association (WTA), ihre 1998 gegründete Dachorganisation, die sich 2009 in Humanity+ umbenannt hat², international solide vernetzen.

Hier also, im Kontext des sogenannten „Transhumanismus“, minimal bestimmt als ein Legitimationsdiskurs zur beherzten Applikation von Enhancement-Technologien trotz aller Bedenken gegen unbeabsichtigte Begleiterscheinungen (siehe Annas u.a. 2002; Fukuyama 2004), dessen konkrete Gehalte noch gründlicher auseinanderzusetzen sind, findet das moderne Human Enhancement seine Verklärung. Gerade unter diesem Blickpunkt lässt sich dann die Geltungskraft eines vorgeblich „traditionellen Enhancement“ ins rechte Licht rücken, als welches andernfalls jede überlebensförderliche Kulturtechnik laufen müsste (vgl. Menuz u.a. 2013: 163), ehe die gesamte bisherige Menschheitsgeschichte bzw. Anthropogenese überhaupt zur dubiosen ‚Selbstverbesserungserzählung‘ transfiguriert (vgl. Van Niekerk 2014: 119f.; Szocik 2020a: 254–256; siehe Loh 2018: 17–31).³

Somit wäre eine Drei-Ebenen-Unterteilung umrissen: vom Sinnhorizont der Selbstoptimierung, über die Diskussionsplattform im Human Enhancement, hin zum Spezialfall des Transhumanismus. Bereits jetzt dürfte die strikte Nichtgleichsetzbarkeit aller drei angerissenen Begriffe evident werden, sucht man eine Orientierung in anthropologischen Fragen (siehe Schumann 2020b). Denn steht nachfolgend zu bedenken, was zeitgenössische Selbstoptimierungsansprüche für das Verständnis der *conditio humana* bedeuten mögen, bedarf es eines selbstbewussten Diskursstandortes, der in sachlich gehaltvoller Weise, ausgehend von klar benennbaren, taktischen Verschiebungen, das Problematischwerden anthropologischer Großerzählungen einfängt (siehe Loh 2018; Schumann 2019).

Dieses Anliegen geklärt, sucht das zweite Kapitel zunächst den Kontrast zwischen Transhumanismus und Posthumanismus in einer diskurspolitischen Gegenüberstellung einzufangen. Danach, im dritten und vierten Kapitel, sollen exemplarische Gesellschaftsprognosen illustrieren, wie beide Denkrichtungen zu Zeiten des Fraglichwerdens ‚normalen Menschseins‘ das Human Enhancement divergent auslegen. Im fünften Kapitel gibt Weltraumfahrt ein unvermutetes Anwendungsfeld, in dem sich beide Richtungen bezüglich ihrer praxisrelevanten Nuancen wechselseitig erhellen. Das letzte Kapitel, schließlich, unternimmt eine philosophisch-anthropologische Engführung hinsichtlich des Auskunftswertes trans- bzw. posthumanistischer Anthropologien, soweit sie vorgeben, die ‚neue Vielfalt‘ konzeptuell einzuhegen; um beiden Herangehensweisen, über den Kontext außerwestlicher Adaptionen des Human Enhancement, gewisse ‚Reflexionsdefizite‘ nachzuweisen. In der Aufarbeitung, so das Resümee, verdeutliche sich die Signifikanz politisch-anthropologischer Bedenken angesichts humanismuskritischer Ambitionen und zivilisationsgeschichtlicher Umwälzungen.

2. Transhumanismus oder Posthumanismus? Feine Unterschiede aktueller Diskurse

Zugegeben bleibt die Auswahl lediglich zweier Denkrichtungen, noch dazu mit eindeutig anglozentrischem Bias, erklärungsbedürftig; gleichwohl beide eine zunehmende Prominenz in der Akademie des Westens genießen (siehe Ferrando 2019; Loh 2018; Ranisch und Sorgner 2014). Grund für diese Zurechtlegung ist ihre ideengeschichtliche Überlappung im Nachspiel des ersten ‚Space Age‘, während der intellektuellen Revolte gegen das politische Establishment westlicher Nationalstaaten, ihrer Leitkulturen und Gesellschaftskonsense. Am Literaturtheoretiker Ihab Hassan (1925–2015) tritt jene ‚Koinzidenz‘ eindrücklich hervor: Denn obwohl er primär für seine modernekritischen Neologismen „posthumanism“ und „posthumanist culture“ (vgl. Hassan 1977: 843) in Erinnerung geblieben ist (siehe Ferrando 2013: 26f. Fn. 1), bezeichnet er die Dynamik im Hinblick auf das evolutionsoffene Aufbrechen vordefinierten Menschseins als „transhumanization of the human“ (vgl. Hassan 1977: 849).⁴

Aus Widerspruch gegen spätbürgerlichen *Status quo* wird seither standardmäßig die wohlfahrtsstaatliche Priorisierung hinterfragt, zugunsten massiver Investitionen in *science* und *technology*, durch Befürwortung neoliberaler Strukturreformen und Internalisierung marktfähiger Subjektivierungsformen (vgl. Ettinger 1972: 154–177; siehe Hughes 2004: 164–171). Oder aber, man dekonstruiert alle leitenden Binarismen, im Selbstverständnis der westlichen Zivilisation (z.B. entlang der Geschlechterdifferenz), als einer antihumanistischen Attitüde, zugunsten marginalisierter Subjektivitäten (vgl. Braidotti 2014: 22–41), deren gesellschaftspolitische Einfriedung dann unterschiedliche Tiefenniveaus, vom Postkolonialismus bis zu neuen Ontologien zeigt (vgl. Ferrando 2013: 30f.; siehe Schu-

mann 2020b: 77–81). Diese Interessenlage konturiert das nachfolgende Diskussionsfeld.

2.1 Transhumanismus: Zwischen marktradikaler Klientel und sozialstaatlicher Biopolitik

Nun gibt es mittlerweile einige Rekonstruktionsversuche zur transhumanistischen Vorgeschichte (siehe Klerkx 2006; Loh 2018: 34–40; Heil 2010b: 128–134). Zumindest die Insiderarbeiten davon bestechen durch ihre Arbitrarität (siehe Bostrom 2005; Hughes 2012; More 2013), deretwegen man Vorbilder fingiert; etwa den sogenannten britischen „biofuturism“ (Hughes 2008; siehe Heil 2010a; Tirosh-Samuelson 2011), wie das übernächste Kapitel anhand von J. B. S. Haldane ausführlich belegen soll. Insofern muss sich jede Übersichtsdarstellung vorerst, da aktuell nur wenige umfänglichere Studien vorliegen (siehe Krüger 2019; McCray 2013), den prinzipiellen Vorwurf der Kirschkpflückerei gefallen lassen, zuletzt bloß situativ zweckmäßige oder meistzitierte Autorenpositionen herauszupicken.

Solche Kritik akzeptierend seien im Weiteren, gleichsam in Vorbereitung des letzten Kapitels, zwei transhumanistische Selbstverständnisse angerissen, welche anerkannte politische Strömungen definieren (vgl. Schumann 2020b: 83–85; siehe Tirosh-Samuelson 2018: 200–202), die ihre gesellschaftliche Situiertheit im ‚biopolitischen Koordinatenraum‘ (vgl. Hughes 2004: 66–73)⁵ wenigstens einigermaßen reflektieren: *Extropianismus* und *Demokratischer Transhumanismus*. Entfallen müssen dadurch einerseits alle apokalyptisch-millennaristischen Kuriositäten (vgl. Schumann 2019: 56–60; 2020: 85f.), die man besser unter „Secularist Faith“ (Tirosh-Samuelson 2012) rubriziert; sowie außerwestliche Adaptionen des Transhumanismus, der seit 2003 ja selbst in Russland institutionalisiert ist (vgl. Clay 2011: 157)⁶, obwohl diese Gegenbilder bisher wenig Beachtung gefunden haben.

Was den mehr libertären Flügel anbelangt, so wurde dieser, seit den späten 1980ern, maßgeblich durch Max More (*1964), gepusht, der mit publizistischen (die Zeitschrift *Extropy* 1988–2006) wie institutionellen Anstrengungen (das *Extropy Institute* 1992–2006), soweit recht erfolgreich, für eine maximale Verbreitung, der von ihm kodifizierten *Principles of Extropy* (siehe More 2003) sorgen konnte. Ihnen zentral, auch für das Gruppen-Idiom, ist der Neologismus „Extropy“ (deutsch: Extropie); gedacht als individuumsbezogener Kontrapunkt zur kosmosbezogenen thermodynamischen Entropie, in deren Metaphernspiel die selbst identifizierten „Extropians“ (siehe Regis 1994) ihr Selbstverständnis als eines kosmosumgestaltenden, autodynamischen Faktors herausstreichen. Ganz auf solcher Linie liegt die weltraumwärtige Streberichtung, wie sie im nächsten Kapitel begegnet wird, ohne welche sich kaum ermessen ließe, weshalb radikale Lebensverlängerung, offene Evolution und spontane Assoziation im extropianischen Lifestyle dermaßen exponiert sind (vgl. More 2003).

Den äußerst sparsamen gesamtgesellschaftlichen Rücksichten wurde anfangs die erwähnte WTA, mitgegründet durch Nick Bostrom (*1973), als sozialdemokratisches Korrektiv entgegengestellt, ehe sie sich, 2009 extropianisch renoviert, den zuwiderlaufenden Interessen akkommodierte (vgl. Hughes 2012: 762f.). Dem sozialreformerischen Ansinnen, die Reste des Sozialstaates für eine politische Regulation und bedürfnisangepasste Verteilung der Enhancement-Applikationen vorzusehen, folgt seinerseits James Hughes (*1961), der den elterlichen Interessen bei der allgemeinen Lebensqualitätssteigerung viel größeres Gewicht beimisst (vgl. Hughes 2004: 11–51, 133–150, 232–238), will man einer Normalisierung des ‚Menschheitsupgrades‘ vorsichtig zuarbeiten. Eben deshalb auch zeichnet sich dieser Flügel, stärker als die Libertären, die eher mit Tech-Oligarchen kungeln (vgl. Hughes 2014: 142f.), durch breitere Koalitionsbildungen im größeren kulturpolitischen Spektrum aus (vgl. Hughes 2004: 207–220), um antagonistischem ‚Biokonservativismus‘⁷ zu antworten.

2.2 Posthumanismus: Zwischen anarchischem Philosophieren und radikaler Demokratie

Anders als im Transhumanismus gehört die Historiografie des akademisierten Posthumanismus, gerade wegen seiner historisierend-selbstkritischen Dauerschleife (siehe Herbrechter 2009), nicht zu den zwingenden Desideraten. Immerhin gibt es umsichtige Rekonstruktionsversuche, samt Landkarten des Diskursgeländes (vgl. Braidotti 2014: 43–55; Ferrando 2019: 21–59; Wolfe 2010: 122–126), sodass man eher eigenmächtig nach übersehenen Autoren spähen muss; wie es das übernächste Kapitel, entgegen landläufigem Posthumanismusverständnis, für J. B. S. Haldane erprobt. Dennoch unterliegt eine jede Übersichtsdarstellung, angesichts der Überfülle posthumanistischer Nischenpositionen (siehe Loh 2018: 163–175), erst recht dem Generalverdacht der mutwilligen Zurechtkürzung.

Abermals ertappt, sollen nun im Folgenden, wiederum in Vorbereitung des letzten Kapitels, zwei posthumanistische Selbstverständnisse figurieren, die wohlbekannte politische Ausrichtungen definieren (vgl. Braidotti 2014: 51; Hughes 2014: 136, 138f.; Schumann 2019: 54f.), welche ihre Reflexivität schon im Namen ausweisen: *Cyborg-Citizenship* und *Kritischer Humanismus*. Begreiflicherweise entfällt so jene dekonstruktivistische Selbstzweckhaftigkeit, die ihre fehlende Konstruktivität von anderen borgt (vgl. Herbrechter 2009: 170–179; siehe Schumann 2019: 63–65, 70f.); wie auch neomaterialistische bzw. agentielle Ontologien (siehe Braidotti 2014; Ferrando 2019: 158–182), deren schwer greifbarer Gehalt eine Sonderbehandlung verdiente, außen vor bleiben müssen, da sie systematisch gegen die funktionale Selbstschließung diskursrationaler Deliberation monieren.

Zunächst der radikaldemokratische Einsatz auf Linie zu Donna Haraways Cyborg-Feminismus, dessen Blüte, dank des Aufkommens der Internet-

Kultur, vor allem in die 1990er Jahre fällt (vgl. Herbrechter 2009: 94, 166f.) und zentral durch Chris Hables Gray (*1953) verteidigt wird. Ausgehend vom Konzept der „cyborg citizenship“, als Neudefinition von Bürgerschaft, samt zugehöriger (die US-Verfassung ergänzender) „Cyborg Bill of Rights“ (siehe Gray 1997; 2001: 22–31), was dem Transhumanismus eine Steilvorlage bot⁸, sucht Gray die technoscientifische Ambivalenz an der Grenze von Mensch, Tier und Maschine einzuhegen (vgl. Gray 2001: 99–111, 113–127), indem neue ‚Hybridfiguren‘ (z.B. Chimären, Klone, Uplifts), in Abhängigkeit ihrer Eignung zur findigen Teilhabe an der Deliberationsgemeinschaft, ihres künftigen Rechtsstatus sicher wären. Und begleitend zum Vorstoß in die „prosthetic territories“, der Tiefsee wie des Weltraums (vgl. Gray 2001: 138–141), würdigt dieser Inklusionsmodus bereits extra-terrestrische „aliens“ (vgl. Gray 1997: 256).

Hybridisierung als selbst-transformative Integration kulturfremder ‚Aliens‘ (engl. Ausländer), reflektiert hingegen Edward Said (1935–2003) in seiner post-kolonialen Kritik am klassischen ‚Bildungshumanismus‘ (vgl. Said 2004b: 34–46), der außereuropäische Beiträge in der Ausbildung ‚westlicher Universalsubjektivität‘ für gewöhnlich abstreitet (vgl. Said 2004b: 52–55). Statt die Teilhabefrage zu radikalisieren, bemüht sich Said vielmehr kulturpolitisch, die universalistische Geste westlicher Aufklärung, entgegen anderslautenden Bedenken⁹, vor ihren Altlasten „nationalism“, „exclusivism“ und „Eurocentrism“ zu retten (vgl. Said 2004b: 50–55). Das hegemoniale ‚Universalsubjekt‘ mit Öffentlichkeitsstrukturen eingetauscht (vgl. Said 2004a: 26–29; 2004b: 46–50), ersetzt dem Humanismus seinen ‚Bildungsauftrag‘, durch fremdheitsoffene Identitätskultivierung.

3. Wettbewerbsordnung in Aussicht auf biofunktionale Klassenstratifikation

Nachdem eine erste Übersicht der im Spiel befindlichen Interessen gebothen wurde, die keineswegs erschöpfend sein sollte, ist die Bifurkation von Trans- und Posthumanismus nochmals problemorientiert, also mit Hinblick auf das Human Enhancement, zuzuspitzen. Dafür eignen sich futurologische Extrapolationen, welche den gesellschaftspolitischen Kontrast zwischen Menschheitsupgrade und Humanitätsinfragestellung erhellen, weil sie (absichtlich) überpointieren. Gesucht sind folglich keine zuverlässigen Prognosen über die wahrscheinlichsten Zukünfte, sondern spekulative Übertreibungen, die gerade kraft ihres treffenden Humors, für was auch immer sie sonst noch stehen mögen, eine patente Vergleichung erlauben. Zu diesem Behufe bedarf es aber eines Kontrastmittels!

Denn statt der schlichten Gegenüberstellung, aus der man Beliebiges entnehmen mag, hilft es dem Problembewusstsein ungemein, einer klaren Linienführung in Überleitung zum beschließenden Kapitel nachzugehen. Hierfür eignet sich, ganz ohne zwangskooptiertes Menschenbild, oder dem dubiosen Anspruch, hinterrücks eine vollwertige Anthropologie hineinzu-

flechten, auf eine geradezu banale Bedingtheit (bisherigen) menschlichen Lebens hinzuweisen, welche nur der Solipsismus übersieht, aber im Handeln (vorerst) einkalkuliert werden muss und der sich keine Kultur unter Anwesenden (soweit) entziehen konnte: „Pluralität“. Was dem Philosophieren damit zugemutet wird, warum man es stets stillschweigend voraussetzt, doch oftmals übersieht, soll ein komprimierter Exkurs in die historisch-anthropologische Besinnung von Hannah Arendt (1906–1975) nachzeichnen.

3.1 Tätiges Leben unter Mitmenschen: Eine Annäherung an Pluralität mit Hannah Arendt

Obzwar in ihr häufiger die politische Denkerin gesehen wird, die treffliche Analysen über totalitäre Bewegungen (siehe Arendt 1953), den radikal-demokratischen Geist revolutionärer Aktion (siehe Arendt 1968), oder das antipolitische Potenzial raumfahrtanaloger Sozialdisziplin (siehe Arendt 1963) geboten hat, zeigt Arendt eine anthropologische Tiefendimension, die dem Evidenzbereich des Commonsense, von dem die Möglichkeit politischer Zusammenarbeit abhängt, verbunden bleibt (vgl. Arendt 1994: 203, 275, 367 Endnote 46; siehe Krüger 2007: 606–612). So entspricht es ihrem Verständnis von Pluralität, ihrer Reflexion auf Kontexte und Gelegenheiten ‚miteinander‘ politisch zu werden, ein Bedingungsgefüge zwischenmenschlichen Lebens freizulegen; das sie als Historisierung der „Menschennatur“, einem ahistorischen „Wesen des Menschen“ vorzieht (vgl. Arendt 1994: 16–18, 318 Endnote 2), weil sie, existenzphilosophisch vorbelastet, primär an der existenziellen Einmaligkeit im Gefüge variabler Bedingungen, unter dem Nenner überlieferter Geschichte interessiert ist.

Dieses „Wer-einer-ist“ (vgl. Arendt 1994: 17f., 167–172), nicht misszuverstehen als empiristische Merkmalsaufzählung, oder Suche nach Authentizität hinter einer Biografie, meint das aus dem Handeln und Sprechen erwachsende Verständnis über einen Mitmenschen (vgl. Arendt 1994: 172–180). Gefragt wird so nach dem Bedingungsgefüge jenes narrativen Bildnisses, das sich andere, kraft des Zeugnisses eigener Worte und Taten, im zwischenmenschlichen Verkehr voneinander machen – sodass man fortan als „Jemand“ vor seinesgleichen gilt, dem etwas nachgesagt werden kann (vgl. Arendt 1994: 166–172). Eine unabweisbare „Grundbedingtheit“ hierfür, Quellgrund aller kulturschöpferischen Impulse und Konflikte, ersieht Arendt in der „Gebürtigkeit“ bzw. „Natalität“, als unter Mitmenschen geboren einen Neuanfang zu verkörpern (vgl. Arendt 1994: 14–18, 165–167, 242f.).

In eine bestehende Gemeinwelt hineingeboren und auf sozialisierende Mitmenschen angewiesen, evoziert „Gebürtigkeit“ die Provokation durch „Pluralität“ (vgl. Arendt 1994: 14f., 57, 195f., 229f.), welche für Arendt, statt auf schlichte Multiplizität in der Gattung zu verweisen (vgl. Arendt 1994: 15, 318, Endnote 1), eine kulturell zu bewältigende ‚Gleichheit in Einzigartigkeit‘ erneuert; wo alle darin gleichgestellt sind, existenziell einmalig und im Beginn ihres Lebens, ein unvorhersehbarer „Neuanfang“ ihrer Gemeinwelt

zu sein (vgl. Arendt 1994: 15, 166f., 174, 183, 242f.). Soweit sich dann Heranwachsende, durch Handeln und Sprechen, innerhalb unvollendbarer Lebensverläufe verstricken, im Horizont einer unbestimmten Zukunft und umdeutbaren Vergangenheit, ein sinnhaftes „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ knüpfen (vgl. Arendt 1994: 89f., 174–178, 184f.), wäre die erste philosophische Ironie, das hypostasierte ‚Metasubjekt der Menschheitsgeschichte‘ aufzugeben.

Mehr noch als ein Bruch mit Großerzählungen wäre die zweite philosophische Ironie, als Mensch unter Mitmenschen je einen konkreten Standpunkt in einer geteilten Wahrnehmungswelt einzunehmen (vgl. Arendt 1994: 49f., 56f., 161, 191f.); eine zu beratende Perspektive, gegen welche der cartesische Fundamentalzweifel immer schon zu spät monierte (vgl. Arendt 1994: 265–287). Die dritte philosophische Ironie, direkt mit der zweiten verbunden, liegt in der unabweisbaren Konfrontation mit Mitmenschen, die man vielleicht flüchten mag, jedoch nicht vermeiden kann, solange man auf Autarkie verzichtet (vgl. Arendt 1994: 229f.). In diesem Setting verhandelt Arendt die Möglichkeit einer „res publica“, der an einer ‚gemeinsamen Sache‘ orientierten politischen Selbstorganisation (vgl. Arendt 1994: 49–57, 71, 185–202), die zumindest in historischer Überlieferung stets über ihre Kontraste zu den reinen Herrschaftsformen (z.B. dem Sippenverband oder den „orientalischen Despotenreichen“¹⁰) besticht. Die allergrößte Ironie: Pluralität pluralisiert sich – auch politisch!

3.2 Himmlische Spitzenklasse – Deklassierte auf Erden

Nach solcher Vorbereitung hat die Skizze projizierter Enhancement-Gesellschaften, auf deren Trajektorie sich allmählich neue menschliche Leistungstypen (unterschiedlicher Einkommensklasse) herausbilden, eine Diskussionsbasis. Obwohl nämlich Vorschläge kursieren, eine sozialstaatliche Zähmung des „genetic supermarket“ vorzunehmen (vgl. Hughes 2004: 221–240; Singer 2009: 281–286), der (genetische) Enhancements sonst unreguliert nach Zahlungswilligkeit verteilte und so erst recht den Sorgen vor einer kommenden „unenhanced underclass“ (siehe Wolbring 2006) Vor Schub leistet, sind Szenarien zur „Gattaca-Gesellschaft“ (siehe Bühl 2009: 75–96), die regelmäßige Enhancements (etwa im Sinne der Gesundheitsvorsorge) obligatorisch macht, keineswegs ausgeräumt.

Insofern kokettiert insbesondere das Bemühen, akkumulative Interventionen am Erbgut zu normalisieren, auch wenn es „procreative beneficence“ (siehe Savulescu 2001) gegenüber Nachwuchs behauptet, zur Aufzucht höchstleistungsfähiger Kinder beizutragen (vgl. Hughes 2004: 138–148), mindestens indirekt, mit der Rekonsolidierung vormoderner Klassenstratifikation.¹¹ Zwar gilt dieses Bedenken weniger schwer für nichterbliches (z.B. somatisches oder kognitives) Enhancement, und die Strenge gentechnischer Erfolgsaussichten mag zweifelhaft bleiben (siehe Rosoff 2012), doch verraten gerade die (unfreiwilligen) Karikaturen einer das Menschenmate-

rial kommodifizierenden Wettbewerbsintensivierung einiges über die heimtückischeren Begleiterscheinungen, welche dem Menschheitsupgrade qua leistungsorientierter Hinterfragung ‚menschlicher Normalität‘ entspringen.

Zunächst wäre da Lee Silvers reproduktionsmedizinische Verheißung zweier erblicher Klassen, „der GenReichen und der Naturbelassenen“ (Silver 1998: 317, vgl. 14–18, 317–322), sobald die neuesten Selektions- und Manipulationsverfahren, rund um den Befruchtungsvorgang (siehe Silver 1998: 219–267), kompromisslos elterlichem Reproduktionsvermögen dienen. Dem Gelde folgend, imaginiert er verschiedene „Typen von GenReichen-Familien“ und „GenReich-Subtypen“ (vgl. Silver 1998: 15f.), vermögende Berufsgruppen, die ihrem Nachwuchs, soweit erbliche Anlagen es verantworten, eine berufsqualifizierende Prädisposition vermachen, die mit massiven Wettbewerbsvorteilen beglückt. Begreiflich wähnt Silver in „GenReichen“, begrenzte Erschwinglichkeit radikaler Statusverbesserung unterstellt, eine „moderne Version des Erbadels: genetische Aristokraten“ (Silver 1998: 15), die sich der Aufwärtsmobilität aus den unteren Strata entziehen, indem sie genetische Wege zum Überleben auf anderen Himmelskörpern beschreiten (vgl. Silver 1998: 322–327).

Ganz ähnlich Erik Seedhouse, der „genetically enhanced and those who are not—baseline humans“ (Seedhouse 2014: 131) erwartet, weil es in einer Konkurrenzgesellschaft genügend Anreize für derlei Applikationen gebe. Kaum verwunderlich, bemüht auch er das elterliche Interesse, dem Nachwuchs beste Wettbewerbschancen einzuräumen, als Garanten gegen Eindämmungsversuche (vgl. Seedhouse 2014: 130–132). Jedoch erträumt sich Seedhouse „four distinct classes of human“, mit den „Enhanced, an elite group of humans“ an der Spitze; den „Splices, a group that has incorporated animal traits into their genome“; den „Near-Baseline“, eine „group of underclass [which] has used the same technology to adapt to extreme environments“, wozu der Weltraum zähle; und zuunterst die „Baselines, who are still at the level of Homo sapiens“ (Seedhouse 2014: 138f.).

4. Biodiverse Chancengleichheit als ‚kontrollierte Evolution‘ nach J. B. S. Haldane

An beiden vorangegangenen Skizzen möglicher Upgrade-Gesellschaften besticht das (provokativ) unhinterfragte Konkurrenzdenken, im bevölkerungsweiten Ringen um Aufwärtsmobilität. Obzwar es konstruktive Vorschläge gibt, etwa Enhancement-Subventionierung durch das Gesundheitssystem oder eine alljährliche Lotterie für Bedürftige (vgl. Hughes 2004: 232–239; Singer 2009: 285f.), um die für das transhumanistische Öffentlichkeitsbild schädigendsten Implikationen ungehemmten Konkurrenzdrucks herunterzuspielen (vgl. Allhoff u.a. 2010: 16–21), bleibt davon unbeschadet, die zwangsweise Herabsetzung alles Schlechtweggekommenen, Versehrten – Marktunförmigen. Denn selbst melioristische Großzügigkeit änderte nichts an der Linienführung der Verbesserungsrhetorik!

Zur Ironisierung transhumanistischer Attitüden, im breitesten Rundumschlag gegen das Vergessen, lässt sich mit einem ‚zwangsvereinnahmten‘ Autor kontern, dessen subversive Pointen hervortreten, sobald man ihn nur unvoreingenommener liest. Denn allein eine halbherzige Lektüre will es, dass man ausgerechnet ihn, John Burdon Sanderson Haldane (1892–1964), dem vielmehr eine unabhängige Programmatik nachgesagt gehörte, wenn seine überschäumende Ideenfülle nur hinreichend Kohärenz dafür zeigte, zu einer Art ‚Proto-Transhumanisten‘ verreißt (vgl. Heil 2010a: 43–49; 2010b: 128–131; Hughes 2012: 761f.; Tirosh-Samuelson 2012: 64–70). Obschon im Nachfolgenden weder die größere Rezeptionsgeschichte noch eine biografische Würdigung Haldanes am Platze sind, bedarf es zumindest einer stimmigen Komposition zu den hintersinnigen Gehalten seines spekulativen Vorausdenkens, soll dem eventuell überraschenden Revisionsurteil genug Überzeugungskraft zukommen.

Dafür ist passend, mit seinem Erstling *Daedalus, or Science and the Future* (1923), anzufangen, der seinerzeit, aufgrund der induzierten öffentlichen Kontroverse, einen Impuls zur futurologischen *To-day and To-morrow Series* (1923–1931) lieferte (siehe Saunders und Hurwitz 2009; Schraner 2009). Wurde die Perspektive justiert, bietet Haldanes eusthenische Alternative zur Galton’schen Eugenik, humorvoll gezeichnet, in spekulativ-evolutionärer Antizipation des nur allzumenschlichen „man of the future“ (siehe Haldane 1932b; 1951; 1963b), ein marxistisch inspiriertes Gegenbild zum ‚Selbstverbesserungsmenschen‘. Zuletzt, nachdem die betonte Offenheit für innerartliche Biodiversität (im Rahmen universaler Chancengleichheit) freiliegt, soll seine posthume Utopie (siehe Haldane 1976), den ungewöhnlich posthumanistischen Charakter seiner Ambitionen unterstreichen.

4.1 Aldous Huxley’s *Nemesis*: „Daedalus“ im wissenschaftspolitischen Kontext seiner Zeit

Seit langem figuriert Haldane, dem, trotz seiner für Zeitgenossen einschüchternden Polymathie (siehe Crow 1992) und einer überwältigenden Masse biowissenschaftlicher Denkanstöße (siehe Pirie 1966), keine dem Nobelpreis vergleichbare Ehrung zuteilgeworden ist, bestenfalls noch im verbliebenen Schülerumkreis seines letzten Lebensjahrzehnts (siehe Dronamraju 2010) als intellektuelle Hausnummer. Davon abgesehen, zielt ihn bis heute vor allem eines: der dubiose Nachruhm seiner Frühschrift, mit dem allegorischen Titel „Daedalus“ (siehe Jeffreys 2001).¹² Gedacht als futurologische ‚Anstößigkeit‘, den verstörenden, in biomedizinischer Hinsicht geradezu perversen Erfindungsgeist organisierter Wissenschaft genüsslich auszubreiten, hat das enthaltene Narrativ eines fiktionalen, historisch retrospektiven Essays aus der Zeit in 150 Jahren (vgl. Haldane 1923: 56–68), seiner reproduktionspolitischen Innovation, der ektogenetischen Auslagerung menschlicher Embryogenese (vgl. Haldane 1923: 63–68), zu notorischer Berühmtheit verholfen (siehe Ferreira 2009).

Denn obgleich dieser ‚perverse Einfall‘ klassendünkelhafte Eugenik verballhornt (vgl. Haldane 1923: 40f., 57f.), wo der Wegfall spießbürgerlicher Reproduktionsverpflichtungen hinterrücks eine sexuelle Revolution anstoßen soll (vgl. Haldane 1923: 65–69, 86), bekam diese neckische Frivolität dank Aldous Huxley (1894–1963), in dessen Novelle *Brave New World* (1932a), ihr nachwirkendes ‚literarisches Schandmal‘ aufgeprägt. Als alter Weggefährte aus Kindheitstagen (vgl. Dronamraju 1993: 304f.), mochte ihm Haldane diese beißende Satire, die selbst das visionäre Gedankenspiel mit entwicklungssteuernder ‚Hormonbeigabe‘ (vgl. Haldane 1923: 70f.) aufspießt, um daraus ein recht makabres Szenario industrieller Menschenkastenproduktion zu erdichten (vgl. Huxley 1932a: 1–32), lebenslang nicht vergessen – eher noch, ihn im Gegenentwurf persiflieren (vgl. Haldane 1976: 186).

Allerdings ist es nicht „Daedalus“ allein, dem Huxleys bissiger Spott die bedrückende Glaubwürdigkeit als ‚ungewollte Zukunftsprognose‘ verdankt. Mehr noch, sind es die größere, maßgeblich durch Herbert George Wells (1866–1946) beförderte, futurologische Diskussion zum „scientific state“ (siehe Wells 1905; 1923), einer möglichst sozialprogressiven, wissenschaftlich-technischen Eroberung des Menschen (siehe Bernal 1929: 83–96; Huxley 1932b); sowie ganz direkt die nachdenkliche Erwiderung auf Haldanes ‚Unverschämtheit‘ durch Sir Bertrand Russell (1872–1970) in *Icarus, or The Future of Science* (1924). Darin findet sich, mit beachtlicher Präzision, ein Großteil der später von Huxley aufgegriffenen Interventionen (vgl. Russell 1924: 43–55), zur Konditionierung verpfuschter ‚Homunculi‘, nebst ethischer Problematisierung ihres absehbaren politischen Missbrauchs (vgl. Russell 1924: 57–64). Beides zusammen definiert das dichterische Erschauern!

Mag Haldane in dieser Konstellation auch prominent hervortreten (siehe Hughes 2008), weil sie den bioethischen Debatten jüngerer Zeit vorausgreift, verfehlt diese Zurechtlegung seine weit kreativere Schaffensphase. Diese umfasst Gedankenexperimente zu alternativen Wahrnehmungsräumen existenter (und spekulativer) Lebewesen (siehe Haldane 1927a); philosophische Grundfragen an die Quantentheorie (siehe Haldane 1934; 1963a); scharfe Polemik gegen Galton’sche Klasseneugenik (siehe Haldane 1940); bioethische Erwägungen zu einer Mahatma Gandhi entnommenen ‚gewaltfreien Experimentierkunst‘ an empfindungsfähigen Lebewesen (siehe Haldane 2009a; 2009b) usw. Selektive Konfrontation, wie im Folgenden notgedrungen, kann sein Lebenswerk kaum bewältigen.

4.2 „The Meek Shall Inherit the Earth“: Spekulative Anthropogenese des Zukunftsmenschen

Will man für Haldane gewisse Sympathien wecken, die ihn als verkannten Semi-Posthumanisten kooptieren, weil er den vordefinierten Humanitätsmaßstab eines ‚Idealmenschlichen‘ durchkreuzt, sind mehrere, an zeitgenössische ‚spekulative Evolution‘ (siehe Dixon 1990) erinnernde Anthro-

logie-Exkurse heranzuziehen (vgl. Haldane 1932a: 150, 164f.; 1932b: 95–99; 1951: 276, 288; 1963b), welche seine weithin unbeachtete Science-Fiction (siehe Haldane 1927b; 1976) grundieren. Entscheidend für jene Sondierungen, soweit sie Haldanes anthropologische Positionierung erhellen, ist die in ihnen aufgegriffene ‚Retardationshypothese‘ (vgl. Haldane 1932a: 27f., 148–151; 1932b: 95f.; 1951: 275–277) des niederländischen Anatomen Louis Bolk (1866–1930), einer entwicklungsbiologischen Herleitung bisheriger Menschwerdung (vgl. Haldane 1932a: 28, 124, 148).¹³

Ihr zufolge erwachse menschliches Lebensniveau, vereinfacht gesagt, einem unvollendeten Entwicklungsstadium affenähnlicher Vorfahren, durch eine bis in die Adoleszenz (teils darüber hinaus) verzögerte bzw. gänzlich ausgesetzte Organausreifung – besonders des Schädels: „Man is far more like a young gorilla or chimpanzee than an adult, and perhaps even more like a foetal one“ (Haldane 1932a: 27f.; vgl. 1932b: 95; 1951: 275). Eben deshalb, postnatale Unfertigkeit bekräftigend, die menschliches Gedeihen erst zur Lernbedürftigkeit disponiere, ersieht Haldane „mental superiority over the animals“ gerade dem Umstand geschuldet, „that we never develop certain characteristics found in most adult animals“ (1932b: 96). Im Sinne solch umfassender Entwicklungsverzögerung, deretwegen Juvenilität ihre Entfaltungschance erhalte, rechnet er Enzephalisation, Dexterität, Symbolgebrauch, Neotenie¹⁴, Sozialisation und Verhaltensplastizität, alle einander wechselseitig verstärkend, zu den anthropogenetisch signifikantesten Überlebensfaktoren (vgl. Haldane 1951: 275f.).

Hiervon ausgehend, menschliche Vulnerabilität rundum akzeptiert, versucht Haldane eine Trendextrapolation, mit überraschendem Resultat:

If human evolution is to continue along the same lines as in the past, it will probably involve a still greater prolongation of childhood and retardation of maturity. Some of the characters distinguishing an adult will be lost (Haldane 1932a: 150; vgl. 1932b: 96f.; 1951: 276).

Statt also auf frühestmögliche Vollausreifung und Selbstverfügbarkeit, wie es die Schnelllebigkeit marktkonformer Gesellschaften empfiehlt, setzt er auf weitere Ausreifungsverzögerung – unter Maßgabe zunehmender Langlebigkeit (vgl. Haldane 1932a: 165f.; 1932b: 96; 1951: 288). Begreiflich, gelten ihm die imaginierten Zukunftsmenschen, mit gebührender Ironie, als „the Ever-young“ (Haldane 1932b: 96), deren kindische, zurückgebliebene Wesensart allen unduldsamen Zeitzeugen als „physical, mental, and moral defective“ (Haldane 1951: 288) erschiene.

Obzwar es ihm aus dieser Warte zweifelhaft anmutet, „whether even the most enlightened of us would approve of our descendants, assuming that evolution continues on the same lines as in the past“ (Haldane 1932b: 97; vgl. 1951: 288), befürwortet Haldane eben diese ‚perverse Anstößigkeit‘ vorbehaltlos. Mehr noch, legt er eigens das geforderte Vergesellschaftungsparadigma nahe, dem evolutionsinformierte Sonderrücksichten dazu geeignet sind (vgl. Haldane 1951: 276–279), solch frivoler Entwicklungs-

möglichkeit wenigstens eine Chance zu geben: Besagte Reifeverschiebung, über den Lebenshorizont rezenter Menschentiere hinaus, bräuchte nämlich, wegen prospektiv verlängerter Abhängigkeitsphase, weit größere Offenheit für Verhaltensdevianz und anderweitige Abnormitäten.

4.3 „*Human Diversity Desirable*“: Evolutionsregulierung in Ermöglichung der Aberration

Dennoch heischt Haldane nicht auf Grenzwertigkeit um jeden Preis. Vorrang behält „a social organization in which the majority of men and women as they are can be happy and useful“ (Haldane 1932b: 86f., vgl. 86–90; 1951: 287); eine soziale Rekonstruktion, die unterschiedlichsten Talenten ihren Nutzen für das Gemeinwohl einräumt. Anstelle pseudo-eugenischer Evaluation durchschaut er also den biologistischen Denkfehler: „Many of the ‘unfit’ are unfit for society as it is to-day, but that is often society’s fault“ (Haldane 1932b: 91). Und aus diesem Grunde, gleichsam eine Doppelstrategie spielend, favorisiert Haldane hinterhältigerweise jene Lösung, in rigoroser Anerkennung menschlicher ‚Polymorphie‘ (siehe Haldane 1951: 276–280; 1963b: 356f.; 1965: xcv, xcvi), die ihm schließlich den Gradmesser für ‚Freiheitlichkeit in größtmöglicher Chancengleichheit‘¹⁵ liefert.

Fehlte dieses Setting, behielte das ausgelobte „ideal of controlling evolution“ (Haldane 1951: 274; vgl. 1932a: 164f.; 1932b: 91f.; 1951: 273f.), dessen zeitnahe Implementierung der nachkriegsbelehrte Haldane zurückwies (vgl. Haldane 1951: 271–274), seinen faden Beigeschmack, sich hintergründig narzisstischer Selbsttransformation (siehe More 2003), industrieller Menschenfabrikation (siehe Huxley 1932a: 1–32) oder freier Designerbabywahl (siehe Stock 2005) anzudienen. Weil es aber nahelegt, gesellschaftsbedingte Bevorteilung ‚normalisierter Leistungstypen‘ abzuschwächen, in freimütiger „recognition of human physiological diversity“ (Haldane 1963b: 345), zielt Haldane subtil auf eine abgestimmte Öffnung für pervers-abnormale Leistungsfluktuationen, innerhalb der vollen Variationsbreite menschlicher Sonderbarkeiten und Begabungen (vgl. Haldane 1963b: 342, 344–349), zur schrittweisen Hervorlockung physiologischer und psychologischer Polymorphismen.

Auf diese Weise das Evolutionsgeschehen quittierend, würde eine polymorphe Gesellschaft, statt plump nach Erbkrankheiten oder Erbtalenten zu fahnden, selbst Handicaps ihren Wert zuerkennen, deren evolutionäres Potenzial unabsehbar ist (vgl. Haldane 1932b: 96f.; 1951: 280–287; 1965: xcvi.; 1976: 51f.) – bekommen sie erst ein überlebensfreundliches Milieu geboten. Ein solches, denn es bräuchte eine frische Industriegesellschaft ohne festgefahrene Gleise, wähte der späte Haldane in seiner Wahlheimat, der indischen Nation (siehe Dronamraju 2010); die, dank ihrer kulturellen Vielfalt und ungenutzten Kapazitäten, vielversprechende Aussichten biete (vgl. Haldane 1960: 118, 123f.; 1963b: 341, 360; 1965: xcix–ci). So diente der Kulturkreis des Subkontinents zur Projektionsfläche, in dem von

seiner Schwester, Naomi Mitchison (1897–1999), posthum veröffentlichten Roman (siehe Mitchison 1976) eine kulturhybride Szenerie auszubreiten: die utopische Gesellschaft der interplanetaren kommunistischen Zivilisation von „Ulro“ (vgl. Haldane 1976: 18, 88f., 97–99).¹⁶

Leider unvollendet, schildert *The Man With Two Memories*, kraft der dem Narrator ins Bewusstsein inkarnierten Erinnerung eines vor Urzeiten verstorbenen Außerirdischen (vgl. Haldane 1976: 13–18, 135–140), wie dieser nach Aufzucht durch multiple Eltern herangewachsen ist (vgl. Haldane 1976: 19–55). Stark biowissenschaftlich getönt, elaboriert die Utopie ein Sozialisierungssystem (vgl. Haldane 1976: 49–53, 64–71, 112–116, 123, 141), das Polymorphieförderung mit psychoanalytischem Persönlichkeitsmentoring vereint, um ‚allen nach ihren Fähigkeiten‘ vielseitige Berufe (im Rahmen gesellschaftlicher Planung) anzubieten: etwa Raumfahrtkarrieren (vgl. Haldane 1976: 146–153, 204–220). Die umsichtige Inklusion mit Gemeinwohlakzent soll dergestalt allen Geborenen und Klonierten zu ihrem einzigartigen Beitrag verhelfen (vgl. Haldane 1976: 50–53), unabhängig davon, ob sie gewöhnliche, defiziente, archaische¹⁷ oder superiore Qualitäten einbringen.

5. Human Enhancement im Weltraum – spaziale Aufwertung irdischer Handicaps?

Vergleicht man die ausgewählten Projektionen zum Fraglichwerden ‚normalen Menschseins‘ miteinander, besticht ihre Überkreuzung im Horizont der Weltraumfahrt. Dieser Umstand informiert die neuere Diskussion zur Normalisierung von Human Enhancement, als gesundheitlicher Option gegen Strahlungsschäden, Muskelatrophie und Knochenabbau für Raumfahrende (siehe Szocik 2020b). Obwohl in der Rückschau nichts Innovatives darin liegt, da bereits zur Jahrhundertwende eine vakuumadaptierte ‚Tierpflanze‘ (vgl. Tsiolkovsky 1960 [1895]: 93–107), nicht viel später ein weltraumtaugliches ‚Hirn-im-Tank‘ (vgl. Bernal 1929: 52–57) imaginiert wurden, hat der aktuelle Versuch etwas Besonderes, da nun ein Analogon zum seit den 1960ern raumfahrtlich verschmähten Cyborg-Konzept (vgl. Launius 2010: 125–128; siehe Clynès und Kline 1960) seine Urständ feiert.¹⁸

Allemaal bietet sich also eine selektive Vertiefung, anhand derer die gesellschaftspolitischen Feinheiten der transhumanistischen, im Gegensatz zu einer mehr posthumanistischen Aneignung des Human Enhancement hervortreten. Keineswegs erlaubte dies ein abschließendes Urteil über die letztendliche Wünschbarkeit ausgerechnet dieser beiden Denkrichtungen in Bezug auf die zu implementierende Agenda für die Weltraumfahrt. Allerdings mag eine solche Konfrontation, betrachtet man sie im größeren Kontext globaler Raumfahrtaktivitäten (siehe Bagla und Menon 2008; Khan und Khan 2015; Oyewole 2017; Sarli u.a. 2018), indirekt einen originellen Zugriff auf die zivilisationsgeschichtlichen Verzweigungen rechtfertigender Hintergrundanthropologien gewähren.

5.1 *Splitter-Isolationismus der sternenwärtigen Postmenschheitsflucht*

Sieht man vom nicht mehrheitsfähigen extremistischen Rand ab (siehe Pinto 2019), bleibt der libertäre Radikalismus, dessen besondere Raumfahrtaffinität, spätestens seit Wiederinkraftsetzung der evokativen ‚Frontier‘-Metapher (engl. das Grenzland) im Kontext des frühen amerikanischen ‚Space Age‘ (siehe Ryan 1952), hinlänglich breitgetreten wurde (siehe Billings 1997; Newell 2014; Schwartz 2017). Denn an diesem Flügel lässt sich der Exzess ungebremsten Human Enhancements mit ebensolch tiefblickender Aussagekraft illustrieren. Hierfür genügt ein Rückgriff auf die bereits konturierten Autoren – ergänzt um einen libertären Schutzpatron, der, standardmäßig bedacht von Transhumanisten (vgl. Bostrom 2005: 11f.; Hughes 2004: 30, 160; More 2013: 11) und der Forschung (vgl. Krüger 2019: 85–87; Loh 2018: 36f.) gleichermaßen, inhaltlich nur allzu oft zu kurz kommt.

Zunächst bezeugt das geozentrische Gattaca-Szenario, noch ohne romanisierte Pioniersfreiheit, inwiefern „the task of developing space-adapted humans“ (Seedhouse 2014: 133, vgl. 133–139), sofern es vorrangig kommerziellem Interesse bei Fehlen sozialpolitischer Kompensationen dient, bestenfalls eine Unterschicht hervorbringt, die sich freiwillig dem Markt unterwirft (vgl. Seedhouse 2014: 138f.). Demgegenüber verrät Silvers reproduktionsmedizinische Utopie die komplementierende Kehrseite: In vergrößerter Darstellung, gedacht „am Endpunkt einer totalen Polarisierung“ (Silver 1998: 16), stünde eine siedlungspolitische Bifurkation, „besiedelten andere Arten von GenReichen andere Planeten, Monde und Asteroiden unseres ursprünglichen Sonnensystems“, im Unterschied zu „primitiven Naturbelassenen [...], die noch immer auf dem dritten Planeten, der Erde, umherstreunten“ (Silver 1998: 326). Soweit käme es, preschte die Herrlichkeit ihrerseits voraus!

Weil derartige Entwürfe ohnehin nicht über die Karikatur grober Unterkomplexität hinauskommen, die ihr zivilisatorisches Bankrott nur widerwillig einsieht (siehe Persson 2015), macht es keinen Unterschied, Robert Chester Wilson Ettinger (1918–2011) nachzutragen. Gerade ihm ist zuzugutezuhalten, sein Diktum: „I intend to become an immortal superman“ (Ettinger 1972: Preface), zum privat-öffentlichen Prestigeprojekt aufgebauscht zu haben (vgl. Ettinger 1964: 144–154; 1972: 243–283), bei dessen Darlegung stellenweise alle politisch-korrekte Scheu fällt. So verheißt er eine automationsgetriebene „Golden Age society“ (Ettinger 1964: 114) mit ihrem schieren Luxusleben (siehe Ettinger 1964: 155–169; 1972: 178–207), weniger um der Menschheitsbeglückung willen als vielmehr zum Ansporn eines personalisierten Königswegs zur „self-directed evolution“ (Ettinger 1972: 8), welcher allen neureichen Nutzenmaximierern, deren Familien und Nächsten radikale Autarkie sichert (vgl. Ettinger 1964: 114; 1972: 205f.) – in maximaler Sternendistanz zur Gesellschaft.

An solch Autarkiestrebigkeit sei es nämlich, gelegentlicher Beschwichtigung zum Hohn (vgl. Ettinger 1972: 152f.), die ‚superhumane Segregation‘ ins Weltall mitzuer ermöglichen (vgl. Ettinger 1972: 206f.), noch ehe auf

Erden eine „major crisis of history“ heraufdämmert, sollte der gewöhnliche Menschenschlag dem „Homo Superior“ (Ettinger 1972: 240) gegenüber¹⁹ eiskalt reserviert bleiben – oder sich der Konflikt in einem „murderous and suicidal spasm of hate and terror“ bzw. „multiple civil wars between New and Old“ (Ettinger 1972: 241f.) entladen. Eben deshalb, zumal Weltraumfahrt seinen Erwartungshorizont rahmte (z.B. Ettinger 1964: 113f., 165f.; 1972: 78–81, 180), akzeptiert Ettinger vollauf, „the larger human community“ vor den nur allzumenschlichen Auswüchsen der neu entflammenden Wild-West-Mentalität zu bewahren, indem man schnellstmöglich den chaotischen „splinter-isolationism“ (Ettinger 1972: 207) einzelner ‚Supermenschen‘ sternenwärtig eskaliere.

5.2 Angleichung der Begabungsdifferenz durch überlebensnotwendige Sozialkonstruktivität

Dieser enthemmenden Selbstüberbietungslinie, wo soziale Kohärenz leichtfertig frakturiert wird und Weltraum-Situiertheit aus sich heraus einen Anlass dazu lieferte (siehe Schumann 2020a: 412–416), ist eine perspektivische Invertierung entgegenzuhalten, die im letztendlichen Handicap aller weltraumgängigen Humankörper statt evolutionärer Disqualifikation (vgl. Bainbridge 2009: 521; Seedhouse 2014: 137f.) vielmehr die Gelegenheit für zunehmende Inklusivität wittert (siehe Schwartz 2020; Wells-Jensen u.a. 2019). Obschon in dieser diskurspolitischen Umakzentuierung die posthumanistische Interpretation offenbar noch keinen Einzug gefunden hat, könnte man natürlich Chris Gray, mit seinen „posthuman cyborgs“ im Weltraum (vgl. Gray 2001: 138–141), approximativ platzieren.

Jedoch scheint es angebracht, dem neueren Diskurs auf Augenhöhe zu begegnen, der taktisch geschickt die „disability studies“ (siehe Wolfe 2010: 127–142) aufgreift, mitsamt ihres Rahmenwerks zur sozialen Konstruktion ‚erlebter Beeinträchtigung‘ (vgl. Schwartz 2020: 203–211). Insofern bietet Haldane dann tatsächlich die bessere Startposition, da er den (in jüngster Zeit aufgegriffenen) ‚Wert‘ divergenter körperleiblicher Ausstattungen (siehe Gygnell und Douglas 2016) für das lastenverteilte Überleben in Weltrauminfrastrukturen schon zu Beginn des ‚Space Age‘ bemerkt hat (vgl. Haldane 1963b: 354f.): Vielleicht war es bloßem Utilitätsdenken geschuldet, und sicherlich braucht man ihm keine Pionierrolle für die ‚disability studies‘ anzudichten²⁰, doch insistierte Haldane auf triftige Zweckmäßigkeit von Beinlosigkeit, Zwergwüchsigkeit, eines Greifschwanzes und Höhenluftadaptation bei künftigen Raumfahrenden (vgl. Haldane 1963b: 354f.; siehe Clarke 2009).

Zumal er weltraumbedingte ‚reproduktive Isolation‘ früh thematisierte (vgl. Haldane 1927b: 302–305), war ihm diese Vervielfältigung kein freudiger Anlass ‚posthumaner Speziation‘ (siehe Schumann 2020a: 415f.). Ganz im Gegenteil diene gerade ‚kontrollierte Evolution‘ (vgl. Haldane 1951: 279f.; 1976: 97) dazu, derartige Ereignisse in die Zukunft aufzuschieben oder in andere Sternensysteme auszulagern, sodass weltraumgängige Menschen-

varietäten innerartliche Biodiversität zuverlässig einhegten, während speziesspezifischen Konflikten vorgebeugt wäre (vgl. Haldane 1963b: 355, 359). Und passenderweise, ehe man Haldane zum ‚polymorphen Anthropozentriker‘ erklärt, nähert sich seine Utopie den „animal studies“ (siehe Wolfe 2010: 99–126), wenn am Gemeinwohl beteiligte sensibel-verständige Elefanten Diskretion und Kollegialität erfahren (vgl. Haldane 1976: 24, 67).

Vermutlich genügt dieser Abriss nicht, den gesuchten posthumanistischen Zugang im Hinblick auf die Begabungsangleichung in Weltraumsiedlungen (vgl. Schwartz 2020: 207–211; Wells-Jensen u.a. 2019: 51f.) zufriedenstellend abzurunden. Insofern aber leibliche Weltraum-Situierung (siehe Schumann 2020a: 410–413), angesichts der Überlebensabhängigkeit von einer korrelativen Laufumgebung, alle Humankörper gleichermaßen ‚handicapt‘ (vgl. Spreen 2015: 86f.), will es viel besagen, wenn jemand aus Kritik an der klasseneugenischen ‚Untauglichkeitserklärung‘ (siehe Haldane 1932b; 1932c; 1940) zwanglos zur sozialen Konstruktion ‚raumfahrtlicher Inklusivität‘, in Abhängigkeit von vorgängigen ‚Investitionen‘ (vgl. Schwartz 2020: 210f.) aufschließen kann. Von daher hätten sowohl die Diskussion zur Normalisierung von Weltraumtauglichkeit (vgl. Wells-Jensen u.a. 2019: 50f.) als auch diejenige um zwangsverpflichtende Modifikationen für alle Raumfahrtwilligen (vgl. Schwartz 2020: 207–209) an Haldane einen verständigen Mitsstreiter, dessen Originalität ‚provoziert‘.

6. Der verbesserungsbedürftige Mensch transkulturell konfrontiert: Ein Resümee

Zum Abschluss, nachdem verschiedene Facetten des transhumanistischen Menschheitsupgrades und der posthumanistischen Humanitätsinfragestellung durch vergleichende Parallelektüre sondiert wurden, bleibt nur die resümierende Ableitung wichtiger philosophisch-anthropologischer Punkten der Diskursgegenüberstellung. Wie eingangs betont, zielte die vorangegangene Rundschau zentral auf Hervorhebung intellektueller Einseitigkeiten, die unter einem gewissen Gesichtspunkt, ohne darob ihren sacherschließenden Gehalt anzuzweifeln, kaum hinreichen dürften, die zivilisatorische Folgenlastigkeit des Human Enhancement zu ermessen. Dies lässt sich am kürzesten anhand eines zweischrittigen Vorgehens einholen, das lediglich eine Anregung zum Weiterdenken geben möchte.

In einem ersten Schritt sind politisch-anthropologisch innovative Hintergrundkonzepte des Trans- und Posthumanismus, konkret die Cyborg-Anthropologien von Hughes und Gray, nochmals heranzuziehen, um in der „Sphäre des Menschen“ (Helmuth Plessner) einen passenden Einstiegspunkt zur ‚Fraglichkeit des Menschen‘ aufzudecken (siehe Schumann 2019). In einem zweiten Schritt wäre die post-humanistische Entsicherung, verstanden aus der Entfremdung des Menschen vom Menschen (als einer vorabekannten Entität) und des Menschen von der Menschheit (als eines selbstverständlichen Integrationsparadigmas), über diese selbstentsichern-

de Blickstellung anzuschneiden. Zur Illustration dient hier die selten beachtete transkulturelle Adaption des Human Enhancements, deren Signifikanz für heraufziehende Vergleichsdiskurse zum Trans- und Posthumanismus in der Ausführung, aufgrund verfügbarkeitsbedingter Selektivität, nur eine erste Würdigung erfährt.

6.1 Die unheimliche Begegnungssphäre der füreinander ‚maximal Fremden‘

Will man die Gehalte trans- und posthumanistischer Anthropologien selektiv vergegenwärtigen, eignen sich die systematisch zueinander konkordanten, im Detail aber voneinander abweichenden Entwürfe einer „cyborg citizenship“ (siehe Gray 2001; Hughes 2004). Das diesbezüglich Hervorstechendste für beide ist Anerkenntnis der technoscientifischen und erfahrungswissenschaftlichen Offenlegung einer sachlichen Unabgeschlossenheit in der Bestimmung der menschlichen Entität. Aufgrund dessen sind ‚dem Menschen‘ zugesprochene Leistungen, ebenfalls an technischen oder natürlichen „Alteritäten“ (siehe Loh 2017), das eigene Selbstverständnis entsichernd, wiederzuentdecken (vgl. Gray 2001: 120–127; Hughes 2004: 91–103). Beide entgegnen der Aufgabenstellung politisch.

Auf solcher Weise erwidern, konturieren sie gleichermaßen, ohne es recht zu begreifen (vgl. Schumann 2019: 42–44, 54f.), die vorauszusetzende, hernach verhandelbare Öffentlichkeitsperspektive, innerhalb derer all diejenigen, die sich auf etwas verstehen, einander wechselseitig verunsichern (vgl. Schumann 2019: 45–53). Gerade deshalb, und hierin liegt die Gratwanderung jeder politischen De-zentrierung des ‚Menschen als Bekannten‘, bedürfte es der erneuerten Zusammenführung, einer Re-zentrierung auf die Begegnungssphäre selbst. Andernfalls könnte falscher Absolutismus die Exclusions- und Exterminationspraktiken riskierter Selbstverständnisse provozieren (siehe Ashkenazi 2017: 297–309; Said 2004b: 50–55). Dem können ein „Turing test for citizenship“ (vgl. Gray 2001: 24f.) oder die „personhood theory“ (vgl. Hughes 2004: 79–83) jedoch nur bedingt abhelfen.²¹

Als Standbein genügt natürlich, auf die Strukturen in Konsolidierung einer Deliberationsgemeinschaft zurückzugreifen (siehe Heilinger 2015: 104–107), um fehlbare Übereinkunft rückversichert nachzubessern. Des- sen Halbherzigkeit dämmert allerdings, präsentiert sich ein ausdrucks- hafter Körperleib, unter Ermangelung eines interpretationsbefähigenden Vor- verständnisses, dessentwegen er hermeneutisch opak gerät (vgl. Schu- mann 2019: 13–21). Ersichtlich, wo ‚Alteritätenproduktion‘ damit in höhe- rem Ausmaß belastet, bedürfte es zusätzlich der Rückfrage, zumindest als korrekturfähige Heuristik, nach den Koordinaten jener Begegnungssphäre wechselseitiger Fremdheitserfahrung: Seit neuestem stellen sich „Exoso- zio-logie“ (siehe Schetsche und Anton 2019) und „Xenologie“ (siehe Ash- kenazi 2017), raumfahrtorientierte Wissenschaften unterschiedlicher Durch- dringungstiefe (vgl. Schumann 2019: 21–23; 2020a: 396, 398f.), genau die-

ser Problematik. In der Figur des „maximal Fremden“ (siehe Schetsche 2004), diesseits vorabwissender Selbstverständlichkeit, verdichtete die öffentliche Suche dann ihr auszulotendes Koordinatennetz (siehe Schetsche u.a. 2009).

Mit solch Nachjustierung, die sich für ‚maximal Fremde‘ an den Grenzen des wechselseitigen Verstehens öffnet (vgl. Schetsche u.a. 2009: 478–482), folgte die Entsicherung humanistischen Selbstverständnisses, um keinen Kreis des Idealmenschlichen im vornherein zu wissen, wie es Mythologisierungen ‚des Menschen‘ als historischer Konstante ziemt (siehe Clausen 2006: 391–394; Saage 2018: 241–245), weiters keine Preisgabe zivilisatorischen Ausgleichs zwischen all jenen, die sich im Rahmen ihrer Lebensbewältigung auf etwas verstehen (vgl. Schumann 2019: 18–20, 34–37, 45–53). Gleichwohl „posthumanistische Philosophische Anthropologie“ (siehe Loh 2017: 218–222), landläufiger Anthropologieskepsis wegen, nicht zum Standardcurriculum gehört (vgl. Schumann 2019: 57–65, 70f.), ergänzte sie die in Cyborg-Anthropologien initiierte Wende zur selbstverbesserungsbedürftigen „Sphäre des Menschen“ – welche füreinander interessiert, was einander fremd ist.

6.2 ‚Fraglichkeit des Menschen‘ als post-humanistische Entsicherung der Kulturen

Nun besteht Geneigtheit, wenigstens ungeteilte Aufmerksamkeit, gegenüber Intervention im Sinne des modernen Human Enhancement nicht nur bei all denen, die es am lautstärksten befürworten oder kritisieren. So wurde die zunächst eher bioethisch konnotierte Debatte, offenbar nachdem sich ein Sättigungseffekt bemerkbar machte (siehe Agar 2007), allmählich sicherheitspolitisch virulenter (siehe Ajir 2016; McIntosh 2010); in jenen zwischenstaatlichen Implikationen bevölkerungsweiter Leistungssteigerung, die eigentlich im Anbeginn erkennbar waren (vgl. Canton 2004: 189, 196; Fukuyama 2004). Zudem hat die transhumanistische Bewegung damit begonnen, sich durch dutzende Parteigründungen international sichtbarer aufzubauen (siehe Benedikter und Siepmann 2016).

Insofern darf es kaum verwundern, bedenkt man den staatlichen Anreiz gesundheitspolitischer Enhancement-Subventionierung (vgl. Bühl 2009: 84–96; Singer 2009: 281–286) oder umgekehrt, die Schwierigkeit eines undifferenzierten Moratoriums von Enhancement-Applikationen bzw. der Forschung daran (vgl. Gardner 1995: 76–79; Marchant und López 2011: 262–266), dass es kulturdiverse Legitimationsstrategien und abweichende Subjektivierungsformen ihres Einsatzes gibt. Erst diese Kenntnisnahme entblößt jene kuriose Arroganz, eine jede Bereitwilligkeit oder Verhaltenheit nach westlich vorschematisierten (transhumanistischen, biokonservativen usw.) Doktrinen zu rubrizieren; wie sich das im Apologetenkreis gelegentlich bemerkbar macht (vgl. Hughes 2004: 109–153) – als ob der eigene Ethnozentrismus stärker wird, weil er für andere vorgespielt mit sich selber ringt.

Was die abweichenden Zugriffe anbelangt, lassen sich, leider vikariierend für andere sprechend, davon mehrere auffinden: Erstens eine Auslegung, im Rückgriff auf das Gemeinschaftsethos vieler ‚Native American‘-Nationen, derzufolge, eigennütziges Statusstreben disqualifiziert (vgl. Hester 2010: 606), unter zugehörigen Ethnien am ehesten mit einer solidaritätsbestärkenden Legitimation für kognitives Enhancement zu rechnen sei (vgl. Hester 2010: 607f.). Zweitens eine Einordnung, ausgehend von der konfuzianischen Sittenlehre, in deren Sinne sich Pietätsvolle anschickten, überschießenden Eigennutz abgelehnt (vgl. Fan 2010: 67f.), ihre körperliche Ausstattung, mithilfe von Enhancement, deutlicher ihrer Ahnenehrerbietigkeit anzupassen (vgl. Fan 2010: 68f.). Drittens eine Zurechtlegung, im Rückverweis auf die Hindu-tradition sogenannter „Vedic technologies“ (vgl. Geraci 2016: 327–329), die wissenschaftlich-technischen Fortschritt für eine Wiederkunft des Goldenen Zeitalters, gemäß brahmazyklischer Kosmologie (vgl. Geraci 2016: 322), auszulegen erlaubten.

An diesen Legitimationen über Gemeinschafts-, Erbfolge- und Heilsbewusstseinssolidarität, begleitet von Subjektivierungen kommunitärer Statusgleichheit, habitueller Ahnenpietät oder mythischer Evokation, gewinnen jene Umfragen stärkeres Gewicht (siehe Macer 2012; 2014), die im indopazifischen Raum hohe Bereitschaft für Enhancement-Interventionen signalisieren. Ihre Kehrseite verrät sich exemplarisch, anhand jener Bedenken in Bezug auf ‚enhanced competition‘ in nichtwestlichen Industrienationen (siehe Kim 2014), die ergänzend der zum westlichen Humanismus querliegenden Zugänge eindrücklich nahelegen, worin eine Normalisierung des Human Enhancement, also ihr transkulturelles Resonanzpotenzial, den Transhumanismus unerwartet bestätigen dürfte: Nämlich in der Einsicht, westlich-liberale Maßstäbe nicht länger verabsolutieren zu können – wenngleich diese Pointe oft nur als selbstbezogen-innerwestliche Verunsicherung wahrgenommen wird (siehe Hughes 2001; 2013: 230–232).

Anmerkungen

- 1 Gleich vorweg sei bemerkt, dass die hier vorliegende Untersuchung stark anglozentrisch orientiert ist. Dies ist weniger eigener Ignoranz geschuldet als vielmehr der politisch-medialen Vorreiterrolle der hier interessierenden amerikanischen Diskurse seit Ende des Kalten Krieges. Zur Korrektur dieser Perspektive dient das letzte Kapitel.
- 2 Es ist natürlich bezeichnend, wenn ‚das Upgrade der Menschheit‘ (vermittels Enhancement), eingefangen im nachgestellten ‚+‘, explizit in die Selbstbezeichnung einfließt: So wird die dahinterstehende Agenda disambiguiert.
- 3 Allzu undisziplinierte Übertragung, suspendiert ihr sacherschließendes Anliegen: Dementsprechend würde Anthropogenese als ‚genetisches Enhancement‘ des Lebenswandels einstiger Primaten, oder Multizellularität als ‚genetisches Enhancement‘ der Monozellularität aufgefasst. Dann aber fragte sich, weshalb das permanente Enhancement zu einer Vielzahl von Lebewesen ohne kommunizierbares

‚Ich-Bewusstsein‘ geführt hat, warum also derart viele Lebewesen ohne für ‚selbstbewussten Individualismus‘ kennzeichnende Merkmale überdauern? Man müsste eben zurückfragen: Wenn alles evolutionäre Geschehen, insofern es letztendlich nur den Reproduktionserfolg maximiert, bereits ein ‚Enhancement der Überlebenssicherung‘ wäre, wozu sollte man sich zusätzlich ‚selbstoptimieren‘, sobald man gut überleben, sich erfolgreich reproduzieren kann? Die konturlos-metaphorische Übertragung, würde demzufolge aus sich heraus kein ‚Ziel des Enhancement‘ weisen können – außer eben, man hypostasiert es zur numinosen ‚Selbstentfaltung des Kosmos‘, was ein Fall von „Secularist Faith“ (Tirosh-Samuelson 2012) wäre.

- 4 Trotz des erratischen Schreibstils seines Essays lassen sich vier kulturgeschichtliche Tendenzen entnehmen, die für Hassan zur ‚posthumanen Denkungsart‘ einer „posthuman philosophy“ (Hassan 1977: 845) beitragen würden: 1. Das dämmernde Bewusstsein über die recht provinzielle Stellung der Menschheit im expandierenden Kosmos (vgl. Hassan 1977: 843f.); 2. die zunehmend akute Hinterfragung, des überlieferten dualistischen Denkens in der Subjektivierung (vgl. Hassan 1977: 844f.); 3. die geradezu überwältigenden Aussichten künftiger Evolution, über die Proportionen rezenter Menschen hinaus (vgl. Hassan 1977: 845); 4. der weiterhin ungeklärte Status Künstlicher Intelligenz, mit ihrem Drohpotenzial einer vorgeblich unkontrollierten Evolution (vgl. Hassan 1977: 845f.).
- 5 Basierend auf einem zweidimensionalen ‚Koordinatenfeld‘ (vgl. Hughes 2004: 69 Figure 6.1), entlang einer wirtschaftspolitischen und einer kulturpolitischen Achse, die zusammen vier distinkte Politik-Ecken („Populists“, „New Right“, „Social Democrats“, „Libertarians“) schematisieren, entfaltet Hughes einen dreidimensionalen ‚Koordinatenwürfel‘ (vgl. Hughes 2004: 70 Figure 6.2 und 72 Figure 6.3), ergänzt um eine biopolitische Achse, der hernach eine völlig neue Ordnung andeutet: A) „Democratic transhumanism“, B) „Libertarian transhumanism“, C) „Left bioLuddism“, D) „Right bioLuddism“ – und die übrigen Ecken darf man selbst zurechtdefinieren.
- 6 An dieser Stelle wäre es nötig, will man die größere politische Konstellation auch nur halbwegs zu ermessen, ‚russischen Transhumanismus‘ (siehe Itskov 2011; 2012) und ‚Kryonik‘ (siehe Swan 2019; Young 2012: 231–234), die kulturelle Adaptionen amerikanischer Mainstream-Diskurse darstellen, vom sogenannten ‚Kosmismus‘ abzugrenzen (siehe Hagemeister 1997; Siddiqi 2016), der nunmehr im ‚amerikanischen Transhumanismus‘ rezipiert wird (siehe Goertzel 2010). Nur leider fehlt hier der erforderliche Raum, dies umfassender herauszuarbeiten.
- 7 „bioconservatism“ ist ein transhumanistischer Kampfbegriff, der ein politisches Taktieren definiert, das nicht-therapeutische, biotechnologische Interventionen in der Humanmedizin zurückweist. Ihm wird gern das politische Taktieren sogenannter „biomoderates“ und des „bioliberalism“ gegenübergestellt (siehe Roache und Clarke 2009).
- 8 Zumindest ist es sehr verdächtig, wenn innerhalb weniger Jahre zwei Bücher mit fast identischem Titel, nämlich *cyborg citizen* (Gray 2001) und *Citizen Cyborg* (Hughes 2004), erscheinen. Obwohl Hughes auf Gray im Literaturverzeichnis verweist (vgl. Hughes 2004: 279), zitiert er ihn nirgendwo im Buch. Immerhin zeigte Hughes zuletzt Großzügigkeit, die posthumanistische Position Grays lobend anzupreisen (vgl. Hughes 2014: 135, 138f.).

- 9 Ehe man hier einen Irrtum wähnt, da sich Posthumanismus gerne attitudenhaft allem ‚Aufklärungshumanismus‘, insonders der liberalistischen Subjektkonzeption entgegenstellt (vgl. Hayles 1999: 4f., 86f., 286f.), sei die kuriose Einbezugnahme Suids pointiert: Tatsächlich hat Rosi Braidotti, eine der aktuellen Galionsfiguren des Diskurses, keine Scheu gehabt, Said in ihrem bekannten Buch *Posthumanismus* (2014) dem ‚kritischen Posthumanismus‘ zuzuschlagen (vgl. Braidotti 2014: 51) – obwohl man, was als Replik auf diese Okkupation zu werten ist, Posthumanismus umgekehrt als Derivat des Said’schen Humanismus beanspruchen mag (vgl. Chatelier 2017: 659–667).
- 10 Leider lässt Arendt ein krudes ‚hellenophiles Vorurteil‘ durchblicken, wenn sie die beiden Funktionen des Marktes voneinander entkoppelt, also „die Agora“ zum alleinigen „Versammlungsort der Bürger“ hochstilisiert und ihr die „Basare der orientalischen Despotenreiche“ entgegenstellt, welche bloß einem „Markt in unserem Sinne, wo Handwerker ihre Produkte ausstellen“ geähnelt hätten (Arendt 1994: 146). Nicht zuletzt geht sie so weit, aus römisch-hellenischer Sicht „den barbarischen Reichen Asiens“ (Arendt 1994: 30) eine rein herrschaftszentrierte Sozialorganisation nachzusagen (vgl. Arendt 1994: 20, 44), ohne vergleichende Kulturdokumente einzubeziehen.
- 11 Will man sich diese Konstellation vergegenwärtigen, eignen sich jene pittoresk-satirischen Porträts beachtlich ‚transhumaner‘ Herrschaften (in denen sich Menschen mit sprechenden Tieren und intelligenten Bäumen vergesellschaften) aus Ludvig Holbergs (1684–1754) neulateinischem Literaturklassiker *Nicolai Klimii Iter Subterraneum* [*Nicolai Klims Unterirdische Reise*] (1741). Ihres eigentlich persiflierenden Charakters unbeschadet skizziert diese Reisebeschreibung ins ‚innerirdische Sonnensystem‘ (vgl. Holberg 1741: 11–18, 206–213) unter anderem zwei Kaiserreiche, deren ‚karnevaleske‘ Klassenstratifikation, vor beinahe dreihundert Jahren, den Konfigurationen neuerer ‚Biostratifikation‘ vorausgreift: So zeichnet „Mezendoria“ (vgl. Holberg 1741: 262–274, 338–344) eine Ordnung anhand berufsständischer Artzugehörigkeit, in der alle Tiere und Bäume ihren Artmerkmalen gemäßige Berufe ausüben; weil der gegenteilige Versuch, ihrem ‚Naturell‘ ungemäße Berufungen offenzuhalten, fulminant gescheitert sei (vgl. Holberg 1741: 266–268). Das „Quamitische Reich“ (vgl. Holberg 1741: 290–330) hingegen, obzwar eine Ordnung faktischer Menschensuprematie, stellt allen Tiervölkern die Ämter und Berufe unterhalb des Herrschaftshauses vorbehaltlos frei; solange nur die ‚quamitischen‘ Menschen („Quamiten“), dank Nicolai Klims Winkelzügen der Prekarität entronnen (vgl. Holberg 1741: 283–291), ihren eroberten Platz als Weltmachtshoheit bewahren (vgl. Holberg 1741: 330–359). Ohne diese teils infantile Satire zu verklären, lassen sich hieraus zwei Strukturmuster entnehmen, berufsständische Speziation und hochmenschliche Erbreinhaltung, die wenigstens approximativ nahelegen, was für Stratifikationen eine ‚Enhancement-Gesellschaft‘ ausbilden mag!
- 12 Haldane setzt mit dem mythologischen Daedalus, Vater jenes Ikarus, der bei gemeinsamer Flucht auf gewachsenen Vogelschwingen ins Meer stürzte (siehe Arnould 2011: 33–36, 137), ganz selbstbewusst einen Kontrast zum bekannteren Prometheusmythos (vgl. Haldane 1923: 44–48). Während dieser, als Bringer des Feuers, gerne mit gewandtem Erfindungsgeist, zum emanzipatorischen Wohle

gegen die gleichgültige Natur verbunden wird, steht demgegenüber Daedalus, als gefangener Ingenieur in Diensten des Königs von Kreta, der bei der Zeugung des Minotaurus sekundierte, für die ambivalente Wissenschaft: „But if every physical and chemical invention is a blasphemy, every biological invention is a perversion“ (Haldane 1923: 44). Darüber hinaus eignete sich Daedalus schlecht für falsche Heroisierungen, wurde er doch nicht von den Göttern gestraft, vielmehr verstarb sein Sohn aus eigenem Verschulden bei der Flucht: „He was the first to demonstrate that the scientific worker is not concerned with gods“ (Haldane 1923: 48). Insofern nimmt Haldane ihn für einen Modernen – von dem man lernen mag.

- 13 Diese Hypothese, mittlerweile weniger geläufig, figuriert als interpretatorisches Kernstück in den empirischen Vorsondierungen von Arnold Gehlens ‚Anthropobiologie‘ (siehe Gehlen 1993: 95–148), die man, obzwar nicht ganz unumstritten, dem Spektrum moderner Philosophischer Anthropologie zurechnen darf (siehe Rehberg 2011).
- 14 Leider differenziert Haldane nicht exakt zwischen ‚Retardation‘ („Verzögerung, Verlangsamung; verspätetes Auftreten von Merkmalen in der Ontogenese gegenüber früheren phylogenetischen Zuständen“; Paululat und Purschke 2011: 404); und ‚Neotenie‘ (die „das Stehenbleiben der Entwicklung auf einem unvollkommenen Stadium bezeichnet, auf welchem die betreffenden Tiere geschlechtsreif werden [...]“; Paululat und Purschke 2011: 320). Während ihm Ersteres den fraglichen Befund liefert, nutzt er Letzteres terminologisch anstelle des Ersteren.
- 15 Hier eignet sich ein etwas längeres Zitat: „Liberty is the practical recognition of human polymorphism. [...] society enjoys the greatest amount of liberty in which the greatest number of human genotypes can develop their peculiar abilities. It is generally admitted that liberty demands equality of opportunity. It is not equally realized that it demands a variety of opportunities, and a tolerance of those who fail to conform to standards which may be culturally desirable but are not essential for the functioning of society“ (Haldane 1951: 278; vgl. 1965: xcviif.). Ersichtlich gilt ihm Freiheitlichkeit recht wenig, fehlte ökonomische Chancengleichheit für verkörperte Devianz!
- 16 Dieser Name für das Heimatsystem des Außerirdischen „Ngok Thleg“, entstammt dem Werk des englischen Dichters William Blake (vgl. Haldane 1976: 18, 89–91), das Haldane in seine Utopie umfassend eingearbeitet hat.
- 17 Der erinnerte Außerirdische (und damit der erinnernde Narrator selbst) wird mit viel Selbstironie des Autors gegenüber seiner eigenen ‚weltanschaulichen‘ Auffassungsgabe, als geborener „archaic“ (Haldane 1976: 50f.) vorgestellt.
- 18 Es bietet sich an, drei Konzepte zu unterscheiden: 1. ‚Human Enhancement‘ als kontextabhängige Leistungsanpassung, ohne Definition des spezifischen Mittels; 2. ‚Cyborgisierung‘ als Aufrechterhaltung metabolischer Homöostase, durch elektronische Organsubstitution; 3. ‚Pantropie‘ als Stoffwechseladaptation an Extremmilieus, die auf einen Endzustand ohne technische Schnittstelle bzw. Substitution zielt (siehe Schumann 2020a: 412–414).
- 19 Zu Veranschaulichungszwecken nachfolgend eine kleine Auswahl des von Ettinger imaginierten Pandämoniums ‚supermenschlicher Leistungstypen‘, aus seinem *Man into Superman* (Ettinger 1972): 1. „outdoorsman“ (60); 2. „snow man“ (61); 3. „armored man“ (63); 4. „a living blowtorch“ (64); 5. „winged men“ (64); 6. „dragon-

- fly-man“ (65); 7. „aquaman“ (67); 8. „becoming the complete omnivore“ (68); 9. „mini-men“ (71); 10. „augmented brain“ / „communal brain“ / „hive mind“ (73); 11. „a whale of a man“ (73); 12. „cyborg“ (75); 13. „saucer men“ (76); 14. „extended man“ (76); 15. „multicorporeal giants“ (78) „a race of titans“ (80); 16. „tachyon-man“ (84); 17. „photon-man“ (84); 18. „disembodied spirits“ / „entities of pure energy“ / „superghost“ / „immaterial being“ (85) usw.
- 20 Haldane nennt seine „tone-deafness“ (Haldane 1951: 278), seine Amusie, deretwegen er weder Melodien nachsummen, noch Töne korrekt auf einer Notenskala einordnen konnte, als exemplarischen Mehrwert eines Handicaps, das zur Entfaltung anderweitiger (in seinem Falle mathematischer) Anlagen ver helfe und so die ‚verdeckten Potenziale‘ bereichsspezifischer Beeinträchtigungen unterstreiche (vgl. Haldane 1951: 277f.). Dennoch hielt er dafür, andere Handicaps als unzweideutig lebensverargend identifizieren zu können: „Whatever else we may want our descendants to be, we do not want them to be blind, deaf, paralyzed, or brittle-boned“ (Haldane 1951: 282). Es wäre insofern offenkundig töricht, sein bemerkenswertes Entgegenkommen undifferenziert zu beglückwünschen.
- 21 Beim neuartigen ‚Turing test‘ handelte es sich um ein Bürgerkommissionsverfahren, das die Anwartschaft darauf prüft, ob diese an der Diskursgemeinschaft teilnehmen könnte. Jedoch liegt es nicht in der Absicht Grays, die längst Inkludierten hinterrücks zu individuieren, sodass sich alle erst im Einzelnen ‚bewahrheiten‘ müssten, ehe ihnen volle Bürgerrechte zustünden (vgl. Gray 2001: 26). Offenbar zielt dieses Verfahren auf die strukturelle Stellvertreterschaft, demnach sich jemand für eine Entitätenklasse (z.B. Uplift-Schimpansen), also ‚die Seinigen‘ behauptet und diese ihrerseits ungeteilt in die Bürgerschaft kooptiert wären, wenn es einen Präzedenzfall gibt, wo jemand ‚sich selbst‘ und ‚die Seinigen‘ erfolgreich vor einer Bürgerkommission, eben ‚den Dritten‘, vertreten hat. Mit der ‚Personalitätstheorie‘ bereitet Hughes den Boden, den Bürgerstatus von validierbarem Selbstbewusstsein abhängig zu machen, wie es etwa der bekannte ‚Spiegel-Test‘ belegen soll (vgl. Hughes 2004: 94); um hernach die relevanten Eigentumsrechte, Lebensschutzrechte und Bringpflichten zu bestimmen (siehe Hughes 2004: 224 Table 12.1). Anders denn bei Gray ist hier keine sozialinklusive Praxis dafür ausschlaggebend, ‚wer dazu gehört‘!

Literatur

- Agar, Nicholas (2007). Where to transhumanism? The literature reaches a critical mass. *Hastings Center Report* 27, 3, 12–17.
- Ajir, Media (2016). Effects of Transhumanism on United States National Security. *Researchgate*. URL: https://www.researchgate.net/publication/317084323_Effects_of_Transhumanism_on_United_States_National_Security [Letzter Zugriff am 1.3.2023].
- Allhoff, Fritz, Patrick Lin, James Moor und John Weckert (2010). Ethics of human enhancement: 25 questions & answers. *Studies in Ethics, Law, and Technology* 4, 1, article 4.
- Annas, George J., Lori B. Andrews und Rosario M. Isasi (2002). Protecting the endangered human. Toward an international treaty prohibiting cloning and inheritable alterations. *American Journal of Law and Medicine* 28, 151–178.

- Arendt, Hannah (1953). Ideology and terror. A novel form of government. *The Review of Politics* 15, 3, 303–327.
- Arendt, Hannah (1963). A symposium on space. Has man's conquest of space increased or diminished his stature? In: Robert M. Hutchins und Mortimer J. Adler (eds.). *The Great Ideas Today 1963*. Chicago, London, Toronto, Geneva und Sydney: Encyclopaedia Britannica, 34–47.
- Arendt, Hannah (1968). Preface. The gap between past and future. In: Hannah Arendt (ed.). *Between Past and Future. Eight Exercises in Political Thought*. New York: Viking Press, 3–15.
- Arendt, Hannah (1994). *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. 8. Auflage. München und Zürich: Piper.
- Arnould, Jacques (2011). *Icarus' Second Chance. The Basis and Perspectives of Space Ethics*. Wien und New York: Springer.
- Ashkenazi, Michael (2017). *What We Know About Extraterrestrial Intelligence. Foundations of Xenology*. Basel: Springer International Publishing Switzerland.
- Bagla, Pallava und Subhadra Menon (2008). *Destination Moon. India's Quest for the Moon, Mars and Beyond*. New Delhi: HarperCollins Publishers India.
- Bainbridge, William Sims (2009). Motivations for space exploration. *Futures* 41, 8, 514–522.
- Benedikter, Roland und Katja Siepmann (2016). "Transhumanism": A new global political trend. *Challenge* 59, 1, 47–59.
- Bernal, John Desmond (1929). *The World, the Flesh and the Devil. An Enquiry into the Future of the Three Enemies of the Rational Soul*. London: Kegan Paul, Trench, Trubner und New York: E.P. Dutton.
- Bess, Michael (2010). Enhanced humans versus „normal people“. Elusive definitions. *Journal of Medicine and Philosophy* 35, 6, 641–655.
- Billings, Linda (1997). Frontier days in space: Are they over? *Space Policy* 1, 3, 187–190.
- Bostrom, Nick (2005). A history of transhumanist thought. *Journal of Evolution & Technology* 14, 1, 1–25.
- Braidotti, Rosi (2014). *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Brey, Philip (2009). Human enhancement and personal identity. In: Jan Kyrre, Berg Olsen, Evan Selinger und Søren Riis (eds.). *New Waves in Philosophy of Technology*. Hampshire und New York: Palgrave Macmillan, 169–185.
- Bühl, Achim (2009). Von der Eugenik zur Gattaca-Gesellschaft? In: Achim Bühl (ed.). *Auf dem Weg zur biomächtigen Gesellschaft? Chancen und Risiken der Gentechnik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 29–96.
- Canton, James (2004). Designing the future. NBIC technologies and human performance enhancement. *Annals of the New York Academy of Sciences* 1013, 1, 186–198.
- Chatelier, Stephen (2017). Beyond the humanism/posthumanism debate. The educational implications of Said's critical, humane praxis. *Educational Theory* 67, 6, 657–672.
- Clarke, Arthur Charles (2009). Foreword. In: Krishna Dronamraju (ed.). *What I Require from Life. Writings on Science and Life from J. B. S. Haldane*. New York: Oxford University Press, ix–xii.
- Clausen, Jens (2006). Die „Natur des Menschen“. Geworden und gemacht. Anthropologisch-ethische Überlegungen zum Enhancement. *Zeitschrift für medizinische Ethik* 52, 4, 391–401.

- Clay, Eugene (2011). Transhumanism and the orthodox christian tradition. In: Hava Tirosh-Samuelson und Kenneth L. Mossman (eds.). *Building Better Humans? Refocusing the Debate on Transhumanism*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 157–180.
- Clynes, Manfred E. und Nathan S. Kline (1960). Cyborgs and space. *Astronautics* 5, 9, 26f. und 74–76.
- Crow, James F. (1992). Centennial. J. B. S. Haldane, 1892–1964. *Genetics* 130, 1, 1–6.
- Dixon, Dougal (1990). *Man after Man. An Anthropology of the Future*. New York: St. Martin's Press.
- Döller, Michael (2017). Selbstoptimierung als Akt der Selbstunterwerfung. Psychodramatische Beratung in der Rolle des Störenfrieds. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie* 16, 125–137.
- Dronamraju, Krishna R. (1993). J. B. S. Haldane's (1892–1964) biological speculations. *Human Gene Therapy* 4, 3, 303–306.
- Dronamraju, Krishna R. (2010). J. B. S. Haldane's last years. His life and work in India (1957–1964). *Genetics* 185, 1, 5–10.
- Ettinger, Robert Chester Wilson (1964). *The Prospect of Immortality*. Garden City: Doubleday.
- Ettinger, Robert Chester Wilson (1972). *Man Into Superman. The Startling Potential of Human Evolution – And How to Be Part of It*. New York: St. Martin's Press.
- Fan, Ruiping (2010). A confucian reflection on genetic enhancement. *The American Journal of Bioethics* 10, 4, 62–70.
- Ferrando, Francesca (2013). Posthumanism, transhumanism, antihumanism, metahumanism, and new materialisms. Differences and relations. *Existenz. An International Journal in Philosophy, Religion, Politics, and the Arts* 8, 2, 26–32.
- Ferrando, Francesca (2019). *Philosophical Posthumanism*. London, New York, Oxford, New Delhi und Sydney: Bloomsbury Academic.
- Ferreira, Aline (2009). The sexual politics of ectogenesis in the to-day and to-morrow series. *Interdisciplinary Science Reviews* 34, 1, 32–55.
- Fukuyama, Francis (2004). Transhumanism. *Foreign Policy* 144, 42–43.
- Gardner, William (1995). Can human genetic enhancement be prohibited? *Journal of Medicine and Philosophy* 20, 1, 65–84.
- Gehlen, Arnold (1993). Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Textkritische Edition unter Einbeziehung des gesamten Textes der 1. Aufl. von 1940. In: Karl-Siegbert Rehberg (ed.). *Arnold Gehlen Gesamtausgabe. Band 3. Teilband 1*. Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Geraci, Robert M. (2016). A tale of two futures. Techno-eschatology in the US and India. *Social Compass* 63, 3, 319–334.
- Goertzel, Ben (2010). *A Cosmist Manifesto. Practical Philosophy for the Posthuman Age*. Humanity+ Press.
- Gray, Chris Hables (1997). The ethics and politics of Cyborg embodiment: Citizenship as a hypervalue. *Cultural Values* 1, 2, 252–258.
- Gray, Chris Hables (2001). *Cyborg citizen. Politics in the Posthuman Age*. New York und London: Routledge.
- Gygnell, Christopher und Thomas Douglas (2016). Selecting against disability. The liberal eugenic challenge and the argument from cognitive diversity. *Journal of Applied Philosophy* 35, 3, 319–340.

- Hagemeister, Michael (1997). Russian Cosmism in the 1920s and Today. In: Bernice Glatzer Rosenthal (ed.). *The Occult in Russian and Soviet Culture*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 185–202.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1923). *Daedalus, or Science and the Future*. A Paper Read to the Heretics, Cambridge on February 4th, 1923. London: Kegan Paul, Trench, Trubner.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1927a). Possible Worlds. In: J. B. S. Haldane. *Possible Worlds and other Essays*. London: Chatto & Windus [Issued in the Phoenix Library 1930], 260–286.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1927b). The Last Judgment. In: J. B. S. Haldane. *Possible Worlds and other Essays*. London: Chatto & Windus [Issued in the Phoenix Library 1930], 287–312.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1932a). *The Causes of Evolution*. London, New York and Toronto: Longmans, Green & Co.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1932b). Possibilities of human evolution. In: J. B. S. Haldane. *The Inequality of Man and other Essays*. Harmondsworth: Penguin Books [Issued in Pelican Books 1937], 82–99.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1932c). The biologist and society. In: Mary Adams (ed.). *Science in the Changing World*. London: George Allen & Unwin, 253–267.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1934). Quantum mechanics as a basis for philosophy. *Philosophy of Science* 1, 1, 78–98.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1940). Human biology and politics. In: J. B. S. Haldane. *Keeping Cool and Other Essays*. London: Chatto & Windus, 142–165.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1951). Human evolution. Past and future. In: J. B. S. Haldane. *Everything has a History*. London: George Allen & Unwin, 271–288.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1960). Mind in evolution. *Zoologische Jahrbücher* 88, 117–124.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1963a). A possible development of J. S. Haldane's views on the relation between quantum mechanics and biology. In: Daniel John Chapman Cunningham und Brian Beynon Lloyd (eds.). *The Regulation of Human Respiration: The Proceedings of the J. S. Haldane Centenary Symposium Held in the University Laboratory of Physiology, Oxford*. Oxford: Blackwell Scientific Publications, 103–108.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1963b). Biological possibilities for the human species in the next ten thousand years. In: Gordon Wolstenholme (ed.). *Man and his Future. A Ciba Foundation Volume*. Boston und Toronto: Little, Brown & Co, 337–361.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1965). The implications of genetics for human society. In: S. J. Geerts (ed.). *Genetics Today. Proceedings of the XI International Congress of Genetics. The Hague, The Netherlands, September 1963. Volume 2. Reports, Records and Plenary Sessions. Symposia 1–13*. Oxford, London, Edinburgh, New York, Paris und Frankfurt: Pergamon Press, xci–cii.
- Haldane, John Burdon Sanderson (1976). *The Man With Two Memories*. London: The Merlin Press.
- Haldane, John Burdon Sanderson (2009a). Some reflections on non-violence. In: Krishna R. Dronamraju (ed.). *What I Require From Life. Writings on Science and Life from J. B. S. Haldane*. New York: Oxford UP, 132–139.

- Haldane, John Burdon Sanderson (2009b). Darwin in Indian perspective. In: Krishna R. Dronamraju (ed.). *What I Require From Life. Writings on Science and Life from J. B. S. Haldane*. New York: Oxford UP, 211–216.
- Hassan, Ihab (1977). Prometheus as performer: Toward a posthumanist culture. A university masque in five scenes. *The Georgia Review* 31, 4, 830–850.
- Hayles, N. Katherine (1999). *How We Became Posthuman*. Chicago und London: Chicago University Press.
- Heil, Reinhard (2010a). Human Enhancement – eine Motivsuche bei J. D. Bernal, J. B. S. Haldane und J. S. Huxley. In: Christopher Coenen, Stefan Gammel, Reinhard Heil und Andreas Wyke (eds.). *Die Debatte über „Human Enhancement“. Historische, philosophische und ethische Aspekte der technologischen Verbesserung des Menschen*. Bielefeld: transcript, 41–62.
- Heil, Reinhard (2010b). Trans- und Posthumanismus. Eine Begriffsbestimmung. In: Annette Hilt, Isabella Jordan und Andreas Frewer (eds.). *Endlichkeit, Medizin und Unsterblichkeit. Geschichte – Theorie – Ethik*. Stuttgart: Franz Steiner, 127–149.
- Heilinger, Jan-Christoph (2015). Anthropological Arguments in the Ethical Debate about Human Enhancement. *Humana.Mente Journal of Philosophical Studies* 26, 96–116.
- Herbrechter, Stefan (2009). *Posthumanismus. Eine kritische Einführung*. Darmstadt: WBG.
- Hester, Thurman Lee (2010). American Indians, transhumanism and cognitive enhancement. In: James W. Haag, Gregory R. Peterson und Michael L. Spezio (eds.). *The Routledge Companion to Religion and Science*. Oxon, UK und New York: Routledge, 602–610.
- Holberg, Ludvig (1741). *Nicolai Klims Unterirdische Reise worinnen eine ganz Neue Erdbeschreibung wie auch eine umständliche Nachricht von der fünften Monarchie die uns bishero ganz und gar unbekannt gewesen, enthalten ist*. Aus dem Bücher-Vorrathe Herrn B. Abelins anfänglich Lateinisch heraus gegeben, jetzo aber ins Deutsche übersetzt. Kopenhagen und Leipzig: Jacob Preuß. URL: https://archive.org/details/gpl_664676/page/n9/mode/2up [Letzter Zugriff am 15.12.2022]
- Hughes, James (2001). The future of death. Cryonics and the telos of liberal individualism. *Journal of Evolution and Technology* 6. URL: <https://jetpress.org/volume6/death.htm> [Letzter Zugriff am 8.12.2020]
- Hughes, James (2004). *Citizen Cyborg. Why Democratic Societies Must Respond to the Redesigned Human of the Future*. Cambridge, MA: Westview Press.
- Hughes, James (2008). Back to the future. Contemporary biopolitics in 1920s' British futurism. *EMBO reports* 9, 59–63.
- Hughes, James (2012). The politics of transhumanism and the techno-millennial imagination, 1626–2030. *Zygon* 47, 4, 757–776.
- Hughes, James (2013). Transhumanism and personal identity. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader*. Chichester, UK: Wiley-Blackwell, 227–233.
- Hughes, James (2014). Politics. In: Robert Ranisch und Stefan Lorenz Sorgner (eds.). *Post- and Transhumanism. An Introduction*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 133–148.
- Huxley, Aldous (1932a). *Brave New World. A Novel*. London: Chatto & Windus.
- Huxley, Aldous (1932b). Economists, scientists, and humanists. In: Mary Adams (ed.). *Science in the Changing World*. London: George Allen & Unwin, 209–223.

- Itskov, Dmitry (2011). Project 'Immortality 2045' – Russian experience. *2045 Strategic Social Initiative*. URL: <http://2045.com/articles/29105.html> [Letzter Zugriff am 1.3.2023].
- Itskov, Dmitry (2012). The path to neo-humanity as the foundation of the ideology of the "Evolution 2045" party. *2045 Strategic Social Initiative*. URL: <http://2045.com/articles/29105.html> [Letzter Zugriff am 28.2.2022]
- Jeffreys, Mark (2001). Dr. Daedalus and his minotaur: Mythic warnings about genetic engineering from J. B. S. Haldane, François Jacob, and Andrew Niccol's Gattaca. *Journal of Medical Humanities* 22, 2, 137–152.
- Khan, Zulfqar und Ahmad Khan (2015). Chinese capabilities as a global space power. *Astropolitics. The International Journal of Space Politics & Policy* 13, 2–3, 185–204.
- Kim, Heup Young (2014). Cyborg, sage, and saint: Transhumanism as seen from an East Asian theological setting. In: Calvin Mercer und Tracy J. Trothen (eds.). *Religion and Transhumanism. The Unknown Future of Human Enhancement*. Santa Barbara, CA, Denver, CO und Oxford, UK: Praeger, 97–113.
- Klerkx, Greg (2006). The transhumanists as tribe. In: Paul Miller und James Wilsdon (eds.). *Better Humans? The Politics of Human Enhancement and Life Extension*. London: Demos, 59–66.
- Krauß, Veiko (2014). *Gene, Zufall, Selektion. Populäre Vorstellungen zur Evolution und der Stand des Wissens*. Berlin und Heidelberg: Springer Spektrum.
- Krüger, Hans-Peter (2007). Die *condition humaine* des Abendlandes. Philosophische Anthropologie in Hannah Arendts Spätwerk. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 55, 4, 605–626.
- Krüger, Oliver (2019). *Virtualität und Unsterblichkeit. Gott, Evolution und die Singularität im Post- und Transhumanismus*. 2. vollständig überarb. und erw. Auflage. Freiburg i.Br., Berlin und Wien: Rombach.
- Launius, Roger D. (2010). Can we colonize the solar system? Human biology and survival in the extreme space environment. *Endeavour* 34, 3, 122–129.
- Loh, Janina (2017). Posthumanistische Anthropologie zwischen Mensch und Maschine. In: Jürgen H. Franz und Karsten Berr (eds.). *Welt der Artefakte*. Berlin: Frank & Timme, 213–224.
- Loh, Janina (2018). *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Macer, Darryl (2012). Ethical consequences of the positive views of enhancement in Asia. *Health Care Analysis* 20, 4, 385–397.
- Macer, Darryl (2014). A public ethos of enhancement across Asia. *American Journal of Bioethics* 14, 4, 45–47.
- Marchant, Gary E. und Alexandra López (2011). The (in)feasibility of regulating enhancement. In: Hava Tirosh-Samuelson und Kenneth L. Mossman (eds.). *Building Better Humans? Refocusing the Debate on Transhumanism*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 255–269.
- McCray, W. Patrick (2013). *The Visioneers. How a Group of Elite Scientists Pursued Space Colonies, Nanotechnologies, and a Limitless Future*. Oxford: Princeton University Press.
- McIntosh, Daniel (2010). The transhuman security dilemma. *Journal of Evolution and Technology* 21, 2, 32–48.
- Menuz, Vincent, Thierry Hurlimann und Béatrice Goddard (2013). Is human enhancement also a personal matter? *Science and Engineering Ethics* 19, 1, 161–177.

- Mitchison, Naomi (1976). Foreword. In: John Burdon Sanderson Haldane. *The Man with two Memories*. London: The Merlin Press, 3–4.
- More, Max (2003). Principles of extropy (version 3.11). *Extropy Institute*. URL: <https://web.archive.org/web/20131015142449/http://extropy.org/principles.htm> [Letzter Zugriff am 12.1.2020]
- More, Max (2013). The philosophy of transhumanism. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader*. Chichester, UK: Wiley-Blackwell 3–17.
- Newell, Catherine L. (2014). Without having seen. Faith, the future, and the final American frontier. *Astropolitics. The International Journal of Space Politics & Policy* 12, 2–3, 148–166.
- Oyewole, Samuel (2017). Space research and development in Africa. *Astropolitics. The International Journal of Space Politics & Policy* 15, 2, 185–208.
- Parens, Erik (ed.) (1998). *Enhancing Human Traits. Ethical and Social Implications*. Washington DC: Georgetown University Press.
- Paululat, Achim und Günter Purschke (2011). *Wörterbuch der Zoologie*. 8. stark überarb. und erw. Auflage. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Persson, Erik (2015). Citizens of mars Ltd. In: Charles Cockell (ed.). *Human Governance Beyond Earth*. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht und London: Springer International Publishing Switzerland, 121–137.
- Pinto, Ana Teixeira (2019). Capitalism with a transhuman face. The afterlife of fascism and the digital frontier. *Third Text* 33, 3, 315–336.
- Pirie, Norman Wingate (1966). John Burdon Sanderson Haldane. 1892–1964. *Biographical Memoirs of Fellows of the Royal Society* 12, 218–249.
- President's Council On Bioethics (2003). *Beyond Therapy. Biotechnology and the Pursuit of Happiness*. New York: HarperCollins.
- Ranisch, Robert und Stefan Lorenz Sorgner (2014). Introducing Post- and Transhumanism. In: Robert Ranisch und Stefan Lorenz Sorgner (eds.). *Post- and Transhumanism. An Introduction*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 7–27.
- Regis, Ed (1990). *Great Mambo Chicken and the Transhuman Condition. Science Slightly Over the Edge*. New York: Basic Books.
- Regis, Ed (1994). Meet the extropians. *WIRED*. URL: <https://www.wired.com/1994/10/extropians/> [Letzter Zugriff am 28.11.2023].
- Rehberg, Karl-Siegbert (2011). Wider Arnould Gehlens ‚Austreibung‘ aus der Philosophischen Anthropologie. *Internationales Jahrbuch für philosophische Anthropologie* 2, 165–195.
- Roache, Rebecca und Steve Clarke (2009). Bioconservatism, bioliberalism, and the wisdom of reflecting on repugnance. *Monash Bioethics Review* 28, 1, 4.1–4.21.
- Roco, Mihail C., William Sims Bainbridge (eds.) (2002). *Converging Technologies for Improvement of Human Performance: Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology and Cognitive Science*. Dordrecht und Boston, MA: Kluwer Academic Publishers.
- Rosoff, Philip M. (2012). The myth of genetic enhancement. *Theoretical Medicine and Bioethics* 33, 3, 163–178.
- Russell, Bertrand (1924). *Icarus, or The Future of Science*. New York: E. P. Dutton.
- Ryan, Cornelius (ed.) (1952). *Across the Space Frontier*. New York: The Viking Press.

- Saage, Richard (2018). Human enhancement and the anthropology of the “entire human being”. *Nanoethics* 12, 3, 237–246.
- Said, Edward W. (2004a). Humanism’s sphere. In: Edward W. Said. *Humanism and Democratic Criticism*. New York: Columbia University Press, 1–30.
- Said, Edward W. (2004b). The changing bases of humanistic study and practice. In: Edward W. Said. *Humanism and Democratic Criticism*. New York: Columbia University Press, 31–56.
- Sarli, Bruno Victorino, Marco Antonio Cabero Zabalaga, Alejandro Lopez Telgie, Josué Cardoso dos Santos, Brehme Dnapoli Reis de Mesquita, Avid Roman-Gonzalez, Oscar Ojeda, Natalia Indira Vargas Cuentas und Andrés Anguilar (2018). Review of Space Activities in South America. *Researchgate*. URL: https://www.researchgate.net/publication/327970898_Review_of_Space_Activities_in_South_America [Letzter Zugriff am 28.11.2022]
- Saunders, Max und Brian Hurwitz (2009). The to-day and to-morrow series and the popularization of science: An introduction. *Interdisciplinary Science Reviews* 34, 1, 3–8.
- Savulescu, Julian (2001). Procreative beneficence. Why we should select the best children. *Bioethics* 16, 5–6, 413–426.
- Schetsche, Michael (2004). Der maximal Fremde. Eine Hinführung. In: Michael Schetsche (ed.). *Der maximal Fremde. Begegnungen mit dem Nichtmenschlichen und die Grenzen des Verstehens*. Würzburg: Ergon, 13–21.
- Schetsche, Michael und Andreas Anton (2019). *Die Gesellschaft der Außerirdischen. Einführung in die Exosozilogie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schetsche, Michael, René Gründer, Gerhard Mayer und Ina Schmied-Knittel (2009). Der maximal Fremde. Überlegungen zu einer transhumanen Handlungstheorie. *Berliner Journal für Soziologie* 19, 3, 469–491.
- Schraner, Elise (2009). The to-day and to-morrow series. *Interdisciplinary Science Reviews* 34, 1, 107–115.
- Schumann, Michael (2019). *Extraterrestrische Ex-zentriker. Zur theoriestrukturellen Einarbeitung des Außerirdischen bei Helmuth Plessner als Grundlage einer Philosophischen Anthropologie des Raumfahrtzeitalters*. [Masterarbeit]. Universität Potsdam. URL: <https://publishup.uni-potsdam.de/43420> [Letzter Zugriff am 23.1.2020].
- Schumann, Michael (2020a). Philosophische Anthropologie im Zeitalter der Weltraumfahrt. Auseinandersetzungen mit der Zukunft zwischen bemannter Weltraumerkundung und der Suche nach außerirdischem Leben. In: Tatjana Sheplyakova und Thomas Ebke (eds.). *Internationales Jahrbuch für Philosophische Anthropologie Band 9. Die Ästhetiken der Philosophischen Anthropologie*. Berlin: De Gruyter, 385–426.
- Schumann, Michael (2020b). Der Transhumanismus und die Frage nach dem Menschen. Eine Übersicht zum aktuellen Diskurs und eine Kritik aus posthumanistischer Perspektive. *texte. psychoanalyse, ästhetik, kulturkritik* 40, 4, 76–93.
- Schwartz, James S. J. (2017). Myth-free space advocacy part II. The myth of the space frontier. *Astropolitics: The International Journal of Space Politics & Policy* 15, 2, 167–184.
- Schwartz, James S. J. (2020). The accessible universe. On the choice to require bodily modification for space exploration. In: Konrad Szocik (ed.). *Human Enhancements for Space Missions. Lunar, Martian, and Future Missions to the Outer Planets*. Cham: Springer Nature Switzerland, 201–215.

- Seedhouse, Erik (2014). *Beyond Human. Engineering Our Future Evolution*. Berlin und Heidelberg: Springer.
- Siddiqi, Asif A. (2016). Tsiolkovskii and the invention of 'Russian cosmism'. Science, Mysticism, and the Conquest of Nature at the Birth of Soviet Space Exploration. In: Paul Betts und Stephen A. Smith (eds.). *Science, Religion and Communism in Cold War Europe*. London: Palgrave Macmillan, 127–156.
- Silver, Lee M. (1998). *Das geklonte Paradies. Künstliche Zeugung und Lebensdesign im neuen Jahrtausend*. Aus dem Amerikanischen von Henning Thies und Susanne Kuhlmann-Krieg. München: Droemer.
- Singer, Peter (2009). Parental choice and human improvement. In: Julian Savulescu und Nick Bostrom (eds.). *Human Enhancement*. Oxford und New York: Oxford University Press, 277–289.
- Spreen, Dierk (2015). *Upgradekultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Spreen, Dierk (2018). Politische Ökonomie nach dem Menschen. Die transhumanistische Herausforderung. In: Dierk Spreen, Bernd Flessner, Herbert M. Hurka und Johannes Rüster (eds.). *Kritik des Transhumanismus. Über eine Ideologie der Optimierungsgesellschaft*. Bielefeld: transcript, 15–62.
- Stambler, Ian (2010). Life extension. A conservative enterprise? Some fin-de-siècle and early twentieth-century precursors of transhumanism. *Journal of Evolution and Technology* 21, 1, 13–26.
- Stock, Gregory (2005). Germinal choice technology and the human future. *Reproductive BioMedicine Online* 10, 1, 27–35.
- Swan, Melanie (2019). Worldwide cryonics attitudes about the body, cryopreservation, and revival. Personal identity malleability and a theory of cryonic life extension. *Sophia* 58, 699–735.
- Szocik, Konrad (2020a). Human enhancement and mars settlement. Biological necessity or science-fiction? The special case of biomedical moral enhancement for future space missions. In: Konrad Szocik (ed.). *Human Enhancements for Space Missions. Lunar, Martian, and Future Missions to the Outer Planets*. Cham: Springer Nature Switzerland, 253–264.
- Szocik, Konrad (ed.) (2020b). *Human Enhancements for Space Missions. Lunar, Martian, and Future Missions to the Outer Planets*. Cham: Springer Nature Switzerland.
- Tirosh-Samuelson, Hava (2011). Science and the betterment of humanity. Three British prophets of transhumanism. In: Hava Tirosh-Samuelson und Kenneth L. Mossman (eds.). *Building Better Humans? Refocusing the Debate on Transhumanism*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 55–82.
- Tirosh-Samuelson, Hava (2012). Transhumanism as a secularist faith. *Zygon* 47, 4, 710–734.
- Tirosh-Samuelson, Hava (2018). In Pursuit of perfection. The misguided transhumanist vision. *Theology and Science* 16, 2, 200–221.
- Tsiolkovsky, Konstantin Eduardovich (1960). Dreams of earth and sky [1895]. In: V. Dutt (ed.). *K. Tsiolkovsky. The Call of the Cosmos*. Moscow: Foreign Languages Publishing House, 52–154.
- Van Niekerk, Anton A. (2014). After humanity? Philosophical and moral perspectives on the idea of posthumanity. *Studies in Sociology of Science* 5, 2, 119–124.

- Voland, Eckart (2013). *Soziobiologie. Die Evolution von Kooperation und Konkurrenz*. 4. umfassend aktualisierte und erw. Auflage. Berlin und Heidelberg: Springer Spektrum.
- Wells, Herbert George (1905). *A Modern Utopia*. London: Chapman & Hall.
- Wells, Herbert George (1923). *Men Like Gods*. London, New York, Toronto und Melbourne: Cassell.
- Wells-Jensen, Sheri, Joshua A. Miele und Brandi Bohney (2019). An alternate vision for colonization. *Futures* 110, 50–53.
- Wolbring, Gregor (2006). The unenhanced underclass. In: Paul Miller und James Wilsdon (eds.). *Better Humans? The Politics of Human Enhancement and Life Extension*. London: Demos, 122–128.
- Wolfe, Cary (2010). *What is Posthumanism?* Minneapolis und London: Minnesota University Press.
- Wuketits, Franz M. (2002). *Was ist Soziobiologie?* München: C. H. Beck.
- Young, George M. (2012). *The Russian Cosmists. The Esoteric Futurism of Nikolai Fedorov and His Followers*. New York: Oxford University Press.

Michael Schumann, M.A.
 Universität Potsdam
 Philosophische Fakultät
 Institut für Philosophie
 Am Neuen Palais 10 (Haus 11)
 14469 Potsdam
 Deutschland
 E-Mail: michael.schumann.ii@uni-potsdam.de

Die Infragestellung des Leibes durch Technik. Plädoyer für eine Reformulierung des Körperbegriffs

Caroline Helmus, Eberhard Karls Universität Tübingen

Summary. The article “The questioning of the body through technology – a plea for a reformulation of the concept of the body” deals with the transhumanist visions of a digital existence. The focus here lies on the question of whether transhumanism gives up the idea of an embodied subject. On the one hand, it shows that it is also essential for a silicon-based existence to have a body and to be a body. On the other hand, with reference to a theological discourse on the body, the irreducibility of physical existence is addressed. Compared to the theological discourse, however, transhumanism succeeds in uncovering a desideratum: the relatedness and permeation of human by technology. This prompts the author to broaden the understanding of corporeal relationality and to reformulate the concept of the body.

Keywords. Transhumanism, theological anthropology, phenomenology, body, mind uploading, digitality, technology, relationality

Zusammenfassung. Der Artikel „Die Infragestellung des Leibes durch Technik – Plädoyer für eine Reformulierung des Körperbegriffs“ setzt sich mit den transhumanistischen Visionen eines digitalen Daseins auseinander. Im Fokus steht hierbei die Frage, ob der Transhumanismus die Vorstellung eines verkörperten Subjekts aufgibt. Es zeigt sich einerseits, dass es auch für ein siliziumbasiertes Dasein essentiell ist, einen Körper zu haben und ein Körper zu sein. Andererseits wird mit Bezug auf einen theologischen Körperdiskurs die Irreduzibilität des leiblichen Seins thematisiert. Gegenüber dem theologischen Diskurs gelingt es dem Transhumanismus aber, ein Desiderat aufzudecken: Die Bezogenheit auf und das Durchdrungensein des Menschen von Technik. Dies veranlasst die Autorin dazu, das körperliche Relationalitätsverständnis auszuweiten und den Körperbegriff zu reformulieren.

Schlüsselwörter. Transhumanismus, Theologische Anthropologie, Phänomenologie, Körper, Leib, Mind-Uploading, Digitalität, Technik, Relationalität

1. Einleitung

E.T.A. Hoffmanns Novelle *Der Sandmann* (2010) und Ian McEwans Roman *Maschinen wie ich* (2019) haben zumindest eine Sache gemeinsam: Sie beschreiben, wie technische Artefakte als körperliche Subjekte wahrgenommen werden. In beiden Fällen verschwimmen bei den Protagonisten die Grenzen der Wahrnehmung zwischen Mensch und Maschine. Während Hoffmanns Protagonist dem Roboter unwissentlich menschliche Eigenschaften zuspricht, macht McEwans Hauptcharakter dies im vollen Bewusstsein, ‚eigentlich‘ eine Maschine vor sich zu haben. Handelt es sich bei diesen Werken aus verschiedenen Jahrhunderten um literarische Fiktion, finden sich heutzutage gesellschaftlich Gedanken, die die Grenze zwischen Mensch und Maschine verschieben möchten. Insbesondere die Bewegung des Transhumanismus¹ tritt für das Ziel der technischen Erweiterung und eine Optimierung des Menschen ein (Bostrom 2003). Die anvisierten technologischen² Veränderungen des Menschen sollen so weitreichend sein, dass sich der Mensch transformiert und damit zu einem Transhuman wird. Diese Entwicklung stellt einen Zwischenschritt zur neuen evolutionären Gattung Posthuman dar. Was allerdings genau diese Wesensveränderung umfasst und wie diese herbeigeführt werden soll, wird durchaus kontrovers beantwortet. Werden einerseits die Möglichkeiten einer technologischen Erweiterung des Körpers zur Schmerzбeseitigung oder zum Aufheben von Alterungsprozessen diskutiert, stehen dem andererseits Diskussionen gegenüber, die sich auf eine Steigerung des Intellekts und eine Digitalisierung des Bewusstseins fokussieren (Bostrom 2005c: 5; More 1990: 6f.; Sorgner 2016: 13). Als gemeinsame Nenner sind hierbei die Auseinandersetzung mit dem Körper sowie die „Hoffnung auf die künftigen Technologien“ (Krüger 2004: 114) herauszustellen, die ein ‚Mehr‘ des bisher körperlich Möglichen verwirklichen sollen. Es scheint dabei die nicht nur theologisch vorherrschende Meinung zu sein, dass die angestrebte transhumanistische Transformation des Menschen „the disappearance of humans as embodied creatures“ (Waters 2006: 64) zur Folge hat, weil der Transhumanismus „eine Überwindung leiblicher und sonstiger materieller Beschränkungen menschlicher Existenz“ (Coenen 2006: 203, 2009: 151) anstrebe. Infolgedessen sei der Transhumanismus im Generellen abzulehnen, weil die (christliche) Theologie aufgrund ihrer eigenen Verortung am verkörperten Subjekt festhalten muss. Diese und ähnliche Einschätzungen übersehen zunächst, dass die Heterogenität der transhumanistischen Positionen Auswirkungen auf ihre Körperfantasien hat. Folgt man zum Beispiel der groben Unterteilung in einen kohlenstoffbasierten und einen siliziumbasierten Transhumanismus (Sorgner 2016: 76), wird deutlich, dass ersterer aufgrund seiner materiellen Verhaftung den Körper nicht aufgeben kann. Die Kritik richtet sich vielmehr gegen den siliziumbasierten Transhumanismus, welcher sich insbesondere durch seine cyberbasierten Fantasien auszeichnet. Wie aufgezeigt wird, lassen sich hier aber ebenfalls Visionen verkörperter Daseinszustände auffinden.

Diese Körperspekulationen und ihre Bedeutung für die (theologische) Anthropologie stehen hier zur Diskussion. Dabei stellt sich zunächst die Frage, welchen Begriff vom digitalen Körper Transhumanisten haben und wie dieser im Verhältnis zu theologischen Konzeptionen eines verkörperten Subjekts steht. Herausfordernd muss hinterfragt werden, ob die transhumanistischen Thesen über den Körper eine neue Perspektive eröffnen. Des Weiteren obliegt es einem Wechselspiel der Diskurse, bisherige Defizite innerhalb der Konzeptionen aufzuzeigen und zu hinterfragen.

Zur Diskussion stehen somit die anvisierten Verbesserungsmöglichkeiten und die daraus folgenden Körperspekulationen aus einer philosophisch-theologischen Perspektive. Dazu wird zunächst in den Transhumanismus und seine Grundthesen eingeführt (Abschnitt 2). Anschließend werden die transhumanistischen Enhancement-Visionen mit einem besonderen Fokus auf das Mind-Uploading skizziert (Abschnitt 3). Danach erfolgt der Diskurs über das transhumanistische Menschen- und Körperbild. Dabei zeigt sich, dass es trotz einer vermeintlichen Auflösung des Körpers durch Digitalisierungsbestrebungen, aus transhumanistischer Perspektive weiterhin essentiell ist, einen Körper zu haben und ein Körper zu sein (Abschnitt 4). Mit der Skizzierung des leibphänomenologischen Ansatzes einer präreflexiven Vertrautheit-mit-sich von Saskia Wendel (2002, 2004, 2016) wird sodann ein theologischer Körperdiskurs geführt, der die Irreduzibilität des leiblichen Seins aufzeigt. Es zeigt sich, dass die transhumanistischen Thesen über den Körper eine neue Perspektive auf diesen eröffnen. Denn gegenüber dem theologischen Diskurs gelingt es dem Transhumanismus, ein Desiderat aufzudecken: Die Bezogenheit auf und das Durchdrungensein des Menschen von Technik (Abschnitt 5). In einem Exkurs wird dieser Punkt untermauert, indem auf Ansätze verwiesen wird, die eine Ausweitung des körperlichen Relationalitätsverständnisses vornehmen (Abschnitt 6). Resümierend entsteht daraus meines Erachtens die Notwendigkeit, den Leib- beziehungsweise Körperbegriff zu hinterfragen (Abschnitt 7).

2. Eine Einführung in die Visionen des Transhumanismus

Der Transhumanismus kann als heterogene Bewegung skizziert werden, die durch den Willen nach einer technologischen Aufwertung des Menschen grundlegend geeint wird (Sorgner 2016; Thweatt-Bates 2012; Loh 2019; Helmus 2020; Dürr 2021; Puzio 2022). Max More versteht den Transhumanismus als eine Art Lebensphilosophie, welche die Sicht vertritt,

that it is both possible and desirable to overcome biological limitations on human cognition, emotion and physical and sensory capabilities, and that we should use science, technology, and experimentation guided by critical and creative thinking to do so (More 2013: 12f.).

Anknüpfend an ein mechanistisches und naturalistisches Menschenbild verstehen Transhumanisten den Menschen als ein reines Naturprodukt, welcher aufgrund dieser Verortung aber auch verbessert werden kann. Das Streben, Kontrolle über die Natur beziehungsweise über Materie durch die in der Natur selbst waltenden Naturgesetze zu erlangen und dies auf das Innerste des Menschen zum Zweck der Aufwertung zu übertragen, ist bereits seit de La Mettrie (2015) und den Anfängen des Materialismus zu verzeichnen. Diese „Bauklötzchen-Metaphysik“ (Schummer 2009: 90) ist zurückzuführen auf die seit dem 16. Jahrhundert dominierende Vorstellung, dass man ‚nur‘ die Gesetze der Natur nachahmen müsse (Schummer 2009: 90f.).

Eine entsprechende Aufwertung sei zudem notwendig, weil sich ‚die Natur‘ und damit auch der Mensch als Naturprodukt nur unzureichend entwickelt. Die natürliche Evolution sei als solche nicht nur beschränkt und an ihr Ende gelangt, sie entziehe sich auch der menschlichen Kontrolle. So argumentiert exemplarisch James Hughes (2004: 12) für die technologische Emanzipation von der Natur:

[T]ranshuman technologies, technologies that push the boundaries of humanness, can radically improve our quality of life, [...] we have a fundamental right to use them to control our bodies and minds (Hughes 2004: 12).

Die Formung der Natur durch Technik wird hierbei zum beherrschenden und antreibenden Moment. So heißt es in dem als Basistext zu charakterisierenden *Transhumanist FAQ*-Dokument:

Transhumanism is a way of thinking about the future that is based on the premise that the human species in its current form does not represent the end of our development but rather a comparatively early phase. We formally define it as follows: (1) The intellectual and cultural movement that affirms the possibility and desirability of fundamentally improving the human condition through applied reason, especially by developing and making widely available technologies to eliminate aging and to greatly enhance human intellectual, physical, and psychological capacities. (2) The study of the ramifications, promises, and potential dangers of technologies that will enable us to overcome fundamental human limitations, and the related study of the ethical matters involved in developing and using such technologies (Bostrom 2003: 4).

Durch die biologische Verfasstheit ist der Mensch degenerativ und begrenzt, da er Alterungs- und Verfallsprozessen unterliegt, die zu einem Missstand führen zwischen biologisch begrenzender Natur und dem technologischen ‚Mehr‘ an Möglichem (Helmus 2020: 19–126). Transhumanisten streben nach diesem ‚Mehr‘ des bisher Möglichen. Ein ‚Mehr‘ an Technik hebt nicht nur die Evolution auf die nächsthöhere Entwicklungsstufe, auch der Mensch kann derart seine begrenzende Natur ablegen und sich technologisch aufwerten. Die transhumanistischen Fantasien reichen dabei so weit, dass

sich der Mensch zu einem Transhuman, einem Zwischenwesen auf dem Weg hin zum Posthuman, entwickeln kann.

Becoming posthuman means exceeding the limitations that define the less desirable aspects of the 'human condition'. Posthuman beings would no longer suffer from disease, aging, and inevitable death (but they are likely to face other challenges). They would have vastly greater physical capability and freedom of form – often referred to as 'morphological freedom'. Posthumans would also have much greater cognitive capabilities, and more refined emotions (more joy, less anger, or whatever changes each individual prefers) (More 2013: 4).

Die technologisch induzierte Erweiterung des Intellekts oder die immerwährende körperliche Gesundheit, das Aufheben von Alterungsprozessen usw. führen also zu einer derart radikalen Veränderung des Menschen, dass hierbei von einer völlig neuen Art zu sprechen sei. Technik und Mensch stehen in einem neuen symbiotischen Verhältnis, welches mit Dierk Spreen (2015: 33) als „intimes Funktionsverhältnis“ bezeichnet werden kann.³ Die Transformation des Menschen gelingt bereits durch „making many smaller but cumulatively profound augmentations to a biological human“ (Bostrom 2003: 5). Hier werden Enhancement-Methoden angesprochen, die direkt am und im menschlichen Körper wirken. Durch das Festhalten am biologischen Körper und seiner technologischen Aufwertung kann man in diesem Fall von einem kohlenstoffbasierten Transhumanismus sprechen. Zugleich erregt der Transhumanismus gerade durch seine Digitalisierungsfantasien Aufmerksamkeit. Die Idee des Mind-Uploading, also das Hochladen des menschlichen Bewusstseins auf einen Computer, steht vielmehr für die informationstechnologische Umformulierung von Lebensprozessen. Der sogenannte siliziumbasierte Transhumanismus knüpft entsprechend an Enhancement-Methoden an, die scheinbar für eine Überwindung des biologisch verfassten Lebens stehen, indem sie dieses digitalisieren wollen. Zur Veranschaulichung werden nachfolgend exemplarische Enhancement-Methoden für ein kohlenstoffbasiertes und ein siliziumbasiertes Dasein skizziert.

3. Technofuturisches Enhancement

Den Menschen aufgrund seiner biologischen Endlichkeit als verbesserungswürdiges Wesen wahrzunehmen, hat Auswirkungen auf das Verhältnis von Mensch und Technik. Denn durch das normativ abwertende Menschenbild wird zugleich die technophile Verortung durch eine imperativische Handlungsaufforderung, technologisches Enhancement zu betreiben, ausgedrückt. Nur so sei eine Emanzipation vom Leid verursachenden und Möglichkeiten hemmenden biologischen Leben möglich. Eine Emanzipation dank Technik. Im Fall des Transhumanismus kann man damit von einer engen Bestimmung der Selbstoptimierung ausgehen, da diese allein tech-

nikbasiert ausgeführt werden soll (Fenner 2019: 12f., 19). Zur Realisierung gibt es verschiedene Szenarien, die in ihrer Wirkung unterschieden werden können als Enhancement-Mittel zur Steigerung der körperlichen, geistigen und emotionalen Leistungsfähigkeit (Missomelius 2016: 123). Jede gegenwärtig technologiebasierte Methode, die dies verspricht, wird auch als Möglichkeit begriffen, die transhumanistischen Ziele umzusetzen. Viel diskutiert in diesem Kontext werden Biotechnologie und Nanotechnologie im Generellen, ebenso Genetic Engineering, Stammzelltherapie und Klonverfahren (Bostrom 2003: 7–9). Die Digitalisierungsbestrebungen mancher Transhumanisten gehen aber noch einen Schritt weiter, indem sie den Menschen beziehungsweise das menschliche Bewusstsein informationstechnologisch „enhancen“ wollen. Handelt es sich hierbei um technofuturisches Enhancement, stehen Gedankenexperimente und verschiedene spekulative Szenarien zur Diskussion, die die Idee des sogenannten Mind-Uploading thematisieren.

Der *Upload*-Fantasie liegen zwei zentrale transhumanistische Motive zugrunde: einerseits die Annahme, dass der biologische Körper aufgrund seiner Endlichkeit technologisch überwunden werden muss, andererseits die Zentrierung auf das Bewusstsein und hier insbesondere auf den Intellekt als zu bewahrende, erweiternde und verbessernde menschliche Fähigkeit (Loh 2019: 99; Helmus 2020: 52–53). Die Zusammenführung beider Motive führt zu verschiedenen Szenarien – von einer (graduellen) Ersetzung des biologischen Gehirns durch ein künstliches, zum Transfer des *Minds* auf ein künstliches Substrat, bis hin zu Szenarien, in einer Cloud zu leben und damit unbegrenzte Intelligenz zu besitzen (Kurzweil 2013: 116f.; Scheidt 2014: 315–318). Dabei basiert die Idee des Uploads auf dem Gedanken, dass der Mensch beziehungsweise sein Bewusstsein aus Informationsmustern besteht, die algorithmisch rekonstruierbar sind und entsprechend digital nachgebildet werden können. Somit wird eine starke Computational Theory of Mind beansprucht, nach der „the mind literally is a digital computer [...] and that thought literally is a kind of computation“ (Horst 2020). Bewusstsein wird damit einerseits auf neurologische Prozesse reduziert, andererseits findet eine funktionalistische Umdeutung von Bewusstseinszuständen zu Informationsalgorithmen statt.

Da das menschliche Gehirn funktional äquivalent zu den Prozessen eines Computers funktioniere, könne der Mensch dekodiert und entsprechend vollständig simuliert werden (Bostrom 2005a: 11; Bostrom 2014: 51–59). Ray Kurzweil fasst die Vision folgendermaßen zusammen:

Scanning all of its [the human brain's] salient details and then reinstantiating those details into a suitably powerful computational substrate. This process would capture a person's entire personality, memory, skills, and history (Kurzweil 2005: 199).

Vor dem eigentlichen Upload müssen zunächst das Hirn und seine neuronalen Prozesse erfasst werden. Hier wird zwischen destruktiven und nicht-destruktiven Verfahren unterschieden. Während beim erstgenannten Ver-

fahren das Hirn während des Uploads zerstört wird, existiert es im zweiten Verfahren parallel zum Upload weiter. Das Scannen des Hirns kann durch die Drexler'schen Assembler auf Nanotechnologiebasis⁴ vollzogen werden oder durch eine mikroskopische Analyse der Hirnmaterie, bis ein vollständiges Ganzes entsteht (destruktive Methode) (Bostrom 2003: 17; Bostrom und Sandberg 2008: 40). Ebenso besteht die Möglichkeit, die Hirnströme nicht-destruktiv zu erfassen durch eine analog zu verstehende Elektroenzephalografie (EEG) oder eine Magnetresonanztomografie (MRT). Innerhalb der transhumanistischen Diskussion über das Upload-Szenario herrschen Differenzen in der Präferenz zur Umsetzung und Wahrscheinlichkeit.

Eines der bekanntesten Gedankenexperimente zum Mind-Uploading stammt von Hans Moravec. In seinem Buch *Mind Children* (1988: 108–110) verfolgt er das Szenario eines destruktiven Datentransfers, bei dem das Gehirn buchstäblich aus dem Körper geholt wird.⁵ Dazu unterzieht sich die Person, die sich für das Mind Uploading entschieden hat, einer Operation durch einen androiden Chirurgen. Dieser führt ein Messinstrument in das Gehirn des Patienten ein, welches mit einem Computer verbunden ist. So sollen der Aufbau des Gehirns erfasst und die neuronalen Strukturen und Signale gesammelt und in ein digitales Programm umgeschrieben werden. Das so vermessene Hirnareal wird betäubt und stillgelegt und die bis dahin geschriebene Software übernimmt als Äquivalent die Funktion. Der Patient kann die Gleichwertigkeit dieser Simulation überprüfen und nach der erfolgreichen Verifizierung wird das Hirnareal entfernt. Dieser Prozess wiederholt sich so lange, bis das ganze Hirn erfasst und ein softwarebasiertes Äquivalent entstanden ist. Ist das Gehirn vollständig erfasst, hat dies auch zur Folge, dass das Gehirn vollständig ausgehöhlt ist. Der Patient beziehungsweise sein Körper lebt noch so lange, wie die Verbindung zwischen Körper, Messinstrument, Hard- und Software besteht. Durch die Abkoppelung stirbt der Körper, aber der Patient lebt dank der Computersimulation weiter und kann sich mit einem neuen artifiziellen Körper verbinden.

Moravec zeigt bei diesem exemplarischen Gedankenspiel ein strukturelles Moment auf, das sich meines Erachtens in allen transhumanistischen Visionen eines siliziumbasierten Daseins wiederfinden lässt: Trotz der Digitalisierung des Bewusstseins und des Versterbens des Körpers wird diesen Uploads zugesprochen, dass sie ‚leben‘ (Bostrom 2003: 17; Hughes 2004: 4; Linssen und Lemmens 2016: 3). Leben ist damit aus der Perspektive des siliziumbasierten Transhumanismus unabhängig von biologischen Prozessen. Zudem verweist das Beispiel darauf, dass dieses Moment der Loslösung von biologischer Materialität durch die Aufgabe des biologischen Körpers nicht gleichzusetzen ist mit der Aufgabe von Verkörperung.

4. Ein negatives Menschen- und Körperbild?!

Insgesamt illustriert die Vision einer siliziumbasierten Existenz eine Dichotomie zwischen dem menschlichen Organismus – dem Körper – und dem

uploadbaren Bewusstsein als zum Körper hinzukommend. Durch das gleichzeitig vorherrschende mechanistische Weltbild wird im Transhumanismus die Verfügbarkeit des Biologischen hervorgehoben als prinzipiell veränderbar und veränderungsbedürftig (Bostrom 2005c: 10, 2005b: 10). Im digitalen Dasein manifestiert sich dieses mechanisierte Menschenbild als kontrollierte Biologie in Form von Aufgabe und Beherrschung des Biologischen zugunsten der Technologie. Die transhumanistische Neuausrichtung innerhalb der philosophisch-anthropologischen Debatte zeigt sich bereits hier. Es findet eine Verschiebung des klassischen Verständnisses von Leben als *bios* hin zu einem technologischen Lebensbegriff statt. Dies zeigt sich eindrücklich, wenn man den Versuch unternimmt, zu entschlüsseln, wie sich Transhumanisten posthumanes Leben in der siliziumbasierten Form vorstellen und wie dieses im Verhältnis zum physikalischen Leben steht. Konkret geht es damit um eine Annäherung an die digitalen Subjekt- und Körpervorstellungen. Es ist hierbei bemerkenswert, dass selbst diejenigen Vertreter, die eine vollständige Digitalisierung des Daseins anstreben, dem Körper ein notwendiges Moment der Selbstbeziehung zusprechen.

Moravec geht in einem anderen, zusammen mit seinem Kollegen Pohl veröffentlichten, Gedankenexperiment davon aus, dass die sinnliche Wahrnehmung von computerbasierten funktionalen Äquivalenten übernommen werden kann (Pohl und Moravec 1993; Kurzweil 2005: 200). Moravec schreibt:

And, yet, we will not be truly disembodied minds. Humans need a sense of body. [...] To remain sane, a transplanted mind will require a consistent sensory and motor image, derived from a body, or from a simulation. Transplanted human minds will often be without physical bodies, but hardly ever without the illusion of having them (Moravec 1997: 5).

Grundsätzlich müsste eine Körpersimulation die Erfahrungen und das Empfinden eines ‚originalen‘ Körpers widerspiegeln, sodass es zu einem Moment der Ununterscheidbarkeit kommt (Bostrom und Sandberg 2008: 74). Ray Kurzweil (2005) stellt sich die Verkörperung der „software-based humans“ (325) dementsprechend vor:

They will live out on the Web, projecting bodies whenever they need or want them, including virtual bodies in diverse realms of virtual reality, holographically projected bodies, foglet-projected bodies, and physical bodies comprising nanobot swarm and other forms of nanotechnology (Kurzweil 2005: 325).

Ähnliche Ansätze lassen sich in allen transhumanistischen Positionen finden. Am stärksten innerhalb des Transhumanismus lenkt Natasha Vita-More (2014) den Blick auf den zukünftigen Körper. Vita-Mores „whole-body prosthesis“ (244) orientiert sich an einer vom Kunstdesign inspirierten Vorstellung. Sie schreibt:

It is personal continuity in relation to the length of time a person is alive and diversifying the matter in which a person exist that forms the primary basis of life expansion. The medium – how it might come about – is secondary, but certainly consequential. [...] Could there be a prosthetic you? [...] Its structure – its robotics electronics, AI-generated programming, lightweight silicone, titanium, aluminum, plastics, and carbon-fiber composites, and aesthetic streamline design – and its future varied formations of bodies and other platforms for existence – have already altered the realm of 'normal' (Vita-More 2013: 77f.; Vita-More 2014: 244).

Insgesamt ist eine notwendige Realisierung des Selbst im Körper angesprochen, aber der Körper nicht auf eine bestimmte Materie beschränkt. Die menschliche Form, im Sinne einer Verkörperung, ist flexibel und kann verändert werden (Vita-More 2011: 80). Der Körper, ob biologisch oder technologisch, ist damit einerseits durch seine plurale Realisierbarkeit verzichtbar. Andererseits ist er trotz dieser Pluralität unverzichtbar. Verkörperung ist aus transhumanistischer Perspektive multipel realisierbar. Dennoch ist ein simulierter Körper nicht beliebig. Das einschränkende Moment, welches hier zugestanden wird, lautet, dass ein Körper Begrenzung haben muss, um die Differenz zum jeweils Anderen zu haben.

Bodily appearance is a strong part of one's sense of identity. This holds for whatever avatar we choose; the remarkable plasticity of this mental self-representation has been demonstrated by virtual reality experiments (Linssen und Lemmens 2016: 7).

Dieses Begrenzungsmoment wird als Körper aufgefasst, als Verkörperung des Selbst.

Dieser Körperbegriff ist zunächst fraglich und ambivalent zu bewerten. Nicht nur, dass der Mensch auf informationstechnische Prozesse reduziert wird, der Körper wird auch zum Objekt degradiert und ihm damit notwendigerweise Passivität, Beliebigkeit und Verfügbarkeit zugesprochen. Trotz der Notwendigkeit der Habituation wird eine Distanz zwischen *body* und *mind* geschaffen, die dualistische Implikationen aufweist. Diese negative Relationalität zwischen Selbst und Körper ist aber eine wesentliche und notwendige Beziehung, weil das Selbst immer ein verkörpertes Selbst ist. Die Beliebigkeit der Körperform, um das Selbst zu habituierten, zeigt nicht die Lösung des Selbst von einem Körper, sondern vielmehr die Unverzichtbarkeit von Verkörperung auf. Festzuhalten ist damit, dass es aus transhumanistischer Perspektive notwendig ist, sich als verkörpertes Subjekt wahrzunehmen. Allerdings verschiebt sich der Körperbegriff radikal im Vergleich zu dem bisher tradierten Körperversständnis. Diesen Punkt haben Charl Linssen und Pieter Lemmens dementsprechend reflektiert, dass sie Verkörperung mit fleischlicher Verkörperung gleichsetzen (2016: 4). Das fleischliche Moment am Körper ist der Punkt, den die Transhumanisten in Frage stellen. Der Aspekt des Fleisches bedeutet zunächst ein ‚Mehr‘ der Begriffsbestimmung von Verkörperung, bezogen auf die Frage, wie diese gestaltet ist. Das ‚Wie‘ ist der entscheidende Punkt, den die Transhumanisten in

Frage stellen, was bemerkenswert von Martine Rothblatt (2013) in einem Gedankenexperiment vorgetragen wird, in dem eine junge Frau ihrem aufgebrachten Vater von der Verlobung mit einem virtuellen Transhuman erzählt: „Dad, the trouble is that you see yourself as a flesh person and I see myself as a person“ (321).

Körper zu sein und diesen zu haben, ist somit essenziell. Ebenso kommt Oliver Krüger zu dem Schluss, dass selbst in starken transhumanistischen Positionen, wie innerhalb der Upload-Fantasien, der menschliche Körper nicht an sich negativ bewertet wird (Krüger 2005: 85f.).

In posthumanist visions, bodies do not disappear at all: what has to be overcome is the material, real, concrete biological human body while simultaneously a vast number of new body images were created. This ambivalent phenomenon might be terminologically comprehended by the differentiation between body (Körper) and corporeality (Körperlichkeit). Posthumanism proclaims the overcoming of the body but not for the overcoming of corporeality since the future visions are characterized by definite physical actions (Krüger 2005: 85f.; Krügers Verwendung des Begriffs Posthumanismus ist gleichzusetzen mit siliziumbasierten Visionen des Transhumanismus).

Im Unterschied zu Krügers Position wird hier aber die Auffassung vertreten, dass Transhumanisten dem digitalen Dasein nicht nur eine Verkörperung zusprechen, sondern einen Körper. Krüger scheint hier an der Definition eines Körpers als rein biologisch bestimmbar festzuhalten. Der Transhumanismus wirft die Frage auf, ob der Körperbegriff als rein biologisch induzierter Körper noch hinreichend ist. Denn wenn das menschliche Dasein durch Technik, durch Kultur durchdrungen ist, es also kein natürliches Dasein als solches gibt, ist der (theologisch-)anthropologische Diskurs über den Körper dazu aufgefordert, diesen zu erweitern. Auf dieser Ebene zwingt der Transhumanismus zu reflektieren, ob Verschmelzungen zwischen Technik und Biologie am Menschen, die Bestimmungen des Körpers als Fleisch, als lebendigen Organismus, nicht begrenzen und somit Praktiken und Körperbilder ausschließen, die bereits gegenwärtig sind. Für den Transhumanismus steht Technik nicht außerhalb des menschlichen Daseins, sie ist nicht nur unbelebtes Objekt, sondern relational eingebunden in die Subjekterfahrung. Cyberbasierte Visionen eines digitalen Daseins gehen noch einen Schritt weiter und weisen Technik als einen Ermöglichungsgrund dieses Daseins aus. Wie nachfolgend aufgezeigt wird, verweist der Transhumanismus damit auf ein Desiderat innerhalb der (theologischen) Anthropologie, welches gesellschaftlich bereits ausgewiesen ist. Technik wird zunehmend nicht als Gegenüber wahrgenommen, sondern durchdringt gesellschaftliche Prozesse und das Subjekt selbst. Sie durchzieht unser menschliches Dasein.

5. Ein theologischer Körperdiskurs

Das philosophisch-theologische Körperverständnis, mit einem besonderen Fokus auf phänomenologische Ansätze, scheint aber eine relationale Bezogenheit des Körpers auf Technik oder sogar einen technologischen Körperbegriff kategorisch auszuschließen, weil der Körperbegriff ontologisch auf *bios* verpflichtet zu sein scheint und andererseits Verkörperung mit dem Gefühl des „eigenleibliche[n] Spüren[s]“ (Wendel 2002: 291) einhergeht. Eine entsprechende Empfindungsfähigkeit und relationale Bezogenheit mit Technik scheint nicht vorzuliegen. Verkörperung ist ein Paradigma der theologischen Anthropologie (Etzelmüller 2016a, 2016b; Gräb-Schmidt 2015). Insbesondere die Kritik am Transhumanismus und seinen Visionen einer technischen Erweiterung des Körpers oder an einer cyberbasierten Überwindung aller biologischen Prozesse zeigt die häufig vertretene theologische Auffassung, dass der biologisch verstandene Körper die Kontingenzdimension zum Ausdruck bringt und derart auf die Geschöpflichkeit verweist (Klöcker: 2018: 335). Eine derartige theologische Perspektive auf den Leib geht mit der ontologischen Vorentscheidung einher, dass der Leib biologisch zu verstehen ist. Genauer gesagt: der Leib sei Fleisch. Auf dieser Vorentscheidung basiert dann auch das zentrale christliche Bekenntnis zur Fleischwerdung des *logos* in Jesus von Nazareth beziehungsweise die Kennzeichnung der Menschwerdung Gottes als Fleischwerdung (Wendel 2016: 13).

Phänomenologische Ansätze intendieren hingegen, dass der Begriff des Leibes die verkörperte Erste-Person-Perspektive verdeutlicht und entsprechend Selbstbewusstsein mit einem Wissen um die eigene Verkörperung einhergeht. Saskia Wendels (2002) egologische Selbstbewusstseinstheorie der präreflexiven Vertrautheit-mit-sich, wie sie sie im Anschluss an Johann Gottlieb Fichte und Dieter Henrich entwickelt hat, knüpft hier an. Über Wendels Ansatz gelingt es innerhalb einer theologischen Anthropologie, „die reale Bedingtheit des freien Ich, insbesondere seine Leiblichkeit als unmittelbarste Bedingung und Medium aller weiteren Bedingtheit“ (Pröpper 2015: 578) aufzufassen. Wendels Ansatz beruht auf einer Phänomenologie des Leibes, welche als Leibbewusstsein mit der präreflexiven Vertrautheit-mit-sich verbunden wird. Präreflexives ‚Vertrautsein-mit-sich‘ meint hierbei ein

intuitives Erleben meiner selbst, [...] Jemeinigkeit des Spürens, Erlebens, Erfassens, dass ich bin. Genau dieses [...] ist identisch mit Selbstbewusstsein und damit mit Subjektivität (Wendel 2002: 274).

Das Selbstbewusstsein wird verknüpft mit einem Erleben, Spüren oder Fühlen der je eigenen Leiblichkeit und führt damit zu einer Verbindung der epistemischen Dimension mit der ontologischen (Wendel 2002: 251). So wird die epistemische Dimension,

das als Selbstbewußtsein gekennzeichnete Spüren meiner selbst [untrennbar erweitert durch] ein Sich-selbst-fühlen in meiner Leiblichkeit und Affektivität (Wendel 2002: 287).

Thomas Pröpper (2015: 578–584) sieht hier die epistemische und ontologische Verankerung von Unbedingtem und Bedingtem in der Selbsterfahrung des Menschen gerade durch diese „Doppelstruktur des Leibes“ (Wendel 2002: 285) begründet. Denn einerseits ist er Möglichkeitsbedingung und Vollzugsform der Selbsterkenntnis und damit als eigenleibliches Spüren mit dem Selbstbewusstsein verknüpft (Wendel 2002: 291). Andererseits ist der Leib Bedingung der Möglichkeit für Welterkenntnis (Wendel 2002: 284–287).

Der Begriff des Leibes steht derart für eine epistemische Kategorie und verdeutlicht die Wahrnehmung des Körpers aus einer ‚Ersten-Person-Perspektive‘. Hingegen beschreibt der Begriff des Körpers die reflexive Wahrnehmung des eigenen Körpers aus einer ‚Dritten-Person-Perspektive‘. Selbstbewusstsein, das Wissen um sich, ist bereits körperlich verfasst, sodass Selbstbewusstsein ein Leibbewusstsein ist. So wird die epistemische Dimension mit der ontologischen Dimension zusammengeführt und die Erfahrung des Unbedingten im Bedingten induziert (Wendel 2002: 267). Derart können die Singularität, die Einmaligkeit sowie die Doppelstruktur von Subjekt- und Personsein gewahrt werden. Das Subjekt kann sich in seinem Wissen um sich von anderen abgrenzen und unterscheiden, es ist sich selbst leiblich gewiss in seiner Einmaligkeit.

Wenn aber eine transzendente Denkfigur des Materiellen angestrebt wird, ergibt sich die Frage, ob hier nicht eigentlich ‚Körperflucht‘ vollzogen wird. Wird ein transzendental gedachter Körperbegriff dem Körper, der nicht anders sein kann als materiell verhaftet, gerecht? Wenn phänomenologisch die Unterscheidung der Doppelstruktur des Leibes als Leib und Körper beibehalten wird, wird der Körper dann nicht strukturanalog zum Transhumanismus ebenfalls als Objekt gedacht?

Auch wenn der Körper nie nur Objekt ist, da er immer Leib ist, ist er dennoch Objekt, Zugang zur Welt, Begegnungsmanifestation zu Anderen, die mir selbst als Körper begegnen. Aus meiner Perspektive bin ich Leib, aus dem Leib heraus erschließe ich mir die Welt, die in ihr befindlichen Gegenstände und Personen (Wendel 2004: 109). Aus der Perspektive meines Gegenübers bin ich aber (zunächst) Körper. Ich kann meinem Gegenüber zusprechen, Leib zu sein, sofern ich ihm eine Ich-Perspektive zuspreche. Dieser Zuspruch ist aber nachrangig, weil mir das Du als Körper entgegentritt. Und für den Zuspruch bedarf es eines voluntativen Akts der Anerkennung, der missbrauchsanfällig sein kann. Denn das In-die-Nähe-Rücken des Begriffs des Körpers zu Objekten⁶ führt dazu, von der epistemischen Dimension abzurücken, hin zu einer ontologischen Dimension. Wenn der Körper (mein und der meines Gegenübers) ein Ding, ein Produkt ist, ist er verfügbar und manipulierbar. Die Rede, einen Körper zu haben und Leib zu sein, eröffnet eine ontologische Perspektive,

dass das Selbst losgelöst werden könne von seinem Körper und die Apperzeption des Leibes ausreichend sei.

Dass es sich aber bei dem Begriff des Leibes aus phänomenologischer Perspektive gerade nicht um eine rein epistemische Kategorie handelt, zeigt sich insbesondere an der (theologischen) Diskussion, ob einem siliziumbasierten Dasein ein Körper zuzusprechen ist. Wenn man das transhumanistische Gedankenspiel mitgeht, dass cyberbasiertes Leben möglich ist, dieses digitale Dasein eine Grenze besitzt, die eine Körpererfahrung simuliert, diese notwendig ist, damit sich ein digitales Dasein als Subjekt und damit als Ich versteht, müsste man eine solche Grenze dann nicht konsequenterweise als Leibperspektive ausweisen? Dies wird aber theologischer- (Mercer 2015: 27–29; Thweatt-Bates 2012: 138) und philosophischerseits (Fuchs 2020: 31f, 44f.; Coenen 2006: 203) nicht anerkannt, weil der Begriff des Leibes ontologisch mit einem biologisch-lebendigen Körper gleichgesetzt wird.

Das Festhalten am verkörperten Subjekt ist aufgrund der eigenen Vertorung der Theologie durchaus nachvollziehbar. Eine derartige Kritik übersieht aber einerseits, dass die cyberbasierten Fantasien des Transhumanismus ebenfalls Visionen eines verkörperten Daseinzustands sind. Den digitalen Körper als Abgrenzungserfahrung zu verstehen, ist eine strukturell analoge Subjekterfahrung als Individuum zu leibphänomenologischen Ansätzen der theologischen Anthropologie. Dabei stellt sich die Frage, worin genau die unterscheidenden Momente liegen beziehungsweise ob diese überhaupt noch bestehen.

Hinzu kommt ein weiterer Kritikpunkt, der durch die Dichotomisierung von Leib und Körper hervorgerufen wird. Hierbei kann dem Begriff des „Leibes“ eine wertende Unmittelbarkeit des Daseins zukommen, die die Perspektive auf den Körper als etwas Fremdes, Hinzukommendes verschärft (Fuchs 2014: 90–92; Rager 2014: 104–106). Wird von theologischer Seite dann die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit betont, als etwas zu Bewahrendes, in Opposition zum geformten, konstruierten Körper, wirkt die Theologie biopolitisch auf den Menschen ein. Sie verwendet den Begriff des „Leibes“ als etwas Gegebenes, welches es positiv anzunehmen gilt. Dabei stellt sich die Frage, wie es möglich sein soll, eine natürliche Leibperspektive, eine natürliche Ich-Perspektive einnehmen zu können, wenn der Mensch immer schon anonym wirkenden Diskursen ausgesetzt ist (Foucault 1986).

Das intendierte epistemische Anliegen ist nicht als solches zu verwerfen. Es ermöglicht die Beziehung eines verkörperten Subjekts in einer doppelten Weise auszudrücken (Gugutzer 2006: 30). Einerseits ist der Mensch Körper und nimmt sich als verkörpertes Subjekt wahr. Andererseits ist es möglich, außenreferentiell auf seinen Körper zu schauen, dementsprechend hat er einen Körper. Körper sein und Körper haben sind keine statisch zu trennenden Erkenntnispositionen, sondern vermitteln die Möglichkeit des Subjektes, unterschiedliche Perspektiven einzunehmen. Meines Erachtens bietet die Rede von der Ersten-Person-Perspektive und der Dritten-Person-Perspektive, die immer körperlich vermittelt ist, mehr Chancen. Die Mög-

lichkeit einer epistemischen Differenz darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass einerseits ontologisch immer von einer Einheit auszugehen ist und andererseits epistemisch der Differenzerfahrung die Erfahrung der Einheit vorangeht, also von einer Differenz-Einheit oder einer epistemischen Gleichzeitigkeit oder Gleichursprünglichkeit von Einheit und Differenz gesprochen werden muss. Wenn damit das Subjekt die Differenzerfahrung als Fremdheitserfahrung deutet, ist diese Fremdheitserfahrung keine alteritäre Erfahrung. Denn „es wäre nicht sein Körper, der ihm fremd ist, wenn diese Fremdheit nicht als Fremdheit des eigenen Körpers reflektiert und damit identifiziert wäre“ (Striet 2015: 102; Hitzler 2002: 77). Damit ist epistemisch von einer Gleichzeitigkeit der Begriffe Leib und Körper auszugehen, die aber weiterhin ontologische Implikationen aufweisen, sofern man diese beibehalten möchte. Rein von den Begrifflichkeiten lassen sich diese nicht auflösen, wodurch sich die Frage nach den Gründen für ein Beibehalten ergibt. Denn wenn die ontologische Dimension des Körpers als natürlich, als biologisch, durch den Transhumanismus infrage gestellt wird und damit darauf verweist, dass sich das Wissen um sich bereits in einem relationalen Gefüge mit und durch Technik befindet, gilt es zu diskutieren, ob eine Verschiebung des Körperbegriffs hin zu einem auch technisch durchdrungenen Selbstverständnis möglich ist, bei gleichzeitiger Beibehaltung der epistemischen Dimension zwischen Erster- und Dritter-Person-Perspektive. Da das leibliche Subjekt aufgrund seiner Verkörperung im Weltbezug steht, der Weltbezug aber die Bezogenheit auf Technik inkludiert, steht das verkörperte Subjekt bereits in einem Verhältnis zur Technik. Für diese Diskussion ist es sinnvoll, einen externen Blick auf Diskurse zu wagen, die Leib und Technik bereits in einem relationalen Gefüge sehen. Dazu gehören die techniksoziologische, die postphänomenologische und die posthumanistische Position, die im Folgenden skizziert werden.

6. Das Verhältnis von Technik und Mensch – postphänomenologische, techniksoziologische und cyberfeministische Ansätze

Ausgehend von den dargestellten Diskursen wendet sich dieser Abschnitt Ansätzen zu, die die vermeintliche Ausgrenzung von Technik innerhalb der eigenen Körpererfahrung und eine daraus folgende Gegenüberstellung von Körper und Technik aufgeben. Entsprechend verfolgen sie die hier anvisierte Öffnung des Relationalitätsverständnisses und des Körperbegriffs.

Zum Beispiel plädiert Don Ihde (1979) mit seiner postphänomenologischen Technikphilosophie für eine Auflösung des Dualismus zwischen einem Subjekt und einem technisch-passiven Objekt. So verfolgt er mit Rekurs auf Martin Heidegger eine pragmatische Verhältnisbestimmung zwischen Mensch und Technik. Ihde setzt bei einer relationalen Ontologie an, die es ermöglicht, graduelle Bestimmungen von Beziehungen zwischen einer körperlichen Erfahrung des Selbst, der Umwelt und einem personalen Gegenüber sowie zwischen technisch induzierten Erfahrungen derselben aufzu-

zeigen (Ihde 2013: 351; Rammert 2007: 54; Rammert und Schubert 2017: 359). Dabei folgt er einem weiten Technikbegriff, der menschliche Praxen als Verkörperungen mit einschließt: „Technics is the symbiosis of artifact and user within a human action“ (Ihde 2010: 73). Einem Subjekt zugesprochene Tätigkeiten wie Wahrnehmen, Erkennen und Handeln funktionieren nicht aus sich heraus, sondern sind technisch durchdrungen und bieten derart keinen vermeintlich objektiven oder neutralen Zugang zur Welt. So wird die Verkörperlichungsbeziehung zwischen ‚Ich-Brille-Welt‘ zu ‚(Ich-Brille)-Welt‘, sofern die Technik derart transparent ist, dass kein Störmoment beim Subjekt hervorgerufen wird. Zugleich wirkt die Brille als Korrektiv in mein Weltverhältnis ein. Technik ist für Ihde nicht etwas Nachträgliches, sondern konstitutiver Bestandteil des Daseins (Ihde 2010: 17–20). „Die eigene Praxis durch Techniken zu verkörperlichen ist letztendlich eine existentielle Beziehung zur Welt“ (Ihde 2013: 351). Entsprechend führt Technik nicht zur Verabschiedung des Menschen, sondern ist Bestandteil und Produzent von Selbst- und Weltbildern. Die postphänomenologische Position von Ihde weitet die relationale Durchdringung von Technik und Körper aus und schließt die körper-technische Umweltrelation mit ein (Ihde 2010: 72–80, 2013: 351).

Auch aus einer techniksoziologischen Perspektive wird eine starke Grenzziehung von Körper und Technik in Frage gestellt. So verweisen Werner Rammert und Cornelius Schubert (2017: 349f.) darauf, dass Technik und Körper zwar zwei materielle Verkörperungen der Gesellschaft darstellen, diese aber bisher als distinkte Einheiten verstanden wurden und nicht in ihrer wechselseitigen Verschränkung. Gerade mit Blick auf die Biomedizin und Biotechnologie ließe sich aber eine starke Grenzziehung nicht mehr aufrechterhalten. Der Blick auf den Transhumanismus hat dabei geholfen, sich dieser fraglich gewordenen Realität, einer apriorischen Unterscheidung von Körper und Technik, zu stellen, die Körper und Technik als zwei diamentrale Instanzen versteht und Technik als fremdartiges Gegenüber bestimmt.

[D]ie relevanten Einheiten sind nicht Körper und Techniken voneinander getrennt, sondern [...] techno-korporale Aktionsinstanzen in ihrer Verschränkung (Rammert und Schubert 2017: 351).

Werner Schneider (2005: 372–374) geht ebenfalls von einer diskursiv gesetzten Grenzziehung zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem, zwischen Körper und Technik aus und sieht in modernen Prothesen die Chance, dass diese als Grenzkonzept die konstruierte Dichotomisierung auflösen.

Schließlich will die cyber-feministische Kritik einer Körperverdrängung im transhumanistischen Diskurs über den Begriff des „Cyborgs“ (Haraway 1991: 149–181) oder der „Maschine“ (Braidotti 2014: 142) für eine restlose Verschmelzung von Technik und Mensch plädieren und möchte den Dualismus zugunsten einer völligen Durchdringung aufgeben. So postuliert Rosi Braidotti „eine posthumane kritische Theorie auf der Grundlage des Kon-

zepts eines nomadischen Beziehungssubjekts“ (2016: 33), welche das menschliche Verständnis dezentralisiert. Denn der Begriff des „Menschen“ übe eine dualistisch-hierarchische Macht aus, die über das Konzept des Posthumanen eine wegweisende Veränderung der Daseinsbeziehungen ermöglicht (Braidotti 2016: 36–38, 2014: 71–78). Hier findet der Begriff des „Posthumanen“ gerade als Kritik am Transhumanismus Verwendung, da über seine Perfektionierungsvorstellung des Menschen sein Anliegen weiterhin in einem rationalistisch-anthropozentrischen Denken verhaftet ist. Entscheidend ist, dass über den von Baruch de Spinoza inspirierten prozessontologischen Materiemonismus Braidotti zufolge die Spezies Mensch in einem konstitutiven Relationsgefüge zum ‚Nichthumanen‘ (Pflanzen, Tiere, Technik) eingebettet ist. Um der Dialektik zwischen belebter und unbelebter Materie zu begegnen, will Braidotti (2014) den Menschen als Maschine begreifen:

Damit ist keine Anwendung gemeint, oder etwas, was zu einem bestimmten Gebrauch bestimmt ist, sondern etwas zugleich Abstrakteres und stärker materiell Eingebettetes. Die Minimaldefinition einer Körpermaschine ist eine verleiblichte, intelligente Entität, die Prozesse einfängt und Energien oder Kräfte umwandelt. Da eine verleiblichte Entität umweltbedingt und ortsgebunden ist, wird ihre (natürliche, soziale, menschliche oder technische) Umwelt von ihr beständig vereinnahmt, einverleibt und verändert. In dieser high-tech-ökologischen Weise verleiblicht zu sein, bedeutet das vollständige Eintauchen in Felder beständiger Ströme und Transformationen (Braidotti 2014: 142).

Diese exemplarischen Diskurse lassen darauf schließen, dass Technik kein diametrales Gegenüber zum menschlichen Selbst- und Weltverhältnis ist. Akzeptiert man zugleich, dass Körper sein und Körper haben konstruiert sind, weil sich das Subjekt im Horizont ihn anonym bestimmender Selbst- und Weltdeutungen wiederfindet, ist ebenfalls davon auszugehen, dass die Grenzziehung zwischen Körper und Technik einer zeitlich bedingten Konstruktion entspringt. Die verschiedenen Diskurse konnten die Position stärken, dass Technik im Verhältnis zum Subjekt nicht nur etwas ist, was man hat, sondern konstitutiver Bestandteil des Subjekts selbst ist (Schneider 2005: 376f.). All dies führt in letzter Konsequenz dazu, dass der Körperbegriff in seinem Verhältnis zur Technik neu bestimmt werden muss. Die (theologische) Anthropologie ist somit herausgefordert, sich der Fraglichkeit des tradierten Körperbegriffs bewusst zu werden und in den Diskurs mit anderen Disziplinen und Visionen zu treten, die Chancen bieten, den Körperbegriff aufzubrechen.

7. Fazit

Während von theologischer Seite die Notwendigkeit des Körpers betont wird und der Mensch als biologisch verkörpertes Subjekt gedacht wird,

kommt aus transhumanistischer Perspektive dem Medium des Körpers eine gewisse Beliebigkeit zu, weil der Körper als Objekt austauschbar ist. Positiv betrachtet kann man dem Transhumanismus zusprechen, dass er die Vorstellung des Körpers als *bios* entmystifiziert und den Blick auf die Heterogenität von Körpern lenkt. Damit kann er korrigierend auf die theologische Anthropologie einwirken. Andererseits bietet die Theologie einen kritischen Impetus gegenüber transhumanistischen Diskursen, die körperfeindlich agieren und ihrerseits reduktionistisch auf das, was und wie ein Körper sein soll, Einfluss nehmen. Die Formulierung der präreflexiven Vertrautheit mit sich, die bereits immer leiblich induziert ist, wirkt diesem Reduktionismus entgegen.

Die im Transhumanismus anzutreffende Gefahr einer Absolutsetzung der Körperkritik, die dadurch in eine Gegenwartsflucht oder sogar Leibfeindlichkeit verkommen kann, wird von theologischer Seite meines Erachtens zu Recht kritisiert.

Der Transhumanismus betrachtet das Menschen- und Körperbild unter einem Funktions- und Nutzenaspekt, welches normative und diskriminierende Züge aufweist, sobald diesem Körperbild nicht entsprochen wird. Ein Allerweltskörper zu sein reicht nicht aus, weil der Transhumanismus danach strebt, über das Menschsein hinaus zu gehen. Der Transhumanismus unterliegt einer „Ideologie der permanenten Selbstoptimierung“ (Harrasser 2013: 48; Bublitz 2014: 27), die sich in einer Wettbewerbslogik als „Ethos der unternehmerischen Selbstverbesserung und der Fitness“ (Harrasser 2013: 103) ausdrückt. Körper sind aus dieser Perspektive Maschinen, die funktionieren, und im Sinne der Wettbewerbslogik ihre Produktivität steigern müssen. Hemmende Momente werden ausgeschaltet, ersetzt oder verbessert. Letztendlich hat der Körper einen Produktcharakter und wird als gefügiges und zu kontrollierendes Besitzobjekt wahrgenommen (Thweatt-Bates 2012: 77–80; Harrasser 2013: 21–23; Loh 2019: 87; Helmus 2020: 115–117). Er wird „zu einem passiven Objekt der Gestaltung degradiert“ (Loh 2019: 85). Durch die geforderte technische Kontrolle und Aufwertung des Körpers werden Körper vereinheitlicht und verobjektiviert. Selbst das Subjekt wird hier durch die imperativische Handlungsaufforderung zum Enhancement verobjektiviert, da es sich der transhumanistischen Deutung des Daseins ja gerade unterordnen soll. Das Moment der Einheitlichkeit verdeutlicht zusätzlich, dass singuläre Individuation und Differenzerfahrungen nicht erwünscht sind.

Zugleich führt der transhumanistische Technikdiskurs dazu, verstärkt die Frage nach dem Verhältnis von Technik und Körper zu stellen und den Blick auf das Individuum und seine technische Körperinszenierung als Ausdrucksmittel seiner Selbst zu richten (Bublitz 2006: 343f.). Die transhumanistische Radikalität gegenüber dem biologischen Körper führt zu einer Verschiebung des Körperbegriffs und eröffnet den Raum, den Körper als eine mögliche bio-technologische Symbiose wahrzunehmen und das Körperverständnis als nur biologisch verwirklicht zu hinterfragen.

Die dazu vorgestellten Ansätze sind für das anvisierte Ziel aber nicht ausreichend. Rammert und Schubert verfolgen zum Beispiel mit ihrer Position keine Öffnung des Körperbegriffs. Sie sehen zwar Körper und Technik als Verkörperungen des Sozialen an und sehen es als Aufgabe, „systematisch nach ihren Verschränkungen und wechselseitigen Bestimmungen zu suchen“ (Rammert und Schubert 2017: 361), gelangen aber über ihre technosoziologische Verortung nicht zu einer grundlegenden Anfrage des Körperbegriffs, der aufgrund seiner Zuschreibung des *bios* weiterhin der *téchne* gegenübergestellt ist. Der von Rammert und Schubert eingeführte Neologismus der techno-korporalen Aktionsinstanzen verweist auf einen Prozess, begreift Technik aber nicht als Part eines verkörperten Subjekts. Gleiches lässt sich über die Position von Ihde sagen.

Über Braidottis Ansatz, der gerade als Kritik am Transhumanismus zu verstehen ist, ergibt sich über die Begrifflichkeit der „Maschine“ eine gewisse ungünstige Vorbelastung. Es muss verstärkt diskutiert werden, wie der posthumanistische und der transhumanistische Diskurs Subjektivität, Personsein und Autonomie definiert, beziehungsweise ob diese Aspekte der Maschine, dem Posthuman oder dem Cyborg überhaupt noch zugesprochen werden können.

Während aber posthumanistisch Technik und Körper monistisch aufgelöst werden und soziologisch und postphänomenologisch die Dichotomisierung dennoch bewahrt bleibt, wird hier der Vorschlag verfolgt, den Körperbegriff als solchen anzufragen. Die nicht nur in der Theologie vorherrschende Bestimmung des Körpers als biologischer Körper soll von ihrer Bestimmung her umformuliert werden, um so zu einer Neuorientierung beziehungsweise Erweiterung der Körperdefinition zu kommen. Körper kann formal als ‚Vergegenwärtigung eines Daseins‘ begriffen werden, die weiterhin die Differenz-Einheit sowohl in epistemischer Perspektive für die ‚Erste-‘ und ‚Dritte-Person-Perspektive‘ als auch die Differenz-Einheit auf ontologischer Ebene zwischen *bios* und *téchne* ermöglicht und berücksichtigt. Sicherlich kann man der Definition vorwerfen, dass sie völlig unbestimmt, abstrakt und geschichtslos ist – aber genau dies ist zugleich ihr stärkster Vorteil. Das Moment der Unbestimmtheit macht es möglich, Körperpraxen und Körperbilder einzuschließen, die bei einem rein biologischen Körperbegriff nicht inkludiert sind. Zudem lässt es ein Höchstmaß an autonomer Freiheit zu, weil diese nicht am Körper endet. Die Definition eines Körpers als ‚Vergegenwärtigung des Daseins‘ sagt nichts über das Strukturmoment, sagt nichts über die Textur, sagt nichts über die Beschaffenheit dieses Körpers aus, es wird aber deutlich, dass der Körper einem Dasein zugesprochen wird. Eine entsprechende Ausweitung des Körperbegriffs berücksichtigt, dass die Bezogenheit auf Technik für das menschliche Selbstverständnis nichts Nachrangiges ist. Sie ist vielmehr für dieses konstitutiv und kann neue Möglichkeiten auch im Hinblick auf das Körperbild erschließen (Helmus 2020: 284–292, 369–379). Diese Anerkennung öffnet keinesfalls Tür und Tor für Beliebigkeit. Denn

[e]in Ja zu Technologien, [...] die Akzeptanz ihrer Präsenz innerhalb unserer Beziehungen muss nicht zwingend ein Ja zur Hypothese der Unvermeidbarkeit von *enhancement* und Selbststeigerung sein (Harrasser 2013: 104).

Wird anerkannt, dass der Körperdiskurs nicht nur am Punkt einer selbstbestimmten Körperlichkeit erweitert werden muss, sondern auch, dass Technik integrativer Bestandteil des Selbstseins ist, Technik einverleibt ist und unser Verhältnis zur Welt mit ermöglicht, eröffnet sich eine nicht zu unterschätzende positive Bereicherung der Anthropologie. Die Ausweitung des Körperbegriffs ist vielmehr erst die Ermöglichung eines angemessenen Körperverständnisses, das dem Menschsein in seiner Heterogenität gerecht wird.

Anmerkungen

- 1 Im Folgenden wird vereinheitlichend vom Transhumanismus gesprochen. Entgegen einer Differenzierung von Transhumanismus, technologischem Posthumanismus und kritischem Posthumanismus (Loh 2019) wird die Sammelbezeichnung gewählt, um die sachlogische Zugehörigkeit des Transhumanismus und des technologischen Posthumanismus herauszustellen. Zudem vermag die Vereinheitlichung auf die Andersartigkeit des (kritischen) Posthumanismus, als eigenständiger Bewegung, zu verweisen. Zur Kritik einer vereinheitlichenden Rede vom Posthumanismus und der Differenzierung zwischen Posthumanismus und Transhumanismus siehe Helmus (2020: 19–20) und Dürr (2021: XV, 104–107).
- 2 Der Begriff der „Technologie“ ist hier als Spezifizierung von Technik zu verstehen und verweist auf den Einsatz neuer und neuester Technologie, bei der innerhalb des transhumanistischen Diskurses insbesondere Verfahren der konvergierenden Technologien (Nano-, Bio-, Informationstechnologie und Neurowissenschaft; kurz: NBIC) zum Erreichen der transhumanistischen Ziele diskutiert werden.
- 3 Dierk Spreen spricht davon, dass sogenannte Cyborgtechnologien in ein „intimes Funktionsverhältnis‘ mit dem Organismus“ (2015: 33) eintreten. Unter Cyborgtechnologien versteht Spreen Technik, die die materielle Grenze des Körpers überwindet und ihm wortwörtlich unter die Haut geht. Der Körper geht mit dieser eine Symbiose ein, sodass eine „technische Veränderung und Erweiterung leiblicher Vorgänge im Sinne einer neuen kybernetischen Einheit aus Organischem und Technischem“ (2000: 38–39) entsteht. Bei Spreen steht also nicht die Auseinandersetzung und Problematisierung von Technik und Körper im Allgemeinen im Vordergrund, sondern ausschließlich die Thematisierung biotechnologischer Artefakte. Die Verschiebung der Körpergrenze erfolgt nach Spreen durch die Integration von Technik in den Körper hinein und der daraus entstehenden biotechnischen Symbiose.
- 4 Den Ursprung der mit der Nanotechnologie verbundenen revolutionären Neuerung in der Naturwissenschaft stellt eine vom Physik-Nobelpreisträger Richard Feynman gehaltene Rede aus dem Jahr 1959 dar, in der er über die willentliche Positionierung und Veränderung von atomaren Strukturen und die Erschaffung von

Robotern und Maschinen im Nanometerbereich mutmaßt (Schummer 2009: 48–66). Die Wirkung dieses Vortrags entfaltet sich aber in Bezug auf das transhumanistische Gedankengut erst retrospektiv, als diese mit popkulturellen Einflüssen zusammenkommen. Die Übertragung und das Zusammenführen des literarischen, populärwissenschaftlichen in den naturwissenschaftlichen Diskurs ist auf Eric Drexlers Werk *Engines of Creation* (1986) zurückzuführen. Drexler benennt die Miniaturroboter und Maschinen aus Feynmans Visionen in „Assembler“ um und bezeichnet den gesamten Vorgang der Veränderung und Hervorbringung von materiellen Strukturen im Nanometerbereich als Nanotechnologie. Die Integration der Nanoassemblers in den Körper führe zu einer selbstständigen Heilung kranker und reparaturbedürftiger Strukturen.

- 5 Moravec geht auch Szenarien mit nicht-destruktiven Methoden durch, wie einen Gehirnschscan oder einen tragbaren Computer, der alle Informationen über Sie und Ihr Leben bis zum Tod aufzeichnet und dann an Ihr Leben anknüpfen kann (1988: 110).
- 6 Siehe zur Kritik an der Formulierung ‚Leib sein‘ und ‚Körper haben‘ exemplarisch Ammicht Quinn (1999: 30–36) und Böhme (2019: 42).

Literatur

- Ammicht Quinn, Regina (1999). *Körper – Religion – Sexualität. Theologische Reflexionen zur Ethik der Geschlechter*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Böhme, Gernot (2019). *Leib. Die Natur, die wir selbst sind*. Berlin: Suhrkamp.
- Bostrom, Nick (2003). *The Transhumanist FAQ. A General Introduction*. URL: <https://nickbostrom.com/views/transhumanist.pdf> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Bostrom, Nick (2005a). *A History of Transhumanist Thought*. URL: <https://nickbostrom.com/papers/history.pdf> [Letzter Zugriff am 22.7.2022].
- Bostrom, Nick (2005b). *In Defense of Posthuman Dignity*. URL: <http://www.nickbostrom.com/ethics/dignity.pdf> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Bostrom, Nick (2005c). *Transhumanist Values*. URL: <http://www.nickbostrom.com/ethics/values.pdf> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Bostrom, Nick (2014). *Superintelligenz. Szenarien einer kommenden Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Bostrom, Nick und Anders Sandberg (2008). *Whole Brain Emulation. A Roadmap*. URL: <https://www.fhi.ox.ac.uk/brain-emulation-roadmap-report.pdf> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Braidotti, Rosi (2014). *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Braidotti, Rosi (2016). Jenseits des Menschen. Posthumanismus. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37, 33–38.
- Bublitz, Hannelore (2006). Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers. In: Robert Gugutzer (ed.). *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Materialitäten 2. Bielefeld: transcript, 341–361.

- Bublitz, Hannelore (2014). Das Maß aller Dinge. Die Hinfälligkeit des (Geschlechts-) Körpers. In: Birgit Riegraf, Dierk Spreen und Sabine Mehlmann (eds.). *Medien – Körper – Geschlecht. Diskursivierungen von Materialität*. Bielefeld: transcript, 19–36.
- Coenen, Christopher (2006). Der posthumanistische Technofuturismus in den Debatten über Nanotechnologie und Converging Technologies. In: Alfred Nordmann (ed.). *Nanotechnologien im Kontext. Philosophische, ethische und gesellschaftliche Perspektiven*. Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft, 195–222.
- Coenen, Christopher (2009). Transhumanismus und Utopie. Ein Abgrenzungsversuch aus aktuellem Anlass. In: Rolf Steltemeier (ed.). *Neue Utopien. Zum Wandel eines Genres*. Heidelberg: Manutius, 135–168.
- de La Mettrie, Julien Offray (2015). *L'Homme Machine. Der Mensch eine Maschine*. Französisch/Deutsch. Mit einem Nachwort von Holm Tetens. Stuttgart: Reclam.
- Drexler, K. Eric (1986). *Engines of Creation. The Coming Era of Nanotechnology*. New York: Anchor Books.
- Dürr, Oliver (2021). *Homo Novus. Vollendlichkeit im Zeitalter des Transhumanismus* (Studia Oecumenica Friburgensia, Band 108). Münster: Aschendorff.
- Etzelmüller, Gregor (ed.) (2016a). *Embodiment in Evolution and Culture*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Etzelmüller, Gregor (2016b). Verkörperung als Paradigma theologischer Anthropologie. In: Gregor Etzelmüller und Annette Weissenrieder (eds.). *Verkörperung als Paradigma theologischer Anthropologie*. Berlin und Boston: De Gruyter, 227–249.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss*. Tübingen: Narr.
- Foucault, Michel (1986). *Die Sorge um sich*. Band 3. *Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Thomas (2014). Zwischen Leib und Körper. In: Marcus Knaup und Martin Hähnel (eds.). *Leib und Leben. Perspektiven für eine neue Kultur der Körperlichkeit*. Darmstadt: WBG, 82–93.
- Fuchs, Thomas (2020). *Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Gräb-Schmidt, Elisabeth (ed.) (2015). *Leibhaftes Personsein. Theologische und interdisziplinäre Perspektiven*. Marburger theologische Studien 123. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Gugutzer, Robert (2006). Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Robert Gugutzer (ed.). *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Materialitäten 2. Bielefeld: transcript, 9–53.
- Haraway, Donna J. (1991). *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. New York: Routledge.
- Harrasser, Karin (2013). *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*. Bielefeld: transcript.
- Helmus, Caroline (2020). *Transhumanismus. Der neue (Unter-)Gang des Menschen? Das Menschenbild des Transhumanismus und seine Herausforderung für die Theologische Anthropologie*. Ratio fidei Band 72. Regensburg: Pustet.
- Hitzler, Ronald (2002). Der Körper als Gegenstand der Gestaltung. In: Kornelia Hahn und Michael Meuser (eds.). *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 71–85.

- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (2010). *Der Sandmann*. Mit einem Kommentar von Peter Braun. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Horst, Steven (2020). *The Computational Theory of Mind*. URL: <https://plato.stanford.edu/entries/computational-mind/> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Hughes, James (2004). *Citizen Cyborg. Why Democratic Societies Must Respond to the Redesigned Human of the Future*. Cambridge, MA: Westview Press.
- Ihde, Don (1979). *Technics and Praxis. A Philosophy of Technology*. Dordrecht: D. Reidel Publications.
- Ihde, Don (2010). *Technology and the Lifeworld. From Garden to Earth*. Bloomington: Indiana University Press.
- Ihde, Don (2013). Phänomenologie der Technik. *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 7, 351–380.
- Klöcker, Katharina (2018). Zur ethischen Diskussion um Enhancement. Eine kritische Anmerkung zum Transhumanismus aus theologisch-ethischer Perspektive. In: Benedikt Paul Göcke und Frank Meier-Hamidi (eds.). *Designobjekt Mensch. Die Agenda des Transhumanismus auf dem Prüfstand*. Freiburg, Basel und Wien: Herder, 309–338.
- Krüger, Oliver (2004). *Virtualität und Unsterblichkeit. Die Visionen des Posthumanismus*. Litterae Band 123. Freiburg im Breisgau: Rombach.
- Krüger, Oliver (2005). Gnosis in cyberspace? Body, mind and progress in posthumanism. *Journal of Evolution & Technology* 14, 77–89.
- Kurzweil, Ray (2005). *The Singularity is Near. When Humans Transcend Biology*. New York: Viking.
- Kurzweil, Ray (2013). *How to Create a Mind. The Secret of Human Thought Revealed*. New York: Penguin Books.
- Linssen, Charl und Pieter Lemmens (2016). Embodiment in whole-brain-emulation and its implications for death anxiety. *Journal of Evolution & Technology* 26, 1–15.
- Loh, Janina (2019). *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- McEwan, Ian (2019). *Maschinen wie ich*. Zürich: Diogenes.
- Mercer, Calvin (2015). Bodies and persons. Theological reflections on transhumanism. *Dialog: A Journal of Theology* 54, 27–33.
- Missomelius, Petra (2016). Vom Rausch der Intelligenz oder: Pimp your brain. Aushandlungsprozesse um Enhancement. In: Andreas Beinstainer und Tanja Kohn (eds.). *Körperphantasien. Technisierung – Optimierung – Transhumanismus*. Innsbruck: Innsbruck University Press, 121–128.
- Moravec, Hans (1988). *Mind Children. The Future of Robot and Human Intelligence*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Moravec, Hans (1997). *The Senses have no Future*. URL: <http://tikvahfund.org/wp-content/uploads/2021/12/Moravek-The-Senses-Have-No-Future.pdf> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- More, Max (1990). Transhumanism. Towards a Futurist Philosophy. *Extropy* 6, 6–12.
- More, Max (2013). The Philosophy of Transhumanism. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader. Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future*. New York: John Wiley & Sons, 3–17.

- Pohl, Frederik und Hans Moravec (1993). *Souls in Silicon*. URL: <https://frc.ri.cmu.edu/~hpm/project.archive/general.articles/1993/Silicon/Souls.html> [Letzter Zugriff am 31.12.2022].
- Pröpper, Thomas (2015). *Theologische Anthropologie*. Band I. 2. Auflage. Freiburg i.Br.: Herder.
- Puzio, Anna (2022). *Über-Menschen. Philosophische Auseinandersetzung mit der Anthropologie des Transhumanismus*. Bielefeld: transcript.
- Rager, Günter (2014). Leiblichkeit und Freiheit. In: Marcus Knaup und Martin Hähnel (eds.). *Leib und Leben. Perspektiven für eine neue Kultur der Körperlichkeit*. Darmstadt: WBG, 94–109.
- Rammert, Werner (2007). *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rammert, Werner und Cornelius Schubert (2017). Technik. In: Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser (eds.). *Handbuch Körpersoziologie*. Band 2. *Forschungsfelder und Methodische Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS, 349–363.
- Rothblatt, Martine (2013). Mind is deeper than matter. Transgenderism, transhumanism, and the freedom of form. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader. Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future*. Chichester: Wiley-Blackwell, 302–316.
- Scheidt, Hannah (2014). The fleshless future. A phenomenological perspective on mind uploading. In: Calvin Mercer und Tracy J. Trothen (eds.). *Religion and Transhumanism. The Unknown Future of Human Enhancement*. Westport: ABC-CLIO, LLC, 315–328.
- Schneider, Werner (2005). Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem. In: Markus Schroer (ed.). *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 371–397.
- Schummer, Joachim (2009). *Nanotechnologie. Spiele mit Grenzen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sorgner, Stefan Lorenz (2016). *Transhumanismus – „die gefährlichste Idee der Welt“?* Freiburg, Basel und Wien: Herder.
- Spreen, Dierk (2000). *Cyborgs und andere Techno-Körper. Ein Essay im Grenzbereich von Bios und Techné*. Passau: Edfc.
- Spreen, Dierk (2015). *Upgrade-Kultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Striet, Magnus (2015). Von Natur aus Diskurs. Theologisches zur Kulturalität des Körperdiskurses. *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien* 21, 97–109.
- Thweatt-Bates, Jeanine (2012). *Cyborg Selves. A Theological Anthropology of the Post-human*. Farnham: Ashgate.
- Vita-More, Natasha (2011). Bringing arts/design into the discussion of transhumanism. In: Gregory R. Hansell (ed.). *H±. Transhumanism and its critics*. Philadelphia: Metanexus, 70–83.
- Vita-More, Natasha (2013). Life expansion media. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader. Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future*. Chichester: Wiley-Blackwell, 73–82.

- Vita-More, Natasha (2014). Design of life expansion and the human minds. In: Damien Broderick und Russel Blackford (eds.). *Intelligence unbound. The future of uploaded and machine minds*. Chichester: John Wiley & Sons Inc., 240–247.
- Waters, Brent (2006). *From human to Posthuman. Christian Theology and Technology in a Postmodern World*. Aldershot: Ashgate.
- Wendel, Saskia (2002). *Affektiv und inkarniert. Ansätze deutscher Mystik als subjekt-theoretische Herausforderung*. Ratio fidei 15. Regensburg: Pustet.
- Wendel, Saskia (2004). Der Körper der Autonomie. Anthropologie und ‚gender‘. In: Antonio Autiero, Stephan Goertz und Magnus Striet (eds.). *Endliche Autonomie. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein theologisch-ethisches Programm*. Studien der Moralthologie 25. Münster: Lit., 103–122.
- Wendel, Saskia (2016). Auf den Leib geschrieben. In: Saskia Wendel und Aurica Nutt (eds.). *Reading the Body of Christ. Eine geschlechtertheologische Relecture*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 13–28.

Dr. Caroline Helmus
 Eberhard Karls Universität Tübingen
 Katholisch-Theologische Fakultät
 Lehrstuhl für Fundamentaltheologie
 Liebermeisterstraße 12
 72076 Tübingen
 Deutschland
 E-Mail: caroline.helmus@uni-tuebingen.de

Enhancement als Weg zum posthumanen Körper? Über die Divergenzen der Körperdeutungen von Transhumanismus und gegenwärtigem Alltagsverständnis*

Toni Garbe, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Summary. Human enhancement is the subject of controversial debate. The divergence of assessments results, among other things, from different understandings of how a modified body can be interpreted. Above all, interpretations of transhuman visions of the future deviate from everyday understanding. Transhumanism portrays modified bodies as posthuman beings and no longer as human beings, while everyday understanding continues to regard them as human. In order to reflect on the question to what extent the much-discussed transhumanist visions are suitable for judging enhancement concepts, the article questions how transhumanism gets to its interpretations of the body. It will elaborate that in transhumanism transhuman bodies and transhumanist visions are co-constitutive. The transhuman bodies are what is transhuman about transhumanism, but they themselves only become transhuman because they are interpreted in the context of transhumanist visions. They serve transhumanism to stand out from the present as visions of the future and are precisely not intended to be realized in the present. Transhumanist visions can be used accordingly to think about technical developments and their consequences. However, they must not be seen as predictions that would inevitably arrive with the development of technology.

Keywords. Human enhancement, transhumanism, self-optimization, body categories, trans/human body, human differentiation, human-technology relationship

Zusammenfassung. Über Human Enhancement wird kontrovers diskutiert. Die Divergenz der Einschätzungen resultiert dabei unter anderem aus unterschiedlichen Verständnissen davon, wie ein modifizierter Körper zu deuten sei. Vor allem Interpretationen transhumaner Zukunftsvisionen weichen dabei vom Alltagsverständnis ab. Der Transhumanismus skizziert die veränderten Körper als posthumane Wesen und nicht mehr als Menschen, das Alltagsverständnis betrachtet sie nach wie vor als human. Zur Reflektion der Frage, inwiefern sich die durchaus vielbesprochenen transhumanistischen Visionen eignen, um Enhancement-Konzepte zu beurteilen, hinterfragt der Bei-

trag, wie der Transhumanismus zu seinen Körperdeutungen kommt. Er wird herausarbeiten, dass im Transhumanismus transhumane Körper und transhumanistische Visionen ko-konstitutiv sind. Die transhumanen Körper sind das Transhumane am Transhumanismus, werden aber selbst erst transhuman, weil sie im Kontext transhumanistischer Visionen interpretiert werden. Sie dienen dem Transhumanismus dazu, sich als Zukunftsvisionen von der Gegenwart abzuheben und sind gerade nicht dazu gedacht, sich in der Gegenwart zu realisieren. Transhumanistische Visionen lassen sich demnach grundsätzlich nutzen, um in Gedankenspielen über technische Entwicklungen verschiedene Szenarien über deren Folgen zu durchdenken, dürfen jedoch nicht als Prognosen angesehen werden.

Schlüsselwörter. Human Enhancement, Transhumanismus, Selbstoptimierung, Körperkategorien, trans/humane Körper, Humandifferenzierung, Mensch-Technologie-Verhältnis

1. Einleitung

Human Enhancement ist ein historisch altes Phänomen und zugleich ein aktueller Trend (Röcke 2021; Spreen 2015; King u.a. 2021; Duttweiler 2018). Sei es durch Ernährung, Sport, chemische Substanzen, Bodymodifications¹ oder operative Eingriffe, immer wieder wird der Körper in den Dimensionen seiner Ästhetik und Funktionalität über die aktuelle Norm hinaus verbessert. Die Arbeit am Körper fällt dabei in vielen Fällen mit der Arbeit am Selbst zusammen.² Das Selbst, das sowohl Subjekt (es bearbeitet) als auch Objekt (es wird bearbeitet) ist, nutzt seinen Körper für den Zugriff auf seine Physis, aber auch seine Psyche (Röcke 2021; Villa 2008). Seit einigen Dekaden ist zu beobachten, dass immer mehr Digitaltechnologien, Biotechnologien und Neurotechnologien herangezogen werden, um den Körper in seinen positiven Eigenschaften zu steigern. Ihre Entwicklungen bringen dabei nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ neue Möglichkeiten der Bearbeitung des Körpers hervor (Röcke 2021: 218). Der Einsatz dieser jüngeren Technologien kann dabei in zweierlei Hinsicht unterschieden werden. Zum einen werden Geräte wie Wearables eingesetzt, die verschiedene Körperwerte überwachen und so erst der Bearbeitung zugänglich machen, zum anderen stellen Exoprothesen und Implantate selbst die Verbesserung des Ausgangszustandes des Körpers dar (Beinsteiner und Kohn 2016; Duttweiler und Passoth 2016; King u.a. 2021; Harrasser 2013). Entwickelt werden die Produkte beider Einsatzbereiche sowohl für den Massenmarkt als auch in Do-It-Yourself-Projekten (Stock 2016). Teils haben sie wie Smartwatches und NFC-Implantate das Stadium einer etablierten Anwendung erreicht, teils befinden sie sich wie das Gehirn-Implantat von Elon Musks Firma Neuralink im Stadium eines unrealisierten Konzeptentwurfes.

Das Phänomenspektrum des Human Enhancement wirft in öffentlichen Diskursen verschiedene Fragen auf. Sie beziehen sich sowohl auf die tat-

sächlich realisierten Eingriffe wie auch auf die Konzeptentwürfe, die der Gegenwartsgesellschaft zur Selbstreflektion und Zukunftsorientierung dienen (Schulz-Schaeffer und Meister 2017). Auf der Makroebene werden vor allem Einflüsse auf die soziale (Un)Gleichheit diskutiert. Schmälern (technologische) Körpermodifikationen Ungleichheiten, weil schwächere Mitglieder gestärkt werden, oder werden die Modifikationen lediglich einer wohlhabenden Elite offenstehen und so asymmetrische Verteilungen von Einfluss und Macht weiter auseinandertreiben (Parens 1998; Hughes 2004)? Auf der Mikroebene werden bezogen auf das einzelne Individuum vermehrt Fragen nach Selbstbestimmtheit, Autonomie und Authentizität gestellt (Parens 1998; Grunwald 2016). Inwiefern kann sich frei für oder gegen eine Modifikation des eigenen Körpers entschieden werden, wenn sich seine Gesellschaft durch ein „Leistungsparadigma“ (Verheyen 2018) auszeichnet? Inwiefern verändert sich der Grad der Autonomie eines Individuums in seinem Handeln, wenn sein Körper in bestimmte Vorstellungen hineingezwängt und dabei immer wieder mit (technologischen) Fremdkörpern verbunden ist? Inwiefern handelt es sich überhaupt noch um ein authentisches Subjekt (Parens 1998; Röcke 2021)? Enhancement oszilliert über verschiedene Perspektiven hinweg zwischen „Entfremdung“ und „Verdinglichung“ und einer „Vorstellung von Freiheitsgewinnen und Emanzipation“ (Röcke 2021: 11). Die Züge der Entfremdung und Verdinglichung, die sich aus dem „instrumentelle[n] Selbstverhältnis“ (Röcke 2021: 64) ergeben, werden dabei vor allem auch im Rahmen einer allgemeineren Kapitalismuskritik problematisiert (Bröckling 2013, 2021).

Die verschiedenen Problematisierungen und Bewertungen der Enhancement-Praktiken, die in den Debatten zirkulieren, verhandeln dabei implizit mit, inwiefern Körperbearbeitungen einen relevanten Eingriff in den Körper darstellen und wie weit sie diesen zu verändern vermögen. Dass Körpermodifikationen Körper modifizieren, steht dabei außer Frage. Die verschiedenen Beiträge in den Debatten kommen jedoch zu unterschiedlichen Einschätzungen, inwiefern es sich bei den Körpermodifikationen um Veränderungen handelt, die einen Unterschied machen. Die normativen Deutungen fallen unterschiedlich aus, je nachdem, wie die Wirkung der Modifikation eingeordnet wird. Vor allem bei steigendem Technologieeinsatz erstreckt sich das Spektrum der Einschätzungen von Prognosen einer geringen Relevanz, über Prognosen einer Verschiebung des Menschlichen bis zu Prognosen von Grenzüberschreitungen in Richtung eines nicht mehr Menschlichen. Wann ein Körper als (nicht mehr) human gilt, ist eine Frage der Argumentation (Stock 2016; Schneider 2005). Auf einer theoretischen Ebene lassen sich dabei grob drei Deutungsmuster unterscheiden:

1. Im Anschluss an die Interpretation des Menschen als Mängelwesen (Gehlen 1940) wird argumentiert, dass jeder Mensch für sein Überleben immer schon auf eine Verbesserung seines Körpers, beispielsweise durch die Ergänzung um einfachste Artefakte wie Steine als Werkzeuge, angewiesen ist. Die Verbesserung des Körpers – vor allem auch

durch Erweiterungen – ist damit immer schon Wesensmerkmal des Menschen und führt nicht *per se* zu neuen Unterscheidungen der Körper (Clark 2003). Andere postulieren, dass sich einfache Eingriffe in den Körper und radikale Eingriffe unterscheiden und so sehr wohl Auswirkungen auf die Deutung des Körpers implizieren; wobei die Grenze zwischen einfachen und radikalen Eingriffen in der Literatur uneinheitlich definiert wird. Es wird entweder beschrieben,

2. dass Enhancement zu einer menschen-internen Unterscheidung in die zwei Teilgruppen verbesserter und nicht verbesserter Menschen führt (Spreen 2010, 2015; Şahinol 2016) oder
3. zur externen Unterscheidung zwischen nicht verbesserten Menschen und einer neuen, nicht mehr menschlichen Spezies (Kline 2009; Agar 2010, 2013; Koch 2019).

Tritt man einen Schritt zurück von der theoretischen Schematisierung dreier gleichmöglicher Interpretationen von Enhancement als omnihuman, subhuman und außerhuman, fällt auf, dass diese empirisch nicht zufällig verteilt auftreten. Interpretationen veränderter Körper als nicht mehr humane Körper finden sich vor allem in Zukunftsvisionen transhumanistischer Prägung, die die Körperüberarbeitung als eine nötige Weiterführung der Evolution hin zu einer besseren, posthumanen Spezies verstehen (Röcke 2017, 2021; Puzio 2022; Bostrom 2005). Diskurse über gegenwärtig etablierte Enhancement-Praktiken lassen verbesserte Körper demgegenüber prinzipiell als human gelten – vor allem als Leistungskörper, die ein gesteigertes Humankapital vorweisen können. Das Menschsein des veränderten Subjekts wird nicht problematisiert, womit zugleich potenzielle Grenzüberschreibungen ins Außerhumane hier keine akute Rolle zu spielen scheinen.

Der folgende Beitrag ist der Frage gewidmet, wie sich diese Divergenz in den Körperdeutungen der Diskurse über „alltägliches Enhancement der Gegenwart“ und transhumanistische Zukunftsvisionen erklären lässt. Der Fokus wird dabei auf den Argumentationen des Transhumanismus für eine Überschreitung der Grenzen des Humanen liegen. Diese fällt als Abweichung von der Betrachtung des bearbeiteten Körpers als Menschen besonders auf. Relevant ist eine Reflektion dieser Diskrepanz, da die transhumanistischen Zukunftsvisionen, die oft wie ein exotischer Spezialdiskurs erscheinen, durchaus einen Einfluss auf aktuelle Diskurse haben (Grunwald 2016).

Even a vision without any facticity at all can influence debates, opinion forming, acceptance, and even decision making. Visions of new science and technology can have a major impact on the way in which political and public debates about future technologies are currently conducted and will probably also have a great impact on the results of such debates (Grunwald 2016: 37).

Transhumanistische Visionen sind nicht nur von aktuellen wissenschaftlichen Entwicklungen und den begleitenden Debatten beeinflusst, auch sie

formen weitere Forschungsunternehmungen und Richtungen, die die Diskurse nehmen können (Zimmerman 2016). So deutet der Alltagsverstand die modifizierten Körper zwar als human und nicht transhuman, gleichwohl nähren entsprechende Narrative die Vorstellungen drohender Entmenslichungen.

Für eine Einordnung, inwiefern sich das Einbeziehen transhumanistischer Narrative für die Bewertung von Enhancement-Praktiken und deren Konsequenzen eignet, bedarf es also einer Rekonstruktion dessen, wie der Transhumanismus überhaupt zu seiner Prognose kommt, dass über Enhancement eine posthumane Spezies hergestellt werden könne. Es reicht nicht aus, zu diskutieren, ob und wann der Mensch ins Transhumane übergehen wird und ob das wünschenswert sei. Es muss vielmehr die Frage gestellt werden, unter welchen Bedingungen der modifizierte Körper als transhuman erscheint. Der Beitrag folgt dabei dem Vorschlag von Grunwald (2016), der im Kontext der Technikfolgenabschätzung darauf hinweist, dass bei nicht realisierten, zugleich aber vieldiskutierten und damit wirkmächtigen Visionen wie denen des Transhumanismus die Frage gestellt werden muss, wie die Narrative und damit auch die Deutungen der Körper emergieren.

It must also look at the real-world constellation where the stories of the visionary futures are constructed and communicated by specific actors, as well as at the attitudes, concerns, and interests of the stakeholder groups and persons involved (Grunwald 2016: 36).

Wie sich zeigt, stehen transhumanistische Visionen und die Körperdeutung als transhuman in einem ko-konstitutiven Verhältnis. Bei den transhumanistischen Visionen handelt es sich um Zukunftsentwürfe, die die als transhuman gedeuteten Körper dafür nutzen, die Ideen des Transhumanismus als einen spezifischen Evolutionssprung zu bewerten und damit das Visionäre der Vision erst hervorzubringen. Dass transhumane Körperdeutungen als Markierung einer Differenz zur Gegenwart genutzt werden, muss beim Konsumieren solcher Narrative reflektiert werden. Die Logik transhumanistischer Visionen unterscheidet sich damit von den Relevanzen des Alltagsverständnisses, das den verbesserten Körper im Kontext der Leistungsgesellschaft primär als Quelle für Humankapital reflektiert und damit die Grenzen des Humanen gegenüber dem Nichtmenschlichen nicht in gleicher Weise tangiert.

Aus der Argumentation des Beitrags leitet sich ab, dass es für transhumane Körperdeutungen unerheblich ist, um welche Art der Modifikation des Körpers es sich im Spezifischen handelt. Vielmehr zeichnet der Beitrag nach, dass es ein genuines Merkmal transhumanistischer Visionen ist, überarbeitete Körper in Abgrenzung zu Ursprungskörpern als transhuman zu deuten. Die folgenden Ausführungen werden sich entsprechend nicht mit einem Vergleich eines „transhumanen Potentials“ einzelner Enhancement-Praktiken aufhalten und vielmehr auf die Ebene der allgemeinen Argumentationsstruktur transhumanistischer Visionen abzielen.

Im Folgenden wird der Beitrag zunächst grundlegend skizzieren, wie sich das zentrale Phänomen des Enhancement konturieren lässt und dafür Abgrenzungen von Therapie sowie Optimierung heranziehen (Abschnitt 2). Darauf folgend wird das Auftreten von Körperdeutungen als transhuman in transhumanistischen Visionen rekonstruiert und gezeigt, dass die Deutungen nicht *per se* dazu gedacht sind, in einer Gegenwart auf modifizierte Körper angewendet zu werden (Abschnitt 3). Sie dienen in erster Linie der Herstellung von Zukunftsvisionen. Für den Vergleich werden anhand von gesellschaftstheoretischen Beschreibungen der Gegenwartsgesellschaft die Körperdeutungen des Alltagsverständnisses entschlüsselt (Abschnitt 4) und resümierend in einer Gegenüberstellung reflektiert (Abschnitt 5).

2. Konturen des Phänomens Enhancement

Um das Phänomen Enhancement zu konturieren, bedient sich der Beitrag zweier Abgrenzungen: zum einen von Therapie, zum anderen von Optimierung. Die Differenzierung von Enhancement und Therapie gilt dabei als prominente Differenzierung des Alltagsverständnisses, wird aber auch in wissenschaftlichen Reflektionen immer wieder herangezogen. Enhancement und Optimierung werden demgegenüber weniger in Abgrenzung zueinander betrachtet, sondern üblicherweise als Synonym verwendet; vor allem im Deutschen ist der Begriff „Optimierung“ als Übersetzung für „Enhancement“ geläufig. Der Beitrag möchte hier jedoch eine Unschärfe aufarbeiten und so zugleich zu einer weiteren Konkretisierung des Phänomens Enhancement beitragen.

2.1 *Enhancement in Abgrenzung zu Therapie*

Im Alltagsverständnis und auch in vielen wissenschaftlichen Beschreibungen wird zur Definition von Enhancement meist eine Abgrenzung gegenüber zwei anderen Arten der Körperbearbeitung herangezogen: eine Abgrenzung von der alltäglichen Körperinstandhaltung durch die Körperpflege und stärker noch von einer Körperinstandsetzung durch die Therapie. Enhancement sei

der Einsatz pharmakologischer, chirurgischer oder biotechnischer Eingriffe zur Verschönerung, Verbesserung oder Leistungssteigerung bei Gesunden – also jenseits von Krankheitslinderung, -heilung, oder -prävention (Schöne-Seifert 2007: 99);

nicht schon damit gleichzusetzen, dass man sich den gesellschaftlichen Anforderungen gemäß, die je nach Bereich stark variieren können, ‚zurechtmacht‘ (Röcke 2021: 69);

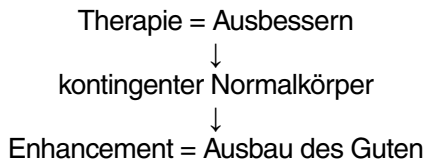
nicht präventiv oder kurativ, sondern zielen darauf, den Mittelwert zu überschreiten (Röcke 2021: 214).

Auch wenn die Definition von Enhancement über die Abgrenzung von der Therapie vielfach zum Einsatz kommt – beispielsweise in Entscheidungen der Krankenkassen (Hornbergs-Schwetzel 2008; Birnbacher 2020) – handelt es sich bei genauerer Betrachtung um eine durchaus uneindeutige Kontur. Sowohl Therapie als auch Enhancement lassen sich als Verbesserung des Ist-Zustandes eines Körpers verstehen. Sie teilen dieselbe Grundstruktur: Der Ist-Zustand wird problematisiert, die Körperbearbeitungen in der Folge als Lösung dargestellt. Um Verbesserungspraktiken in Therapie und Enhancement zu unterscheiden, wird eine Differenzierung der Körper in krank und gesund zugrunde gelegt (Lenk 2011; Hornbergs-Schwetzel 2008). Therapie sei das, was „der Heilung, Prävention oder Linderung von Krankheiten dien[t]“ (Asmuth 2011: 161; auch Juengst 1998). Enhancement beschreibe demgegenüber die Verbesserung eines nicht zu beanstandenden Durchschnittskörpers, die vielmehr unter einem „rational kalkulatorischen Zugriff“ (Röcke 2021: 20) auf das Selbst für eine „Effizienz- und Leistungssteigerung“ (Röcke 2021: 66) im Wettbewerb mit anderen Durchschnittskörpern erfolgt. Diese zugrundeliegende Differenzierung von Krankheit und Gesundheit ist jedoch kontingent, da es kein universell gültiges Verständnis davon gibt, was Gesundheit als Normalzustand beinhaltet und was sich auf der anderen Seite als Krankheit davon abspaltet (Chadwick 2009; Parens 1998). Es kann also nicht davon gesprochen werden, dass sich hinter Therapie oder Enhancement ein festgelegter Kanon an Bearbeitungspraktiken verberge. Die Unterscheidung funktioniert vielmehr als Differenzierung zweier Label, die einen strukturellen Unterschied bezeichnen.

Strukturell unterschiedlich sind Therapie und Enhancement durch die unterschiedliche Orientierung an einem Fixpunkt. Den Fixpunkt liefert jener ‚menschliche Normalkörper‘ (Asmuth u.a. 2010; Birnbacher 2020; Lenk 2011; Hoffmann 2006). Entsprechend der vorherigen Deutungen gilt als Therapie das, was sich auf den Fixpunkt zubewegt, als Enhancement, was sich in positiver Weise von dem Fixpunkt wegbewegt. Der Fixpunkt ‚Normalkörper‘ wird dabei häufig über statistische Mittelwerte in Referenzklassen (vor allem Alters- und Geschlechtsgleiche) sowie über Anforderungen der jeweiligen Gesellschaft (beispielsweise Legasthenie in Schriftgesellschaften) konstruiert (Boorse 1977; Lenk 2011). Damit ist dieser zum einen variabel, zum anderen stets kontingent. Er ist keine Konstante, sondern ein sozial auszuhandelnder Wert (Waldschmidt 2020). Die Grenzen zwischen Therapie und Enhancement werden auf diese Weise fließend, wie auch das häufig verwendete Beispiel des Einsatzes von Ritalin zeigt. Vor dem Hintergrund einer ADHS-Diagnose wird es zum Medikament, ohne Diagnose wird es dem Spektrum des leistungssteigernden Dopings zugeordnet (Karsch 2011; Asmuth 2011; Wehling und Viehöver 2011). Hinzu kommt, dass sich der Fixpunkt, der Therapie und Enhancement trennt, nicht nur grundsätzlich umpositionieren lässt, sondern sich auch systematisch verschiebt. Eine solche systematische Grenzverschiebung zwischen Therapie und Enhancement tritt auf, wenn sich überdurchschnittliche Verbesserungen in einem Maße etablieren, dass sie den Durchschnitt anheben

(Röcke 2021). Vormalig normale Körper erscheinen in der Folge als neue defizitäre und behandlungsbedürftige Körper (Wehling und Viehöver 2011; Karsch 2011; Birnbacher 2020).

Obwohl die Unterscheidung der Körperverbesserungen in Therapie und Enhancement unscharf ist – weil die Unterscheidung von Kranken und Gesunden unscharf ist, weil der trennende Fixpunkt des ‚Normalkörpers‘ kontingent ist, kann von einem stärkeren Irritationspotential seitens des Enhancements gesprochen werden, das aus der Struktur, also der unterschiedlichen Gerichtetheit zum Fixpunkt, resultiert. Weil es sich bei Therapie um eine Verbesserung des Körpers in Richtung einer Norm handelt, werden die Körperbearbeitung unter dem Label zum einen zu einem legitimen Eingriff (Lenk 2011), zum anderen beantwortet sich damit direkt die Frage, als was der bearbeitete Körper gelten soll. Legitim erscheint der Eingriff, weil der Anspruch auf einen Normalkörper und die dafür nötige Behandlung von Krankheiten oder Einschränkungen meist als legitim gilt. Zugleich liefert der Normalkörper die Antwort auf die Deutungs Offenheit des veränderten Körpers. Gegenteilig stellt es sich bei Enhancement dar. Weil die Eingriffe sich weg vom Durchschnitt orientieren, ist ihnen keine automatische Legitimierung sicher und es stellt sich die Frage, als was der explizit andere Körper zu verstehen ist. Bei Enhancement müssen Antworten darauf, wohin eine Verbesserung führt, gebildet werden. Hieraus ergibt sich strukturell ein Potential für Irritationen und plurale Lesarten der bearbeiteten Körper, möglicherweise eben sogar als nicht mehr human. Die Irritation von Körperbearbeitungen liegt also nicht in der Praktik der Körperbearbeitung, sondern in der Deutungs Offenheit, die die Verortung als Enhancement mit sich bringt. Betrachtet man diese Gegenüberstellung von Therapie und Enhancement, wird sichtbar, inwiefern das Einordnen einer Modifikation unter Therapie selbst als Akt verstanden werden kann, mögliche Irritationen *a priori* auszuklammern. Der technisch gleiche Eingriff in den Körper kann also durch verschiedene Rahmungen als unterschiedlich legitim oder irritierend erscheinen, was die Kategorisierung in Therapie und Enhancement unabhängig von ihrem fluiden Charakter äußerst wirkmächtig macht.



2.2 Enhancement in Abgrenzung zu Optimierung

Neben der üblichen Definition von Enhancement in Abgrenzung zu Therapie soll im Folgenden eine zusätzliche Schärfung in der Abgrenzung von Enhancement und Optimierung vorgenommen werden. Wie bereits beschrieben, handelt es sich sowohl bei Enhancement als auch Therapie um die

Verbesserung eines Ist-Zustandes eines Körpers. Enhancement kann also prinzipiell eine optimierende Praxis meinen. Gleichwohl bringt die häufige Synonymsetzung der Begriffe Enhancement und Optimierung eine neue Unschärfe mit sich.

Dem Begriff der „Optimierung“ ist nicht das Wegbewegen von einem Normalkörper, sondern allgemeiner das Wegbewegen von einem beliebigen Ausgangszustand inhärent. Dazu kommt, dass bei Optimierung immer schon ein klarer Zielzustand, das Optimum, benannt wird (Straub u.a. 2012; Röcke 2017). Dieser kann sich verschiedenartig bestimmen: als Maximum im Sinne des fiktiven Ideals, das nicht real erreichbar ist; als der höchste realisierbare Zustand, der sich mit dem technischen Fortschritt immer weiter verschiebt; oder im Wettbewerb als ein relationales Bessersein als die Konkurrenz (Bröckling 2021; Röcke 2017). Bei therapierenden Körperoptimierungen wird der Normalkörper als Zielwert bestimmt. Bei „enhancenden“ Optimierungen, die vom Normalkörper wegführen, wird ein neuer, den Normalkörper übersteigender Zustand als Zielwert definiert. In beiden Fällen ist Optimierung also eine Wegbewegung von dem Ausgangszustand, bei jedoch immer schon bekanntem Ziel.

Anders als bei Optimierung handelt es sich bei Enhancement um einen Begriff, der nicht das allgemeine Verbessern eines Ausgangszustands meint, sondern

the act of increasing or further improving the good quality, value or status of somebody/something (Oxford Dictionary 2022).

Es geht explizit um das Verstärken von etwas Gutem, was bereits im Ausgangszustand angelegt ist. Während Optimierung im Sinne des Therapierens unterdurchschnittlicher Eigenschaften ein Optimieren durch das Korrigieren von Defiziten mit einschließt, meint Enhancement immer schon ein Optimieren, das am Normalkörper ansetzt. Gleichzeitig bestimmt sich Enhancement dabei *ex negativo*. Im Begriff des „Enhancements“ ist keine Gerichtetheit auf ein Optimum festgelegt. Bekannt ist nicht das Ziel, sondern der Ausgangspunkt in Form der bisherigen positiven Eigenschaften, die jedoch in ihrem Status Quo zu einem noch besseren hin überwunden werden sollen. Enhancement betont in dem Sinne verstärkt die Abwendung vom Status Quo und hat erstmal ein offenes Ende, während Optimierung die Hinwendung zum Neuen ins Zentrum rückt. Die synonyme Verwendung von Enhancement und Optimierung muss folglich stärker reflektiert werden. Während die Verwendung in vielen Diskursbeiträgen funktionieren mag, zeigt sich in der Argumentation dieses Kapitels, dass es zur Herausarbeitung des unterschiedlichen Irritationspotentials essenziell ist, das offene Ende, das Enhancement zunächst mit sich bringt, ernst zu nehmen. Optimierung verschleiern dieses offene Ende, weil es sich auf ein imaginiertes Optimum ausrichtet. Diese Deutungs Offenheit ist es jedoch, aus der die Diskrepanz der Körperdeutungen der transhumanistischen Visionen gegenüber des Alltagsverständnisses resultiert.

3. Die Ko-Konstruktion von transhumanistischen Visionen und transhumanen Körpern

Wo die Verbesserung von Körpern potenziell in einem offenen Ende mündet, das es zu deuten gilt, setzen transhumanistische Visionen mit einem spezifischen Interpretationsangebot an. Im Transhumanismus wird Enhancement eingebettet in Bestrebungen, die Menschheit zu einem Besseren zu entwickeln. Es gilt, die bisherige Version des Menschen zugunsten einer überarbeiteten Version des Posthumanen hinter sich zu lassen. Der Transhumanismus ist dabei in erster Linie ein Zukunftsdiskurs, an dem sowohl Fächer wie die Philosophie und andere Geistes- und Kulturwissenschaften als auch Technik- und Naturwissenschaften teilhaben (Loh 2018). In der Wahrnehmung des Transhumanismus ist der Mensch in seiner aktuellen Verfassung defizitär (Loh 2018; Puzio 2022). Der Mensch sei aus einer biologischen Evolution hervorgegangen, die er nun aus eigener Kraft mittels einer künstlichen Evolution weiterführen müsse, denn die besondere Qualität des Menschen sei, seine eigenen Grenzen durch Technik zu überwinden (Hurlbut und Tirosh-Samuelson 2016).

In the twenty-first century the convergence of artificial intelligence, nanotechnology and genetic engineering will allow human beings to achieve things previously imagined only in science fiction. Life spans will extend well beyond a century. Our senses and cognition will be enhanced. We will gain control over our emotions and memory. We will merge with machines, and machines will become more like humans. These technologies will allow us to evolve into varieties of 'posthumans' and usher us into a 'transhuman' era and society (Hughes 2004: XII).

Die Kontrastierung mit Maschinenvorstellungen ist zentral für die Perspektive, aus der der Transhumanismus auf den Menschen blickt (Puzio 2022). So werden Attribute, die typischerweise mit Maschinen verknüpft werden, sowohl zum Ausgangspunkt als auch zur Zielvorgabe. Die Technik erscheint hierbei als Mittel, aus den gegebenen Menschen verbesserte posthumane Wesen zu schaffen (Loh 2018). Zum einen wird vorgeschlagen, durch (Gen)Techniken in die Biologie einzugreifen, zum anderen den Körper mit technologischen Artefakten zu verschmelzen. Die Ziele des Technikeinsatzes beginnen dabei bereits bei punktuellen Verbesserungen des Körpers und der Psyche, wie sie teilweise heute schon vorgenommen werden.

Virtual reality; preimplantation genetic diagnosis; genetic engineering; pharmaceuticals that improve memory, concentration, wakefulness, and mood; performance-enhancing drugs; cosmetic surgery; sex change operations; prosthetics; anti-aging medicine; closer human-computer interfaces: these technologies are already here or can be expected within the next few decades. The combination of these technological capabilities, as they mature, could profoundly transform the human condition (Bostrom 2005: 9).

Die vom Transhumanismus formulierten Ziele erstrecken sich von einfachen Körpervverbesserungen bis hin zu neuartigen Kopplungen von Menschen und Maschinen und Unsterblichkeitsfantasien (Bostrom 2005; Hughes 2004). Die transhumanistischen Vorstellungen gehen damit an einigen Stellen über das aktuelle Maß der Körperbearbeitung hinaus, was immer wieder zum Eindruck von Radikalität führt (Puzio 2022). Tatsächlich sind die Vorschläge jedoch weniger vollständig andersartig, sondern vielmehr als Weiterdenken bisheriger Konzepte zu beschreiben.

Transhumanist visions simply extend the horizon of imagination to more distant and ambitious technological futures: they are evolutionary extensions of mainstream sensibilities rather than radically disjunctive (Hurlbut und Tirosh-Samuelson 2016: 11).

Die Konturierung eines angestrebten Ideals im Transhumanismus erfolgt dabei unterschiedlich. Während sich beispielsweise bei Bostrom (2005) das Ideal der Renaissance findet, welches sich an der vollen Entfaltung der Persönlichkeit, ihrer Fähigkeiten und Kapazitäten orientiert, basieren Savulescus Beschreibungen (2001) auf einem „Common-Sense-Konzept des Guten“, das vor allem am Ideal eines „guten Lebens“ orientiert ist (Sorgner 2016). In Abgrenzung dazu positioniert sich Sorgner selbst als Vertreter einer dritten Perspektive der „radikale[n] Pluralität des Guten“ (Sorgner 2016: 197), die reflektiert, dass sich ‚das Gute‘ und damit das angestrebte Ideal aus der Perspektive jedes einzelnen Subjekts bestimmt. Im Gesamten eint die transhumanistischen Zukunftsentwürfe, dass der Mensch 1.0 nicht einfach beiseitegeschoben wird. Vielmehr will man „durch den Menschen [...] hindurch (,trans‘) zu einem Posthumanen gelangen“ (Loh 2018: 11). Auch wenn es sich demnach nicht um eine Überwindung im Sinne einer Abkehr vom Ursprungsmenschen handelt, so begreift der Transhumanismus die veränderten Menschen sehr wohl als eine derart andere Version, dass sie in der Folge als trans- oder posthuman und eben nicht mehr human beschrieben werden.

Zur Konturierung des Transhumanismus sei an dieser Stelle auch eine knappe Abgrenzung zum technologischen Posthumanismus sowie kritischen Posthumanismus skizziert – auch weil die Begriffe des „Transhumanismus“ und „Posthumanismus“ in der Literatur bislang oft nicht trennscharf verwendet werden. Wie auch der Transhumanismus, problematisiert der technologische Posthumanismus den Menschen in seiner aktuellen Verfassung als defizitäres Wesen, entwirft als Lösung jedoch künstliche Entitäten, die den Menschen ablösen sollen (Loh 2018). Zu den Konzepten der „artifiziellen Alteritäten“ (Loh 2018: 12) zählen in einer niedrigschwelligen Interpretation bereits einfachere künstliche Intelligenzen und Roboter, in anspruchsvolleren Zuschnitten vor allem Superintelligenzen, die in der fernen Zukunft in einer Singularität im Sinne einer einzigen intelligenten Einheit als neuer Organisationsform aufgehen sollen (u.a. Kurzweil 2005; Vinge 2013 [1993]). Eine Schnittstelle von Transhumanismus und technologischem

Posthumanismus bilden die Konzepte des Mind Uploadings. Sie dienen in erster Linie dazu, den biologischen Menschen in die Sphären der künstlichen Wesen zu übersetzen, indem sie sein Bewusstsein aus dem Körper auslesen und auf digitale Datenträger überspielen (Moravec 1988; Loh 2018). In einer (missverständlichen) Nachbarschaft zum Transhumanismus und technologischen Posthumanismus wird der Diskurs des kritischen Posthumanismus geführt. Auch dieser problematisiert den Menschen, jedoch nicht in seiner körperlichen Verfassung, sondern auf der Ebene des humanistischen Menschenbildes, das das Humane erhöht und „die tradierten, zumeist humanistischen Dichotomien wie etwa Frau/Mann, Natur/Kultur oder Subjekt/Objekt“ (Loh 2018: 11) reproduziert. Das Ziel ist eine neue Interpretation der Welt. So entwirft Haraway (1985) mit dem Cyborg eine Figur, in der die alten Dualismen aufgelöst sind. Braidotti (2019) rückt mit dem Konzept der *Zoe* das materielle Dasein, statt *Bios* als Existenz des Lebens, in den Mittelpunkt, woraus eine Neuordnung, bzw. Auflösung der vorherigen Dichotomie zwischen lebenden Subjekten und toter Materie zugunsten eines weiteren Subjektverständnisses resultiert. Aus der Perspektive des kritischen Posthumanismus fällt folglich auch der Transhumanismus in den Bereich seiner Kritik (Hayles 2000), weil auch bei diesem Naturbeherrschung und Leistungssteigerung (Puzio 2022) sowie eine Trennung von Körper und Geist und Reduktion des Menschen auf Informationen im Fokus stehen (Hayles 2000). Begriffliche Überschneidungen wie des „Posthumanen“ oder „Cyborg“ in den drei Diskursen sind deshalb eher eine unglückliche Dopplung als eine Gemeinsamkeit.

Fokussiert man nun die Rolle des Körpers im Transhumanismus, so wird im Vergleich deutlich, weswegen gerade der Transhumanismus relevant wird, wenn es um die Deutungen der Körper- und Selbstoptimierung geht. Während der technologische Posthumanismus den menschlichen Körper hinter sich und der kritische Posthumanismus ihn unbearbeitet lässt, ist der Körper im Transhumanismus ein Designobjekt (Puzio 2022; Loh 2018). Auch wenn sowohl auf Physis als auch Psyche Einfluss genommen werden soll, so ist der Körper im Transhumanismus das Tor, das den Zugang dazu öffnet. Daraus folgt ein ambivalentes Körperverhältnis des Transhumanismus. Zum einen steht der Körper als bearbeitbare Materie und Trägersubstanz des Geistes im Zentrum, zum anderen erscheint er als erweiterbar und ersetzbar, sodass ihm gegenüber dem Geist eine geringere Wertschätzung zuteilwird (Loh 2018). Die Verbesserung des Körpers kommt damit nicht nur beiläufig im Transhumanismus vor. Sie ist vielmehr Kernelement der transhumanistischen Visionen. Hierbei entsteht jenes Deutungsangebot, dass der Transhumanismus zur Einordnung bearbeiteter Körper liefert. Er antwortet auf die Deutungs Offenheit von Körpermodifikationen mit der Lesart jener Körper als nicht mehr menschlich: teils unspezifisch, indem er den neuen Körper als transhuman beschreibt, teils spezifischer durch die Verschiebung des neuen Körpers über die Grenze vom Menschen zum Maschinenwesen (Puzio 2022).

Zu reflektieren ist nun, wie diese transhumanistischen Beschreibungen von Körpern, die durch Enhancement transhuman werden, zu verstehen sind. Die transhumanistischen Deutungen sind kontextualisiert durch das Genre der Zukunftsvisionen. Um das Verhältnis zwischen der Deutung und der Kontextualisierung rekonstruieren zu können, bedarf es zunächst eines Verständnisses dieses spezifischen Kontexts.

Bei Zukunftsvisionen handelt es sich um Entwürfe von Zukünften in der Gegenwart und aus der Perspektive der Gegenwart. Es geht demnach nicht um etwas, das als solches in der Zukunft vorliegt und auf seine Realisierung wartet, sondern um aktuelle Imaginationen dessen, was kommen könnte – was erwünscht ist oder verhindert werden soll. Zukunftsentwürfe entstehen damit stets für die Gegenwart, weil sie für diese eine Reflektions- sowie Orientierungsfunktion erfüllen (Luhmann 1976; Lösch u.a. 2019). Spezifisch als „sociotechnical imaginaries“ gelten

collectively held, institutionally stabilized, and publicly performed visions of desirable futures, animated by shared understandings of forms of social life and social order, attainable through and supportive of advances in science and technology (Jasanoff und Kim 2015 nach Jasanoff 2016: 83).

In eben diesen Imaginationen lässt sich der Transhumanismus durch seine Instrumentalisierung des technischen Fortschritts für die Entwicklung seiner Narrative einordnen. Wenn nun Zukunftsentwürfe strukturell immer nur in der Gegenwart existieren, aus der heraus sie entworfen werden, stellt sich zwangsläufig die Frage, woraus die Zukünftigkeit von Zukünften bestehen kann, wenn nicht darin, dass Zukünfte in der Zukunft liegen. Zukünfte sind Erzählungen in der Gegenwart und teilen so mit allen anderen Erzählungen, dass sie einer Einordnung bedürfen. Es muss markiert werden, inwiefern sich die Erzählung als Beschreibung auf eine aktuelle Gegenwart bezieht oder eine alternative Gegenwart skizziert. Soll es sich bei einem Narrativ um einen Zukunftsentwurf handeln, bedarf es dabei sowohl einer Abgrenzung von der Gegenwart als auch eines Anschlusses an die Gegenwart. Eine Abgrenzung ist erforderlich, um zu markieren, inwiefern es sich bei einer Skizze eben nicht um eine Beschreibung der aktuellen Gegenwart handelt. Zukünfte bedürfen einem gewissen Gehalt von etwas noch nicht Realisiertem. Wenn die Zukunft dabei nicht allein aus der Prognose einer weiteren, aber noch nicht realisierten Wiederholung von schon Vorhandenem besteht, so wird das noch nicht Realisierte über die Betonung einer Abweichung vom Vorhandenen hervorgebracht. Um zu verhindern, dass diese Imagination eine lose Fiktion im Raum der alternativen Welten bleibt, muss parallel ein Anschlussfähigkeit an die Gegenwart mitentworfen werden. Verzukünftigungen von Imaginationen befinden sich damit stets in einem Spagat zwischen Veränderung und Vergegenwärtigung (Garbe u.a. in Vorbereitung).

Analysiert man die transhumanistischen Visionen auf diese Struktur hin, so finden sich die Charakteristika der Markierung einer Abgrenzung und

Anschlussfähigkeit in den beiden Momenten der verbesserten Körper und der Technologien, die diese herbeiführen sollen. Beispielhaft zeigt sich dies in der *Transhumanist Declaration* der World Transhumanist Association.³

The Transhumanist Declaration

- (1) Humanity will be radically changed by technology in the future. We foresee the feasibility of redesigning the human condition, including such parameters as the inevitability of aging, limitations on human and artificial intellects, unchosen psychology, suffering, and our confinement to the planet earth.
- (2) Systematic research should be put into understanding these coming developments and their long-term consequences.
- (3) Transhumanists think that by being generally open and embracing of new technology we have a better chance of turning it to our advantage than if we try to ban or prohibit it.
- (4) Transhumanists advocate the moral right for those who so wish to use technology to extend their mental and physical (including reproductive) capacities and to improve their control over their own lives. We seek personal growth beyond our current biological limitations.
- (5) In planning for the future, it is mandatory to take into account the prospect of dramatic progress in technological capabilities. It would be tragic if the potential benefits failed to materialize because of technophobia and unnecessary prohibitions. On the other hand, it would also be tragic if intelligent life went extinct because of some disaster or war involving advanced technologies.
- (6) We need to create forums where people can rationally debate what needs to be done, and a social order where responsible decisions can be implemented.
- (7) Transhumanism advocates the well-being of all sentience (whether in artificial intellects, humans, posthumans, or non-human animals) and encompasses many principles of modern humanism. Transhumanism does not support any particular party, politician or political platform (Bostrom 2005: 19).

Die *Transhumanist Declaration* eröffnet ihre Darstellung der transhumanistischen Idee bereits im ersten Satz der sieben Punkte mit der Positionierung jener als Zukunftsvision der Menschheit (1). Die radikale Veränderung der Menschheit soll über die Überarbeitung der menschlichen Verfassung mittels Eingriffen in den Körper vollzogen werden. Die entstehenden Individuen werden als Posthuman (oder Transhuman) betitelt und dem aktuellen Menschen als etwas anderes gegenübergestellt (7). Das Andersartige ist dabei nicht wie in vielen Fällen des „Otherings“ Basis einer negativen Wertung des Fremden (Meuser und Keller 2022). Im Fall des Transhumanismus ist das Andere das wünschenswerte Ziel, dem Zugunsten das Eigene hinter sich gelassen werden soll. Bei den vorgeschlagenen Enhance-ment-Praktiken handelt es sich dabei nicht um vollständig andere Praktiken als jene, die auch zum Spektrum gegenwärtiger Körperbearbeitungen gehören. Es sind die bearbeiteten Körper, die als spezifisch anders gedeutet werden. Die Differenz zwischen dem alten und dem neuen Körper muss relevant gemacht werden und wird dabei überzeichnet, weil hierin die rele-

vante Differenzierung zwischen aktuellem Menschen und den Entitäten der Zukunft liegt. Gleichzeitig wird es bei der radikalen Körperdeutung zu einem wichtigen Kriterium, dass die Enhancement-Praktiken nicht vollständig von bekannten Praktiken abweichen. Die Praktiken und ihre Technologien stellen den Anschluss an die Gegenwart her. Über die systematische Erforschung von Technologie soll der Sprung vom Humanen zum Transhumanen zu einer kontinuierlichen und bruchfreien Weiterentwicklung werden, die implizit in der je aktuellen Gegenwart wurzelt (2, 3, 5). Die Technologien zur Körperbearbeitung stellen damit nicht nur die neuen Körper her, sie sind auch die Brücke zwischen dem Humanen und Transhumanen, wobei suggeriert wird, dass die Technologien als ein sich fortlaufend entwickelnder Gegenstand immer bereits gegenwärtig realisierte Anteile haben. Die meisten Beiträge des transhumanistischen Diskurses arbeiten dabei nicht mit zeitlichen Datierungen, wann Technologien transhumane Körper hervorbringen. Stattdessen entspricht die Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft jener Differenz zwischen Menschen und dem Transhumanen. Stellt man nun die Frage, welche Funktion diese Deutung modifizierter Körper als transhuman hat, muss man die von Jasanoff (2016) aufgeworfenen Fragen „To whom does posthumanism have meaning, and why does anyone want to go beyond whatever humanness implies?“ (Jasanoff 2016: 75) erweitern. Es bedarf einer zusätzlichen Untersuchung, inwiefern Transhumanisten tatsächlich beabsichtigen, dass ihre Interpretation des transhumanen Körpers durch die Umsetzung von Körpermodifikationen in das gegenwärtige Alltagsverständnis übertragen wird.

Bei genauer Betrachtung beschreibt der Transhumanismus die Verbesserung des Körpers als individuelle Entscheidungen einzelner Personen (4), meist offenlassend, welche Entscheidungen genau zu einer Grenzüberschreitung ins Transhumane führen würden. Wenngleich auch Schwellenwerte für das Transhumanwerden diskutiert werden (Heilingner und Müller 2007; Spreen 2010; Esfandiary 1989), erscheint Körperbearbeitung in der Folge als ein kontinuierlicher Prozess der Ausdehnung, der sich so auch ohne Körperumdeutungen vollziehen kann. Der Transhumanismus arbeitet mit der paradoxen Doppelbeschreibung von vollständig verschiedenen Zuständen (human/transhuman) bei gleichzeitig bruchlos erscheinenden Transformationsprozessen. Hierin wird sichtbar, dass die Deutung als transhuman vor allem der Differenzmarkierung und damit Herstellung der Zukünftigkeit dient und nicht unbedingt zur Übertragung in die Gegenwart gedacht ist. Sie soll anzeigen, was noch nicht ist und etwas in Aussicht stellen, statt sich zu realisieren. Das Label ‚transhuman‘ ist damit strukturell als Moment der Verzukünftigung an die Zukunft gebunden. Weil die Überarbeitung des Körpers das Kernelement der Visionen ist, stehen transhuman gelesene Körper und transhumanistische Visionen in einem ko-konstitutiven Verhältnis. Die transhumanen Körper sind das Transhumane am Transhumanismus, werden aber selbst erst transhuman, weil sie im Kontext transhumanistischer Visionen zur Hervorbringung dieser Visionen interpretiert werden.

4. Das Alltagsverständnis von Enhancement als Steigerung von Humankapital

Im westlich geprägten Alltagsverständnis unterscheiden sich die Deutungen bearbeiteter Körper stark von der Kategorisierung als transhuman. Bearbeitete Körper gelten hier nach wie vor als menschliche Körper. Um die Deutungen des Alltagsverständnisses rekonstruieren und einordnen zu können, bedarf es auch hier zunächst eines Verständnisses der Gegenwartsgesellschaft als Kontext. Als Spiegel der Relevanzen des Alltagsverständnisses sollen hier wissenschaftliche Reflektion der Gegenwartsgesellschaft dienen, die auch die alltäglichen Enhancement-Praktiken beobachten.⁴ Die Gesellschaft der Gegenwart, auf die sich hier bezogen wird, ist eben jene Gesellschaft, die vor allem durch zwei Paradigmen charakterisiert wird: einem Leistungsparadigma und einem Paradigma der Selbstverwirklichung, wobei die Elemente Leistung und Selbstverwirklichung eng miteinander verwoben sind. Es handelt sich um eine Gesellschaft, in der die Logik des Marktes sich auf immer mehr Lebensbereiche des Subjekts ausgedehnt hat (King u.a. 2021; Bröckling 2021). Beschleunigung und Wettbewerb prägen die Lebenswelt der Individuen (King u.a. 2021); der „kategorische Komparativ“ (Bröckling 2021: 57) setzt sich als Modus durch. Verglichen wird das Humankapital des Einzelnen als Ansammlung seiner positiven Eigenschaften und Fähigkeiten (Bröckling 2021), das es fortlaufend zu erhöhen gilt, woran zunehmend die eigene Lebensführung orientiert wird (Reckwitz 2017). Die Arbeit am eigenen Humankapital baut dafür auf einer „Valorisierung des Alltags“ (Reckwitz 2017) auf, in der sämtliche Tätigkeiten daraufhin geschätzt werden, inwiefern sie zu seiner Steigerung beitragen (Bröckling 2021). Leistungssteigerung und Selbstverwirklichung verschwimmen dabei, weil Selbstverwirklichung zur Leistung wird und zugleich eine möglichst optimale Entfaltung des Selbst zu einer höheren Produktivität auf dem Arbeitsmarkt führen soll. Entsprechend löst sich auch die Trennung von Arbeitssubjekt und privatem Subjekt zunehmend auf – vor allem in der neuen akademisch geprägten Mittelklasse der westlichen Spätmoderne (Reckwitz 2017). „Der postmaterialistische Wert des entfalteten Selbst [wird] an das Motiv des sozialen Erfolgs und Prestiges gekoppelt“ (Reckwitz 2017: 289). Die Arbeit wird zur Selbstverwirklichung und Selbstverwirklichung zur anerkannten Steigerung des Humankapitals für den Arbeitsmarkt.

In der wissenschaftlichen Beobachtung der gegenwärtig realisierten Enhancement-Praktiken werden diese im Kontext eben jener dominierenden Logiken der Leistungssteigerung und Selbstverwirklichung verortet. Der Körper dient dabei als Möglichkeit der Einflussnahme. Er wird durch Sport, Ernährung und Operationen sowie unterstützt durch Self-Tracking-Praktiken oder leistungssteigernde Substanzen in eine möglichst fitte und produktive Form gebracht (Borkenhagen 2021; Duttweiler 2018; Duttweiler und Passoth 2016; Mau 2017; Krüger 2021; Bloomfield und Dale 2015), mit der sich zum einen „Belastungsfähigkeit und Selbstdisziplin“ (Reckwitz 2017: 326) ausstellen, zum anderen die eigene Attraktivität und das sozi-

ale Ansehen erhöhen lassen. Im Kontext einer Gesellschaft, die sich durch ein Leistungsparadigma und Aufruf zur Selbstverwirklichung beschreiben lässt, wird auch der Körper als Quelle für Humankapital begriffen. Er ist Leistungsträger, erscheint durch seine Bearbeitbarkeit aber auch selbst als Leistung, wobei beide Leistungsdimensionen durch die zunehmende Quantifizierung der Kontrolle zugänglich geworden sind (Krüger 2021). Im Alltagsverständnis steht er als Materialisierung des einzelnen menschlichen Individuums im Fokus. Für den durch die Konkurrenzlogik gestifteten Vergleich mit anderen sind vor allem Dimensionen entscheidend, mit denen sich Menschen untereinander sortieren können. Relevant gemacht werden eben Leistung und Attraktivität und damit einhergehend Alter (Jugendlichkeit), Gesundheit, Fitness sowie der sich in der körperlichen Erscheinung ausdrückende soziale Status. Körpermodifikationen werden als Skalenverschiebungen auf diesen Vergleichsdimensionen interpretiert. Zwar kann es auch in der Gegenwart dazu kommen, dass Menschen sich in der Einordnung ihrer Leistungsfähigkeit mit Maschinen vergleichen, in den Beschreibungen von Enhancement-Praktiken und modifizierten Körpern werden jedoch jeweils andere Menschen als Vergleichsgruppe für das Individuum herangezogen. Grenzüberschreitungen in ein Außerhumanes, wie sie vom Transhumanismus skizziert werden, werden im Alltagsverständnis dabei nicht relevant. Stattdessen geht es um einen ‚Wechsel in bessere Human-kategorien‘, der jedoch nicht in einen Zusammenhang mit einem Bruch oder einem Wechsel in eine außerhumane Kategorie gestellt wird.

5. Entschlüsselung der divergierenden Körperdeutungen von Transhumanismus und gegenwärtigem Alltagsverständnis

Stellt man die Körperdeutungen des Transhumanismus dem Alltagsverständnis bearbeiteter Körper gegenüber, zeigt sich, dass divergierende Relevanzstrukturen maßgeblich für die Deutungsdifferenzen in beiden Diskursen verantwortlich sind. Die Einordnung der Körper variiert je nach Perspektive, aus der sie ‚beleuchtet‘ wird. Hierbei werden im Sinne eines Doing und Undoing Differences einige Merkmale in den Vordergrund, andere in den Hintergrund gerückt (Hirschauer 2014, 2017; West und Fenstermaker 1995). So können die modifizierten Körper im Transhumanismus als nicht mehr menschlich und im Alltagsverständnis als Kapital für den zwischenmenschlichen Vergleich erscheinen. Die abweichende Interpretation des Transhumanismus folgt daraus, dass dieser die Körperdeutung spezifisch zur Hervorbringung seiner Selbst als Zukunftsvision einer gesamten Spezies einsetzt. Zwar geht auch der Transhumanismus den Weg der Bearbeitung des Individuums, diese Bearbeitung wird jedoch dem höheren Ziel einer Transformation des Kollektivs Menschheit hin zur „‘transhuman’ era and society“ (Hughes 2004: XII) unterstellt. Mit der Beschreibung der Körper als transhuman wird die Außengrenze des Humanen hochgefahren und die Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft – zwischen dem Kollektiv

der aktuellen Menschheit und den Transhumanen – hervorgebracht. Im Alltagsverständnis hingegen wird der Körper als Materialisierung einer Person begriffen, die an sich selbst Veränderungen vornimmt und damit in den Vergleich mit anderen Personen tritt. Die Modifikationen werden entsprechend für Vergleiche unter Menschen entlang einiger ihrer Merkmale (Leistungsfähigkeit, Attraktivität und so weiter) relevant gemacht. Es geht bei den alltäglichen Enhancement-Praktiken folglich nicht darum, dass die Menschheit als Gesamtes verbessert werden soll, sondern um biografische Entscheidungen des Einzelnen. Sowohl im Transhumanismus als auch im Alltagsverständnis kommen Körpermodifikationen zunächst also als Individualmodifikationen vor, im Transhumanismus stehen die Einzelnen jedoch nicht für sich selbst, sondern für das Kollektiv Menschheit, die sich dem Vergleich mit einer Gesellschaft oder Spezies der Zukunft stellen muss und damit die Außengrenzen des Humanen adressiert.

Wenn die Visionen der Transhumanisten Einschätzungen von Körpermodifikationen in der Gegenwart beeinflussen, so muss reflektiert werden, dass Visionen immer auch Anteile enthalten, die dazu dienen, die Narrative als Visionen hervorzubringen, also eine Differenz zur Gegenwart zu schaffen. Diese Anteile sind vorerst an das Genre der Vision gekoppelt, übertragen sich also nicht *per se* mit in die Gegenwart. So sind die transhumanen Körper konstitutiv dafür, die Ideen des Transhumanismus als einen spezifischen Evolutionssprung zu bewerten. Nicht gesagt ist damit, dass Körper, die sich nach den transhumanistischen Konzepten entwickeln, tatsächlich nicht mehr human seien. Diese Anteile, die bewusst zur Differenzierung von der Gegenwart genutzt werden, müssen als solche bei dem Konsumieren solcher Narrative reflektiert werden, weil sie nicht nur Inhalt der Zukunftsvorstellung sind, sondern das verzukünftigende Moment selbst, das jedoch nicht mit in die Gegenwart transportiert wird. Transhumanistische Visionen lassen sich demnach grundsätzlich nutzen, um in Gedankenspielen über technologische Entwicklungen verschiedene Szenarien und deren Folgen zu durchdenken. Die Körperdeutungen der Visionen dürfen jedoch nicht als Prognosen angesehen werden, die unausweichlich mit der Technologieentwicklung eintreffen werden.

Anmerkungen

- * Der Artikel entstand im Rahmen meines Promotionsprojekts *Cyborgs in der Gegenwart. Deutungen technisch modifizierter Körper in öffentlichen Darstellungen* im Rahmen des DFG-geförderten SFB 1482 *Humandifferenzierung*. Ich danke meinen Kolleg:innen Sascha Dickel, Marcel Woznica, Miriam Brunnengräber, Lena Späth, Kathrin Lutz, Tobias Schwarz und Theresa Vollweiter für ihre kritischen Anmerkungen.
- 1 Zu Bodymodifications zählen unter anderem Tattoos und Piercings, formende Implantate (beispielsweise um Hörner zu simulieren), Cuttings, Brandings und gespaltene Zungen.

- 2 Ausgenommen sind jene Fälle, in denen andere die Bearbeitung eines uneigenen Körpers initiieren – beispielsweise, wenn Eltern Entscheidungen über ihr Kind treffen.
- 3 Das Dokument wurde in seiner Geschichte seit 1996 mehrfach überarbeitet (hplus-pedia 2021). Bei der hier verwendeten Version der *Transhumanist Declaration* handelt es sich nicht um die jüngste, sondern die prominenteste Version.
- 4 Selbstverständlich kann das Alltagsverständnis je nach spezifischer Situation divergieren. Für die Argumentation des Beitrags reicht es aber, sich auf der Ebene zeitgenössischer Gesellschaftstheorien zu bewegen.

Literatur

- Agar, Nicholas (2010). *Humanity's End. Why We Should Reject Radical Enhancement*. Cambridge: MIT Press.
- Agar, Nicholas (2013). *Truly Human Enhancement. A Philosophical Defense of Limits*. Cambridge: MIT Press.
- Asmuth, Christoph (2011). Enhancement. Einige Problemfelder aus philosophischer Sicht. *Suchttherapie* 12, 4, 159–163.
- Asmuth, Christoph, Benedetta Bisol und Patrick Grüneberg (2010). Modelle und Grenzen der Leistungssteigerung im Sport. Enhancement, Doping, Therapie aus philosophischer Sicht. *Leipziger Sportwissenschaftliche Beiträge* 51, 2, 159–163.
- Beinstein, Andreas und Tanja Kohn (eds.) (2016). *Körperphantasien. Technisierung – Optimierung – Transhumanismus*. Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Birnbacher, Dieter (2020). Therapie und Enhancement in der Biomedizin – Leiden lindern oder den Menschen verbessern? In: Arne Manzeschke und Wolfgang Niederlag (eds.). *Ethische Perspektiven auf Biomedizinische Technologie*. Berlin und Boston: De Gruyter, 33–41.
- Bloomfield, Brian und Karen Dale (2015). Fit for work? Redefining 'normal' and 'extreme' through human enhancement technologies. *Organization* 22, 4, 552–569.
- Boorse, Christopher (1977). Health as a theoretical concept. *Philosophy of Science* 44, 4, 542–573.
- Borkenhagen, Ada (2021). Optimierte Körper. Todesabwehr mittels Schönheitschirurgie. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 261–269.
- Bostrom, Nick (2005). A history of transhumanist thought. *Journal of Evolution and Technology* 14, 1, 1–26.
- Braidotti, Rosi (2019). A theoretical framework for the critical posthumanities. *Theory Culture Society* 36, 6, 31–61.
- Bröckling, Ulrich (2013). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Berlin: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2021). Das Subjekt auf dem Marktplatz, das Subjekt als ein Marktplatz. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 43–61.

- Chadwick, Ruth (2009). Therapy, enhancement and improvement. In: Bert Gordijn und Ruth Chadwick (eds.). *Medical Enhancement and Posthumanity*. Dordrecht: Springer, 25–38.
- Clark, Andy (2003). *Natural-born Cyborgs. Minds, Technologies, and the Future of Human Intelligence*. New York: Oxford University Press.
- Duttweiler, Stefanie (2018). Nicht neu, aber bestmöglich. Alltglich Selbstoptimierung in neoliberalen Gesellschaften. In: Bundeszentrale für politische Bildung (ed.). *Der Neue Mensch*. Bonn: bpb, 107–118.
- Duttweiler, Stefanie und Jan-Hendrik Passoth (2016). Self-Tracking als Optimierungsprojekt?. In: Stefanie Duttweiler und Jan-Hendrik Passoth (eds.). *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript, 9–44.
- Duttweiler, Stefanie, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth und Jörg Strübing (eds.) (2016). *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript.
- Esfandiary, Fereidoun M. (1989). *Are You a Transhuman? Monitoring and Stimulating Your Personal Rate of Growth in a Rapidly Changing World*. New York: Warner.
- Garbe, Toni, Sascha Dickel und Marcel Woznica (in Vorbereitung). *How The Future Becomes Real. The Complimentary Roles of Words and Things in Constructing Urban Air Mobility*.
- Gehlen, Arnold (1940). *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Berlin: Junker und Dünhaupt.
- Grunwald, Armin (2016). What does the debate on (post)human futures tell us? Methodology of hermeneutical analysis and vision assessment. In: J. Benjamin Hurlbut und Hava Tirosh-Samuelson (eds.). *Perfecting Human Futures. Transhuman Visions and Technological Imaginations*. Wiesbaden: Springer, 35–50.
- Haraway, Donna (1985). Manifesto for cyborgs: Cyborgs, technology, and socialist feminism in the 1980s. *Socialist Review* 80, 65–108.
- Harrasser, Karin (2013). *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*. Bielefeld: transcript.
- Hayles, N. Katherine (2000). *How we Became Posthuman. Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago: Chicago University Press.
- Heilinger, Jan-Christoph und Oliver Müller (2007). Der Cyborg und die Frage nach dem Menschen. Kritische Überlegungen zum „homo arte emendatus et correctus“. *Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik* 12, 1, 21–44.
- Hirschauer, Stefan (2014). Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43, 170–191.
- Hirschauer, Stefan (2017). Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. In: Stefan Hirschauer (ed.). *Un/Doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, 29–54.
- Hoffmann, Martin (2006). Gibt es eine klare Abgrenzung von Therapie und Enhancement? *Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik* 11, 1, 201–221.
- Hornbergs-Schwetzel, Simone (2008). Therapie und Enhancement. Der Versuch einer wertvollen Unterscheidung. *Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik* 13, 1, 207–224.
- hpluspedia (2021). *Transhumanist Declaration*. URL: https://hpluspedia.org/wiki/Transhumanist_Declaration#cite_note-5 [Letzter Zugriff am 1.3.2023].

- Hughes, James (2004). *Citizen Cyborg. Why Democratic Societies Must Respond to the Redesigned Human of the Future*. New York: Basic Books.
- Hurlbut, J. Benjamin und Hava Tirosh-Samuelson (2016). Introduction. Technology, utopianism and eschatology. In: J. Benjamin Hurlbut und Hava Tirosh-Samuelson (eds.). *Perfecting Human Futures. Transhuman Visions and Technological Imaginations*. Wiesbaden: Springer, 1–34.
- Jasanoff, Sheila (2016). Perfecting the human. Posthuman imaginaries and technologies of reason. In: J. Benjamin Hurlbut und Hava Tirosh-Samuelson (eds.). *Perfecting Human Futures. Transhuman Visions and Technological Imaginations*. Wiesbaden: Springer, 73–95.
- Juengst, Eric (1998). What does enhancement mean? In: Erik Parens (ed.). *Enhancing human Traits. Ethical and Social Implications*. Washington, D.C.: Georgetown University Press, 29–47.
- Karsch, Fabian (2011). Neuro-Enhancement oder Krankheitsbehandlung? Zur Problematik der Entgrenzung von Krankheit und Gesundheit am Beispiel ADHS. In: Willy Viehöver und Peter Wehling (eds.). *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen*. Bielefeld: transcript, 121–142.
- King, Vera, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.) (2021). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp.
- Kline, Ronald (2009). Where are the cyborgs in cybernetics? *Social Studies of Science* 39, 3, 331–362.
- Koch, Thomas (2019). *Der künstliche Mensch im populären Spielfilm*. Münster: Lit.
- Krüger, Steffen (2021). Die autoritäre Dimension digitaler Selbstvermessung: Containment, Kommodifizierung, Unterordnung. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 178–209.
- Kurzweil, Ray (2005). *The Singularity Is Near. When Humans Transcend Biology*. New York: Penguin Books.
- Lenk, Christian (2011). Enhancement vor dem Hintergrund verschiedener Konzepte von Gesundheit und Krankheit. In: Willy Viehöver und Peter Wehling (eds.). *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen*. Bielefeld: transcript, 67–87.
- Loh, Janina (2018). *Trans- und Posthumanismus*. Hamburg: Junius.
- Lösch, Andreas, Armin Grunwald, Martin Meister und Ingo Schulz-Schaeffer (eds.) (2019). *Socio-technical Futures Shaping the Present. Empirical Examples and Analytical Challenges*. Wiesbaden: Springer Nature.
- Luhmann, Niklas (1976). The future cannot begin. Temporal structures in modern society. *Social Research* 43, 1, 130–152.
- Mau, Steffen (2017). *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Meuser, Michael und Reiner Keller (eds.) (2022). *Die Körper der Anderen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Moravec, Hans (1988). *Mind Children. The Future of Robot and Human Intelligence*. Cambridge: Harvard University Press.
- Oxford Dictionary (2022). *Enhancement*. URL: <https://www.oxfordlearnersdictionaries.com/definition/english/enhancement> [Letzter Zugriff am 1.3.2023].

- Parens, Erik (1998). Is better always good? The enhancement project. In: Erik Parens (ed.). *Enhancing Human Traits. Ethical and Social Implications*. Washington, D.C.: Georgetown University Press, 1–28.
- Puzio, Anna (2022). *Über-Menschen. Philosophische Auseinandersetzung mit der Anthropologie des Transhumanismus*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Röcke, Anja (2017). (Selbst)Optimierung. Eine soziologische Bestandsaufnahme. *Berliner Journal für Soziologie* 27, 2, 319–335.
- Röcke, Anja (2021). *Soziologie der Selbstoptimierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Şahinol, Melike (2016). *Das techno-zerebrale Subjekt. Zur Symbiose von Mensch und Maschine in den Neurowissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Savulescu, Julian (2001). Procreative beneficence. Why we should select the best children. *Bioethics* 15, 5–6, 413–426.
- Schneider, Markus (2005). Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem. In: Markus Schroer (ed.). *Soziologie des Körpers*. Berlin: Suhrkamp, 371–398.
- Schöne-Seifert, Bettina (2007). *Grundlagen der Medizinethik*. Volume 503. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Schulz-Schaeffer, Ingo und Martin Meister (2017). Laboratory settings as built anticipations. Proto-type scenarios as negotiation arenas between the present and imagined futures. *Journal of Responsible Innovation* 9, 1, 1–20.
- Sorgner, Stefan Lorenz (2016). Transhumanistische Bilder perfekter Körper. In: Andreas Beinstainer und Tanja Kohn (eds.). *Körperphantasien. Technisierung – Optimierung – Transhumanismus*. Innsbruck: Innsbruck University Press, 191–200.
- Spreen, Dierk (2010). Der Cyborg. Diskurse zwischen Körper und Technik. In: Eva Eßlinger, Tobias Schlechtriemen, Doris Schweitzer und Alexander Zons (eds.). *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*. Berlin: Suhrkamp, 166–177.
- Spreen, Dierk (2015). *Upgradekultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Stock, Robert (2016). Körper im/als Schaltkreis: DIY-Apparaturen und audiovisuelle Praktiken sinnlicher Wahrnehmung. In: Marie-Hélène Adam, Szilvia Gellai und Julia Knifka (eds.). *Technisierte Lebenswelt. Über den Prozess der Figuration von Mensch und Technik*. Volume 70. Bielefeld: transcript, 89–104.
- Straub, Jürgen, Anna Sieben und Katja Sabisch-Fechtelpeter (2012). Menschen besser machen. Terminologische und theoretische Aspekte vielgestaltiger Optimierungen des Humanen. In: Anna Sieben, Katja Sabisch und Jürgen Straub (eds.). *Menschen machen. Die hellen und die dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme*. Bielefeld: transcript, 27–78.
- Verheyen, Nina (2018). *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser.
- Villa, Paula-Irene (ed.). (2008). *Schön normal: Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: transcript.
- Vinge, Vernor (2013 [1993]). Technological singularity. In: Max More und Natasha Vita-More (eds.). *The Transhumanist Reader. Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future*. Chichester: Wiley-Blackwell, 365–375.

- Waldschmidt, Anne (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Wehling, Peter und Willy Viehöver (2011). Entgrenzung der Medizin: Transformationen des medizinischen Feldes aus soziologischer Perspektive. In: Willy Viehöver und Peter Wehling (eds.). *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen*. Bielefeld: transcript, 7–47.
- West, Candace und Sarah Fenstermaker (1995). Doing Difference. *Gender and Society* 9, 1, 8–37.
- Zimmerman Michael E. (2016). Heidegger on Techno-Posthumanism: Revolt against Finitude, or Doing What Comes “Naturally”? In: J. Benjamin Hurlbut und Hava Tirosh-Samuelson (eds.). *Perfecting Human Futures. Transhuman Visions and Technological Imaginations*. Wiesbaden: Springer, 97–120.

Toni Garbe, M.A.
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Institut für Soziologie
Jakob-Welder-Weg 12
55128 Mainz
Deutschland
E-Mail: antonia.garbe@uni-mainz.de

Manipulation zum Besseren. Selbstoptimierung in Therapie und Coaching

Alexander Fischer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Summary. The present text is dedicated to the different shapings of the self-optimization topos in therapeutic work and in the coaching industry. Against the background of these two fields, the focus is particularly on the different manipulative engagements with this topos. Manipulation, it is argued on the basis of a neutral understanding of the phenomenon, is a form of influence that can be shaped in both problematic and benign ways. This may become particularly evident when comparing therapeutic manipulations to manipulative tactics often employed by the coaching industry.

Keywords. Therapy, psychotherapy, coaching, manipulation, advertisements, needs, avidity, capitalism

Zusammenfassung. Der vorliegende Text widmet sich der unterschiedlichen Ausformung des Selbstoptimierungstopos in therapeutischer Arbeit und in der Coaching-Industrie. Dabei wird vor dem Hintergrund dieser beiden Bereiche insbesondere auf die unterschiedliche manipulative Bespielung dieses Topos fokussiert. Manipulation, so wird anhand eines neutralen Verständnisses des Phänomens behauptet, ist eine Form der Beeinflussung, die in problematischer, aber auch gutartiger Weise gestaltet werden kann. Dies soll insbesondere in der Abgrenzung therapeutischer Manipulationen von der manipulativen Beeinflussung durch die Coaching-Industrie zeigen.

Schlüsselwörter. Therapie, Psychotherapie, Coaching, Manipulation, Werbung, Bedürfnisse, Begierden, Kapitalismus

1. Therapie, Coaching & Kapitalismus

Seit den 1970er Jahren hat ein gesellschaftlicher Wandel stattgefunden, der sich vielleicht wie folgt beschreiben lässt: Statt der Devise „Verändere die Welt“, die in den 1960ern noch dominant war, heißt es neu „Verändere

dich selbst“. Der Klappentext des Buches *Das beratene Selbst* von Sabine Maasen u.a. (2011) bringt diese Zuspitzung einer individualistisch ausgerichteten Selbstoptimierung auf den Punkt:

Ob Orgasmusschwierigkeiten, Familienleben oder Personalführung – überall findet sich das Subjekt aufgefordert, unter Rückgriff auf ein hoch diversifiziertes Therapie- und Beratungsangebot an sich zu arbeiten, Kompetenzen zu entwickeln, Potenziale zu aktivieren (Maasen u.a. 2011).

Ziel der Entwicklung dieser Kompetenzen und Potenziale ist, das beste Leben zu leben, das Beste für sich selbst herauszuholen, das ‚Höchste Selbst‘ zu sein, um damit einen maximalen Profit in Form von Lustgewinn, Wohlgefallen und Zufriedenheit zu erwirken. Auch der amerikanische Soziologe Philip Rieff sah diese Entwicklung Mitte des 20. Jahrhunderts kommen und skizziert einen Siegeszug des Therapeutischen, das in der Verbindung mit dem modernen Kapitalismus, der „books and music, art and science, an endless ambiance of fun and boredom“ produziere und in einer Lust- und Komfortkultur die Ersetzung der religiösen Erlösungsidee besorge: „Religious man was born to be saved; psychological man is born to be pleased“ und weiter: „I doubt that Western men can be persuaded again to the Greek opinion that the secret of happiness is to have as few needs as possible.“ (Rieff 1968: 12, 24f., 17) Eine Form der individualistisch orientierten, persönlich profitmaximierenden Selbstoptimierung wird so als ein Topos in der therapeutischen Arbeit etabliert, das zur grundlegenden Aufgabe hat, etwas zu verbessern, und doch Vorsicht bezüglich von Außen oktroyierten Bildern eines optimalen Selbst walten lassen sollte. Dennoch ist das „Therapeutische“, eingebettet in unsere instrumentell-rationale und kapitalistische Kultur, für solche anfällig (Illouz 2009). Für Rieff hat „therapeutic“ so auch einen negativen Anklang: Das Therapeutische ersetze den religiösen Glauben und das Streben nach einem höheren Zweck durch einen „manipulatable sense of well-being“ (Rieff 1968: 13), also einen manipulierbaren Sinn, wie das beste Ich, das beste Leben auszusehen haben, und fixiert das Individuum so im Kreisen um sich selbst und das eigene optimierte Wohlergehen. Andere Vorstellungen für die Möglichkeit eines guten Lebens werden dabei zunehmend verdrängt. Therapeut:innen werden für das Erreichen des optimierten Lebens zu „secular spiritual guide[s]“ (Rieff 1968: 25), was ein durchaus bedenkliches, aber immer wieder auftauchendes Verständnis der eigenen Rolle ist. Heutzutage, so werde ich behaupten, versteckt sich dieses Verständnis vor allem unter dem breiten Mantel des ungeschützten Begriffs „Coaching“, wo sich die Verzahnung der von Rieff diagnostizierten modernen Kultur und Therapie als deren Hilfsmittel besonders stark zeigen mag.

So ist also die Aushandlung immer bedeutungsvoll, inwiefern (Psycho-) Therapie¹ sich den kapitalistischen und instrumentell-rationalen Paradigmen und deren normativen Vorschriften, auch von Selbstoptimierung, andienen und hingeben oder ihnen Zugkraft nehmen sollte. Im üblicherweise vulnerablen Seinszustand der therapeutischen Arbeit an uns selbst wird

besonders augenfällig, wie stark normative Vorstellungen Druck ausüben können, eben auch solche, die ein Individuum zum vermeintlich Besseren führen sollen – denn die Deutungshoheit darüber ist durchaus umkämpft. Therapie definiere ich dabei als einen Prozess der tiefen erlebnishaften Begegnung mit der eigenen kognitiven und affektiven Innerlichkeit, die in einem sicheren, bewussten, planvollen und auftragsorientierten Rahmen interaktionell und auf Grundlage einer tragfähigen Beziehung zwischen Klient:in und Therapeut:in stattfindet und die Beeinflussung von Leidenszuständen zum Ziel hat. Es geht dabei um ein Einfühlen in das, was als bearbeitungswürdig verstanden wird, ein Reflektieren der individuellen Denk-, Fühl- und Handlungsrealitäten und das Entwickeln alternativer Perspektiven.² Dies geschieht in der Regel mit psychologischen Mitteln der Beeinflussung, d.h. verbal und non-verbal mittels lehr- und lernbarer Techniken (Strotzka 1975: 4). Solch deutliche Definitionsversuche scheinen ein deutsches Charakteristikum zu sein, während im internationalen Vergleich weniger scharfe Grenzen im Bereich der auf die individuelle Psychologie bezogenen Hilfsangebote gezogen werden (Glatz 2022: 120). Diese Grenzen so zu ziehen, dass breiter Konsens besteht, ist letztlich aber auch ein schwieriges Unterfangen; denn was das Hilfreiche/Heilsame wirklich ist, dem dienend sich Therapeut:innen verstehen, wird stets wieder menschenbild-, kontext- und inhaltsbezogenen Debatten unterzogen.³

In der Folge firmiert „das Therapeutische“ in vielen populärkulturellen Kleidern bei teilweiser Mittelübernahme beispielsweise in New-Age-Workshops, in Selbstbehauptungstrainings, spirituellen Findungsangeboten und eben auch unter dem modernen Label „Coaching“. ⁴ Dieser Begriff ist in seiner breiten Verwendung als Nebelkerze so erfolgreich, dass gar eine ganze Coaching-Industrie entstanden ist, die mit ihren Influencern, Blogs, Kursen und Ratgeberliteratur massenhaft Geld umsetzt und eine „nahtlose [...] Integration des Selbst in die Institutionen der Moderne“ mittels der mitunter opaken Verquickung von „Konsumorientierung und therapeutischer Praxis“ schafft (Illouz 2009: 11). ⁵ Es wird mir um die Unterschiede dieser beiden Bereiche gehen, also zwischen (gewissermaßen ideal verstandener) Therapie und verdächtiger Ausformungen „des Therapeutischen“ in der Coaching-Industrie, die sich vielfach an Mechanismen und Ideale eines Konsumkapitalismus ⁶ anlehnt. Beide müssen einen Umgang mit dem Selbstoptimierungstopos finden und jeweils Wege zum Besseren anbieten. Zudem interessiert mich, wie beide Bereiche diese Zielsetzungen eines „Besser“ nutzen. Auffällig dabei ist, dass es hier weniger um die rationale Überzeugung für diese Zielsetzung geht (die ist in der Regel schnell besorgt, wenn Klient:innen Leidensdruck haben), sondern jenseits des rationalen Radars ein manipulatives Vorgehen vonnöten ist, um dieses „Besser“ zu erreichen. Dieses manipulative Vorgehen kann jedoch unterschiedliche Formen annehmen und reicht von therapeutisch-hilfreichen bis zu problematischen Ausformungen, die durch die Gestalt der Manipulation als Einflussnahme auf der affektiven Ebene, die nicht immer direkt transparent wird, ermöglicht werden. Es geht hier also um Zweierlei: Die unterschiedliche Ausformung

des Selbstoptimierungstopos in Therapie und manchem Coaching, sowie die unterschiedliche manipulative Bespielung dieses Topos, die uns legitime und illegitime manipulative Einflussnahme unterscheiden lassen kann.

Zurück zu unserem kulturellen Ausgangspunkt: Einerseits hat also seit den 1970er Jahren eine Normalisierung (wenngleich nicht in jedem Milieu) von Therapieprozessen stattgefunden, es gibt ein wachsendes Verständnis für Funktionsweisen unserer Psyche und der sich in ihr manifestierenden Schwierigkeiten, für die Zusammenhänge von Psyche und Körper sowie für unsere Affektivität, Kognition und sozialen Kontexte als „Problemverursacher“. Andererseits haben sich Extreme unter dem Deckmantel von Therapie, oft unter dem Label „Coaching“, entwickelt, die dezidiert auf eine einseitig fokussierte Optimierung des Selbst abzielen, die mit einer äußerlichen kapitalistischen Logik verquickt zu sein scheinen: im Sinne der ‚Kaptalisierung‘ als ‚Höchstes Selbst‘ (Maasen 2011), das für ein komfortables, gelungenes Leben nicht nur etliche Konsumwaren benötigt, sondern leistungsstark, machtvoll, schön, beliebt und erfolgreich werden muss und so eine Form von Rendite abwirft (sozial in Form von Aufmerksamkeit und Anerkennung sowie materiell-monetär). Die Etablierung von Social Media hat diesen Prozess katalysiert. Diese digitalen Affekträume sind zum Ort für Influencer-Coaches – Rieffs (1986) „secular spiritual guides“ – jedweder Art geworden, von denen manche Millionen Follower:innen haben, die willig sind, ihre Aufmerksamkeit und auch ihr Geld in deren „Personal Brand“ mit ihren Produkten und Leistungen zu investieren, die Selbstoptimierung als Glücks- und Heilsversprechen verkaufen. Influencer-Coaches nutzen hierfür Social Media und deren primär auf unsere Affektivität abzielende Designs und Inhalte zur manipulativen Beeinflussung einer Myriade an Follower:innen; eine Beeinflussung anknüpfend an deren Sehnsüchten und Verunsicherungen, die oft zwei Seiten einer Medaille sind (Fischer 2022b). Diese Sehnsüchte und Verunsicherungen mögen vielfältig begründet sein: Sehnsucht nach Erfolg, Reichtum, Macht, Schönheit, Komfort und nicht zuletzt Anerkennung als (mitunter vermeintliche) Komponenten eines guten Lebens; gleichzeitig die Angst vor Abstieg, vor einem Nicht-Genügen, vor Isolation und ähnlichem – tiefsitzende, sinnvolle Verunsicherungen, denn der Ausschluss, die Nicht-Teilhabe kann das persönliche Unglück eines nicht gelingenden guten Lebens bedeuten. Die Beeinflussung unserer Entscheidungen mittels dieser Sehnsüchte und Verunsicherungen kann in vielerlei Hinsicht manipulativ genannt werden. Manipulation gilt als ein zwiespältiges Phänomen und ein Begriff, der vielerlei negative Assoziationen weckt. Doch letztlich, so meine ich, ist sie eine in vielen Kleidern auftretende Form der menschlichen kommunikativen Interaktion, die durchaus problematisch gestaltet sein kann, aber nicht muss – wie idealerweise im therapeutischen Rahmen (Fischer 2023). Doch unterscheidet sich die Gestaltung der Manipulation in verschiedenen Kontexten wesentlich, was Fingerzeige für ihre (II)Legitimität geben mag.

Wie sieht dieser Mechanismus aus? Im Akt der Manipulation werden unsere peripheren Routen der Entscheidungsfindung genutzt⁷, unsere Affek-

tivität (also unsere Gefühle, Emotionen und Stimmungen) moduliert, und uns eine Entscheidung nahelegt, die wir rational vielleicht nicht einzusehen vermochten und die wir im Zwang niemals als unsere annehmen könnten. So liegt Manipulation in einem Kontinuum der Beeinflussung zwischen Zwang, der uns – bis hin zur Verkörperung in direkter Gewalt – keine Option einer freien Entscheidung mehr bietet, und dem rationalen Überzeugen, fußend auf dem „Gewicht der Gründe, die für die Wahrheit der betreffenden Proposition zeugen“, so dass wir nicht anders können, als sie als wahr anzuerkennen (Hügli 2016: 38). Manipulation lässt eine Möglichkeit uns – noch frei – gegen die induzierte Zwecksetzung zu entscheiden, schließlich handeln wir letztlich weiter auf Grundlage unserer eigenen Affektivität. Das macht Manipulation als Mittel der Beeinflussung nicht zuletzt für liberale Gesellschaften so attraktiv, deren Untersysteme, wie die werbetreibende Wirtschaft, die gesamte menschliche Klaviatur bespielen, aber sich insbesondere unsere Affektivität zunutze zu machen versuchen, die besonders effektiv und effizient zu Erreichung einer Zielsetzung anschieben kann. David T. Courtwright spricht von „limbic capitalism“, der also auf das Bespielen des Zentrums unserer Affektivität im Gehirn, des limbischen Systems, abzielt:

Limbic capitalism refers to a technologically advanced but socially regressive business system in which global industries [...] encourage excessive consumption and addiction. They do so by targeting the limbic system, the part of the brain responsible for feeling and for quick reaction, as distinct from dispassionate thinking [...], to shape our habits and desires (Courtwright 2019: 6, 8).

Die Unterscheidung von Auswüchsen der Coaching-Industrie und Therapie mögen für die problematischen und unproblematischen Formen von Manipulation als Beispiel dienen. Denn in beiden Bereichen wird manipuliert: Klient:innen werden auch mittels ihrer peripheren Routen der Entscheidungsfindung, mittels der Modulation und persönlichen Erfahrung ihrer Affektivität in die Nähe von Entscheidungen gebracht, die die Attraktivität eines „Besser“ beinhalten, indem sie die Optimierung eines bestimmten Erlebensbereichs suggerieren. Ich werde im Folgenden dann keine ausführliche Analyse des Begriffs „Selbstoptimierung“ bieten (siehe für solche grundsätzlichen Auseinandersetzungen Kipke 2011; Mayer u.a. 2013; Mühlhausen und Wippermann 2013; Röcke 2017; Gesang 2007; Balandis und Straub 2018; Fenner 2019), sondern den Blick auf die manipulative Nutzung des Selbstoptimierungstopos im weiteren Sinne im Rahmen von Therapie für eine Differenzierung werfen. Denn auch dort gibt es immer wieder ein Ringen um Optimierungsideale, spätestens seit der Erfinder der Psychoanalyse, Sigmund Freud, die aufklärerisch-rationalistische Mission eines „modernen Selbst [...] mit den Idealen der Autonomie und Selbsterkenntnis und dem Streben nach Glück“ ausrief (Illouz 2009: 51). Dafür müsse das Ich „Herr im eigenen Hause“ werden (Freud 1995: 14), um so ein gutes Leben in einem echten Sinne führen zu können – und es sind oft

die Therapeut:innen, die vermeintlich wissen, was gut für Klient:innen wäre, und dabei auch bestimmte normative Vorstellungen reproduzieren.⁸ Denn diese Verquickung ist eng: Selbstoptimierung für ein gutes Leben. Freud überträgt die Herrschaft im eigenen Hause, das Schaffen eines optimierten Selbst, dann auch direkt auf den Gewinn gesellschaftlichen Erfolgs: „Der energische und erfolgreiche Mensch ist der, dem es gelingt, durch Arbeit seine Wunschphantasien in Realität umzusetzen“ (Freud 1999: 53). So verbinden sich affektive Gesundheit und gesellschaftlicher Erfolg, der nicht einzutreten vermag, wenn mangelnde affektive Reife herrscht:

Diese Verbindung zwischen dem Erfolgsideal und der emotionalen Gesundheit sollte einen mächtigen erzählerischen Rahmen schaffen, den die Kulturindustrien gründlich zu Markte tragen würden (Illouz 2009: 87).

Die Ambivalenz, die im Selbstoptimierungstopos selbst stets enthalten ist, zeichnet sich so auch bei klassischen Formen der Therapie ab, die hierfür auch durchaus Kritik erfahren haben.

2. Die Ambivalenz des Selbstoptimierungstopos

Auch wenn ich keine ausführliche Analyse bieten kann, soll der Begriff „Selbstoptimierung“ zumindest in seiner grundlegenden Bedeutung thematisiert werden. Er steht für einen Zeitgeist, in dem sich ein Verbesserungs- bis hin zu einem Perfektionsstreben zeigt, das die eigene Person mit ihren Eigenschaften und Fähigkeiten betrifft. Seit der Epoche der Aufklärung ist der Gedanke der so genannten „Perfektibilität“, die spezifisch menschliche Möglichkeit zur steten Steigerung bis hin zur vernunftgeführten Vervollkommenung, als Wert etabliert. Es war Jean-Jacques Rousseau, der hellseherisch gerade hierin auch eine Quelle menschlichen Unglücks sah und eine Ambivalenz dieser Perfektibilität ins Spiel brachte, die auch heute noch aktuell ist (Rousseau 2010: 33). In der Selbstoptimierung geht es darum, mit Hilfe verschiedener Mittel fortzuschreiten zu einem Besseren, sich im Hinblick auf persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten zu steigern; dies galt und gilt als Tugend eines aufgeklärten Individuums, als Ausweis der autonomen Verfügung über das eigene Handeln und nicht zuletzt auch die Gestaltung des eigenen Selbst anhand eines Ideals, hin zu einem Optimum. Dieses Streben kann sich auf hehre Dinge wie Bildung beziehen und auch bedürfnisorientiert sein, wie die eigene Fähigkeit, respektvollen Umgang mit sich selbst und anderen zu finden, oder sich über die eigenen Entscheidungen und ihre Auswirkungen angemessen Gedanken zu machen. Es kann sich aber auch auf Äußeres und jegliches Begehrliche beziehen, wie optische Eigenschaften, die optimiert werden, oder eine künstlich gesteigerte Leistungsfähigkeit zur Wettbewerbsbevorzugung, die über die Sphären des Normalen hinausreichen.

Im Streben nach dem Begehrlichen zeigt sich eine Form der Vernunft, die ihre werteschaaffenden Qualitäten verliert und so verkommt zu einem

taktisch genutzten Instrument. Dieses wird genutzt, um sich und die Welt zu kontrollieren, kann aber die triebhaften und irrationalen Beweggründe dieser Kontrolle wenig oder gar nicht mehr zügeln. Oberflächliche Rationalisierungen ersetzen frühere Werte oder ein reiner Subjektivismus bricht sich Bahn. Eine Suche nach Leistungsmöglichkeiten, Konsum und eine Optimierung dieser Leistung verselbstständigt sich in dieser Logik als Vorwegnahme anderer Formen der Erlösung, wie sie auch Rieff ähnlich bestimmte, und wird zum leeren, unerfüllenden Selbstzweck. So stehen wir getrieben nach Optimierung in der Fessel instrumentell-rationaler Vernunft, die leistungsorientierten Konsum quasi-religiös setzt, sich durch eine rechnende Weltbemeisterung auszeichnet und die kritische Distanz zu einem Optimierungsglauben verschleiert und gar verdrängt. Laut dem Soziologen Gerhard Gamm haben wir es bei der Selbstoptimierung so mit einer längst etablierten „sozialen Norm“ zu tun:

Eine große Anzahl von Institutionen und Praktiken, Verhaltensweisen und Einstellungen belegt, dass es in der modernen Kultur nicht zuletzt darum geht, die kognitiven, affektiven, die kommunikativen und die imaginativen, die sozio- und anthropotechnischen Fähigkeiten des menschlichen Subjekts zu steigern (Gamm 2013: 33).

Auch in Gamms Zitat scheint die quantitativ verfahrenende, instrumentell-rational strukturierte kapitalistische, leistungsorientierte Konsumgesellschaft mit ihren Institutionen auf, die uns ständig beziffert nach Noten, Bonität, Rang, Aussehen und vielem mehr, wo uns auf dieser Grundlage ständig ein Optimum zu verkaufen versucht wird. Aus der sozialen Norm der Selbstoptimierung als (ein) Paradigma unserer modernen Lebensweise ergeben sich so (natürliche und künstliche) Normierungsnotwendigkeiten und mit ihnen der Druck, diesen gerecht werden zu müssen. Schließlich lassen sich bestimmte Optima als bereitgestellte Anpassungs- und Anerkennungsmittel verstehen, die für die Zugehörigkeit zu Gemeinschaften, Institutionen und der Gesellschaft an sich elementar sind. Nicht zuletzt sind sie so zu Versprechen geworden, dass wir die Chancen für ein gutes Leben mit Selbstoptimierung erhöhen (Gamm 2013: 36). Das Instrumentell-Rationale überträgt sich durchaus auch als konsumistische Anspruchshaltung auf moderne Vorstellungen von Therapie, die optimal, kurz, chirurgisch genau und natürlich maximal hilfreich sein soll, um angestrebte Zielsetzungen zu erreichen. Die Grenze zwischen Therapie und einem 'Seelen-Enhancement' wird so mitunter fließend; es entsteht ein Graubereich, der sich z.B. als Coaching-Industrie zeigt, deren Akteure sich zum Ziel setzen, ganz bestimmte Optimierungen für bestimmte Bereiche mit Gelingensversprechen und therapeutischem Impetus anzubieten, um damit viel Geld zu verdienen.

In Gamms Verständnis von Selbstoptimierung als sozialer Tatsache hat so durchaus auch Therapie Platz, wenn es heißt, dass kognitive, affektive, kommunikative, imaginative und soziotechnische Fähigkeiten gesteigert werden sollen. Unmittelbar deutlich wird so, dass das „Optimum“ in der Selbstoptimierung kontextbedingt – hier auf einen leistungsorientierten Kon-

sumkapitalismus, der fast alles zum Produkt machen kann (auch „self care“ und „Achtsamkeit“), oder einen therapeutischen Rahmen besehen – unterschiedlich definiert und ausgeformt werden kann. So können auch die Motivationen und Methoden (Therapie, Coaching, technisch, pharmakologisch, genetisch, operativ, ...) auf dem Weg zu diesem divers definierten Optimum sehr unterschiedlich sein. Verbessern lässt sich letztlich fast alles; wie die Verbesserung aussieht und ob sie sinnhaft ist, steht dabei auf einem anderen Blatt und ist oft streitbar. Wir können ein „unternehmerisches Selbst“ sein, also ein sehnsüchtig oder angstvoll wandelndes Individualunternehmen zur Erfolgsmaximierung im ständigen Wettbewerb, wie es Ulrich Bröckling nennt (2013: 46f.), dabei perfekt angepasst an die „Optimierungsgesellschaft“ (Balandis und Straub 2018: 15) im ausgerufenen „Zeitalter der Selbstoptimierung“ (Mühlhausen und Wippermann 2013). Wir können aber auch unseren Umgang mit uns selbst und anderen verbessern, den Umgang mit der eigenen Affektivität oder mit problematischen, wiederkehrenden Gedankenmustern und uns in der Bedürfnisorientierung von echtem Leid befreien.

Selbstoptimierung als Topos inkorporiert also ein Vielfaches an Symbolen, Codes, Bildern, Metaphern und Methoden, die sich von traditionellen Praktiken wie Bildung, körperlichem Training, Diät oder Meditation aufspannen bis hin zu neuesten Technologien. Auch in unserem technologischen Zeitalter wird nicht nur mit technischen Mitteln an sich selbst gearbeitet, sondern weiter durch die Versuche, Gewohnheiten und festeingefahrene Muster zu überwinden, die eigene Lebensführung, die eigene Persönlichkeit und das Selbst zu einem Besseren zu bewegen. Es ist aber Vorsicht dabei angezeigt, Selbstoptimierung zu verteufeln und als allgegenwärtig zu setzen, ist doch

nicht leicht auseinanderzuhalten, wie weit die Medienberichterstattung und philosophisch-literarische Zeitdiagnostik die Entwicklungsrichtung nur passiv widerspiegeln und beschreiben oder aktiv beeinflussen und verstärken (Fenner 2019: 10).

Der Begriff „Selbstoptimierung“ ist also letztlich schillernd und weit. Er lässt sich dehnen vom aufklärerischen Anliegen der Steigerung von vernünftiger Humanität und Sittlichkeit über die möglicherweise hilfreiche therapeutische Bearbeitung psychischer, also kognitiver und affektiver Problemstellungen zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse wie des eigenen Wohls bis hin zur künstlich erscheinenden, verzerrten Begierdeerweckung im Kapitalismus, das eigene Selbst auf eine bestimmte Art und mit bestimmten Mitteln für ein gutes Leben zu gestalten. Implizit ist immer eine positive Bewertung eines angestrebten Besseren. Allerdings können wir uns in dem täuschen, was das Besser ausmacht. Anhand der bereits gefallen Begriffe „Bedürfnis“ und „Begierde“ lässt sich tiefer eintauchen in die normative Komplexität und Verwirrung der Zielsetzungen im Selbstoptimierungstopos.

3. Ströme eines „Besser“: Bedürfnisse und Begierden

Muriel Barbery unterscheidet Bedürfnisse und Begierden in ihrem philosophischen Roman *Die Eleganz des Igels* wie folgt:

Die Menschen, die sich vor lauter Begehren verlieren, täten gut daran, sich an ihre Bedürfnisse zu halten. In einer Welt, in der die *Hybris* der Begehrlichkeit geknebelt wird, kann eine neue gesellschaftliche Organisation entstehen [...] (2008: 9f.).

Ihr geht es um die wichtige Erkenntnis, dass natürliche Bedürfnisse uns zu orientieren vermögen, während Begierden uns in die Irre führen können. Erstere zeigen grundlegende menschliche Notwendigkeit an, Begierden hingegen suggerieren diese Notwendigkeit lediglich – und doch werden die Begriffe oft synonym verwendet. Während wir ohne die Befriedigung von Bedürfnissen nicht gedeihen können, da wir sie zum Überleben und für die Schaffung eines guten Lebens befriedigen müssen, besitzen Begierden nicht eine solche Notwendigkeit – genauso wenig wie unsere Interessen, Präferenzen oder Wünsche. Zwar mögen auch sie dringlich sein, wie es die Erfüllung von Bedürfnissen ist, allerdings ist diese Dringlichkeit subjektiv und gilt nicht objektiv. Wenn wir Begierden widerstehen, verschlechtert sich nicht automatisch unser Leben; können wir unsere Bedürfnisse hingegen nicht befriedigen, stellt sich kurz-, mittel- und langfristig sicher Verschlechterung ein. In den Worten des Philosophen David Wiggins, der die Diskussion um die Bestimmung von Bedürfnissen maßgeblich mitgeprägt hat: „Bedürfnisse“ lassen sich verstehen als

things needed in the absolute or categorical sense of ‘need’ as things without which the subject in question will be seriously harmed or else (in so far as s/he lives on) will live a life that is vitally impaired (Wiggins 2005: 31).

Wiggins unterscheidet die angesprochenen vitalen Bedürfnisse von instrumentellen Bedürfnissen, die man hat, weil man etwas anderes braucht. Hier hängt die Notwendigkeit also von einer bestimmten Bedingung ab und besteht nicht schlechthin. Bedürfnisse sind in der Regel sodann auch sättigbar, sie haben ein Genug und sind nicht nach oben offen, während es Begierden durchaus sind. Irgendwann ist man einfach ausgeschlafen, fühlt sich genug verstanden, entspannt oder selbstwirksam; je nach Begierde kann man aber beispielsweise nie genug Designermöbel haben. Wir können neben den vitalen Bedürfnissen existenzielle Bedürfnisse, wie das nach sozialer Integration, und persönliche Bedürfnisse wie das nach der Schönheit der Natur unterscheiden (vgl. Krebs u.a. 2021: Kapitel 5). Martha Nussbaum hat in ihrer berühmten „Fähigkeiten-Liste“ zehn menschliche Bedürfnisse (auch wenn sie sie nicht so nennt) gesammelt, die uns allen als Menschen gemeinsam sind: 1. bis zum Ende eines Lebens leben zu können, 2. Gesundheit zu haben, 3. körperliche Integrität zu wahren, 4. Wahrnehmen, Fantasieren und Denken zu können, 5. liebevolle Bindung leben zu können, 6. praktische Ver-

nunft – also eine Vorstellung vom Guten – ausbilden und nach ihr handeln zu können, 7. sozial integriert zu sein, 8. Anteilnahme an und Beziehung mit der Natur zu haben, 9. Spiel, Erholung und Lachen zu erleben, 10. individuell sein zu können (Nussbaum 1998: 214). Die Liste ist offengehalten, um erweitert werden zu können; zudem ist sie in der Auslegung der einzelnen Bedürfnisse offen, um kulturelle Besonderheiten integrieren zu können. Für das Phänomen der Selbstoptimierung sind wahrscheinlich alle zehn Bedürfnisse relevant, im therapeutischen Rahmen ohnehin, aber auch in der Werbewelt oder der Coaching-Industrie werden oft diese grundlegenden Bedürfnisse als Begründung für die angebliche Notwendigkeit eines bestimmten Produkts oder einer Dienstleistung – mit Barbary müsste man sagen: irreführend – ins Feld geführt. So bietet die Offenheit der Interpretation der Liste also auch Raum für Irreführung, wenn beispielsweise „körperliche Integrität“ zur Rechtfertigung therapeutisch schwer rechtfertigbarer plastisch-chirurgischer Eingriffe herhalten muss oder „Pick-up-Artists“ vermeintlich zu besserer Bindung und sozialer Integration coachen wollen.

Im Idealfall nun können die oben genannten Bedürfnisse gelebt und befriedigt werden. Nicht nur aber werden uns verschiedene Interpretationen unterbreitet; gleichzeitig gibt es so viel mehr, von dem uns suggeriert wird, dass wir es bräuchten – vor allem im etablierten leistungsbasierten Konsumkapitalismus – das mitunter so weit zu gehen scheint, dass bei Nichterfüllung Hilfe gesucht wird. Peter Kurzeck schildert in seinem Roman *Vorabend* (2011) eindrücklich die Entstehung dieser Art von Kapitalismus in der Nachkriegszeit (der heute noch weit mehr mediale Mittel zu seiner technischen Verfügung hat), der darauf setzt, natürliche Bedürfnisse profitorientiert umzudeuten oder Begierden zu einem Mittelpunkt unserer Zielsetzungen zu machen. Hierfür mögen uns seine literarischen Ausführungen zur bundesrepublikanischen Entwicklung als Vergegenwärtigungsleistung des regelrecht spürbaren Ziehens der Begehrlichkeit dienen.

In der Welt, die Kurzeck zurückblickend beschreibt, beginnen die Menschen umfänglich bestimmte Dinge zu begehren:

[...] lauter Sachen, die früher auf dem Land kein Mensch kannte (Packungsbeilage aufmerksam lesen!). Und auch nicht gebraucht hat, sagte ich. Vorher nix, vorher nur höchstens kaltes Wasser und Kernseife (das Wasser war gut!) (Kurzeck 2011: 599).

Das Wasser und die Kernseife stehen hierbei symbolisch für die nötigen Dinge, die es braucht (in etwa so wie Nussbaums Zehnerliste), während die zeilenlangen Listen Kurzecks all das Unnötige vor Augen führen (wie die Werbeprospekte, die ihre Hochzeit ab den 1950er Jahren erleben). Auch dezidierte Akte der modernen Selbstoptimierung bringt Kurzeck ins Spiel, die aus neu erscheinenden Lifestyle-Zeitschriften heraus ein bestimmtes Muss von Körper, Mode, komfortablem Lebensstil, Luxus und Aussehen suggerieren und es auch mit bestimmten Waren verbinden: Es geht um Joggen, „Kondition, Muskeltraining, Atemtechnik, Bestzeiten und verbes-

serte Bestzeiten“ bei dem Rauchen der Zigarette nach dem Sport (Kurzeck 2011: 593) oder, „[...] weil sie da immer zu viel Kuchen essen, dann eine Diät oder träumen von einer Diät“ (Kurzeck 2011: 595f.); all das wird gar „[e]ine Sucht. Immer Montag, Mittwoch und Freitag die neuen Hefte“ (Kurzeck 2011: 599). Kurzeck nimmt so Courtwrights Konzept des limbischen Kapitalismus literarisch vorweg. Die Wirkung der Nutzung des Selbstoptimierungstopos im blühenden Kapitalismus wird umgehend evident, wenn Kurzeck die veränderten Denkmuster und die affektive Abhängigkeit von einem neuen, immer wieder atemlos wirkenden ‘Muss’ auf den Punkt bringt:

Gleich kommt jedem vor, genau das hat ihm schon immer gefehlt. Trockene Haut. Pickel. Rötungen. Entzündet. Gereizte, geschädigte, schwer geschädigte Haut. Haut und Haar. Stoffwechsel. Eiweiß, Hormone und Vitamine. Schönheit von innen. Und so fängt man mit jeder Tube und jeder Dose jedes Mal wieder hoffnungsvoll ein neues Leben an (Kurzeck 2011: 600).

Das diffuse „kommt jedem vor“ verweist uns auf die unhinterfragte affektive und kognitive Annahme der gemachten Suggestionen. Sie sind unter die Haut gekrochen, lassen uns fühlen und produzieren begründende Gedanken in einer sekundären Rationalisierung des ‚Vorkommens‘. „Immer mehr. Immer öfter. Viel-hilft-viel!“ So werden Begierden geschaffen und manipulativ genutzt, um ein verheißungsvolles Ziel zu erreichen, das Kurzeck auf den Punkt bringt, nämlich „[e]rstklassig [sein]. Ein besserer Mensch [werden]!“ (Kurzeck 2011: 600). Deutlich wird auch, dass Selbstoptimierung hier mit Versprechen von Glück im Allgemeinen und spezifischer: Reichtum, Komfort, Schönheit und Zugehörigkeit – sowie deren leichte Erreichbarkeit – verbunden wird, die als grundlegende Symbole zur Beeinflussung erhalten.

Dabei deutet sich bereits an, inwiefern sich Manipulation in illegitimer Weise nutzen lässt, wenn sie uns in ein hohles Begehren hinüberschubst, wenn wir glauben, etwas zu brauchen oder tun zu müssen, obwohl das eigentlich gar nicht so ist (was uns oft erst nach dem Kauf eines Produkts oder der Wahrnehmung einer Dienstleistung auffällt). Dabei kriecht etwas unter unsere Haut, das unser vernünftiges Denken und Fühlen zu unterlaufen vermag, das in uns zieht und uns verleitet, zuzugreifen oder mitzumachen. Die Entscheidung dafür ist mit angenehmen Empfindungen verbunden, beispielsweise dem kurzen High im Kaufrausch, Aufmerksamkeit oder anderen kurzfristigen Erfolgserlebnissen. Der Zug der Begierde ist dabei nicht nur unwillkürlich motivierend (er ist fast triebhaft), sondern er lässt uns auch noch denken, dass wir tatsächlich so handeln sollten, dass wir uns tatsächlich optimieren können und auch müssen, dass wir etwas brauchen, es richtig ist, es jetzt zu bekommen oder nun zu handeln. Wir changieren so auf der Grundlage unbewussten Agierens unserer angestachelten Affektivität und eines bewusst werdenden Wollens, also Gedanken der Art, dass wir uns optimieren können und sollten, vielleicht gar müssen. Dabei ist die Begierde im Unterschied zu schwierigeren Affektlagen wie

Angst oder Traurigkeit auch lustvoll und mit dem verlockend Angenehmen verbunden. Deshalb funktioniert sie so gut. Versuchen wir diese Form der Beeinflussung besser zu verstehen.

4. Das Bespielen unserer affektiven Klaviatur: Manipulation als Form der Beeinflussung

Wir beeinflussen einander stetig und in vielfältiger Art und Weise. Dabei gibt es solche Formen, die als ethisch unproblematisch angesehen werden, wenn wir jemanden von etwas in rationaler Weise, also mit Argumenten, zu überzeugen versuchen. Dieser Akt der Überzeugung fußt auf dem „Gewicht der Gründe, die für die Wahrheit der betreffenden Proposition zeugen“ (Hügli 2016: 38), sodass wir nicht anders können, als sie als wahr anzuerkennen. Dies lässt sich sogar – augenzwinkernd – mit Zwang assoziieren⁹, jener Form der Beeinflussung, die wir landläufig als problematisch ansehen, weil sie – bis hin zur Verkörperung in Gewalt – keine Option einer freien Entscheidung mehr beinhaltet (was bei ‚zwingenden Gründen‘ nicht derart der Fall ist). Doch es hat den Anschein, dass es auch eine Form der Beeinflussung gibt, die zwischen diesen beiden Polen liegt, die uns nicht primär rational-argumentativ zu überzeugen versucht, uns aber auch nicht zu etwas zwingt. Sie nutzt unsere peripheren Routen der Entscheidung, moduliert primär unsere Affektivität (also unsere Gefühle, Emotionen und Stimmungen), und legt uns so eine Entscheidung nahe, die wir rational vielleicht nicht einzusehen vermochten und die wir im Zwang, wo wir ohnehin keine Wahl hätten, niemals als unsere annehmen könnten.

Diese primär affektive Beeinflussung wird zumeist assoziiert mit jenem Phänomen, das wir „Manipulation“ nennen und schillert oft im ethischen Sinne negativ (vgl. für eine Umfrage-basierte Studie zu Manipulation im Onlinemarketing Fischer und Feurer 2024). Wir begegnen diesem Phänomen in vielen Bereichen unseres Lebens wie der Werbung, der Politik, aber auch in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen. Die technologische Entwicklung beispielsweise im Internet mit Social Media hat ihre Allgegenwart noch erhöht und ihre Wirkung verfeinert (Fischer 2022b). Manipulation wird traditionell und vorwissenschaftlich gedacht als problematische Form der Beeinflussung verstanden: Typischerweise als unbemerktes, psychisch fesselndes Instrument von ihre Zielsetzung verschleiern den Egoist:innen, das mittels einer Täuschung zwingend eine bestimmte Entscheidung hervorrufe, die negative Konsequenzen für den:die Manipulierte:n bedingt (vgl. Benesch und Schmandt 1979). Diese Art der Definition bringt einige Problemstellungen mit sich. Diesen möchte ich in einer sich von dem vorwissenschaftlich-alltagssprachlichen Verständnis abgrenzenden Bestimmung von Manipulation beikommen (vgl. für ausführlichere Analysen Fischer 2017, 2018, 2020, 2022a, 2022b sowie Fischer und Illies 2018, 2024).

Es ist eine spannende Frage, warum wir an einer negativen, nahezu karikaturenhaften Vorstellung von Manipulation als von teuflischen Böse-

wichten ausgeführte, im Kern täuschende, unbemerkbare, schadhafte und uns zu etwas zwingende Taktik festhalten. Möglicherweise erlaubt uns diese überdehnte Sichtweise beiseite zu schieben, dass wir selbst auch die Affektivität unserer Mitmenschen nutzen, um sie zu beeinflussen. Das beginnt vielleicht beim Lächeln, das unser Gegenüber in eine positive Stimmung versetzt und lässt sich vielfältig auffalten und verkomplizieren wie in Werbung, Medien oder Politik. Dort wird die Manipulation professionalisiert; so auch im Rahmen therapeutischen Arbeitens und des Coachings. Jede:r will etwas vom anderen, wir beeinflussen ständig und wir haben unterschiedliche Mittel dafür. Wir argumentieren vielleicht rational und versuchen zu überzeugen, wir setzen anderen die Pistole auf die Brust und zwingen sie – oder wir manipulieren. Möglicherweise sind wir auch zu sehr einer dichotomischen Sichtweise auf Rationalität und Affektivität verschrieben, die uns das komplexe Wechselspiel dieser beiden Wesenheiten übersehen lässt. Die Rationalität jedenfalls spielt als Paradigma und Wert eine tragende gesellschaftliche Rolle, deren erste Verteidigerin seit Platon die Philosophie war, wodurch eine normative Aufladung der Rationalität zustande kam und immer noch kommt, die Konsequenzen für unsere Lebenspraxis hat. Nicht nur in der Form, dass unsere Leben ‘durchrationalisiert’ sind (was sich nicht nur an allgegenwärtigen Tendenzen zur Quantifizierung des Menschen – und damit auch in der Selbstoptimierung – zeigt), sondern auch mit kontraintuitiven Folgen für unsere Lebenspraxis, in der unsere Affektivität als verdächtig und unzuverlässig gilt und so auch der neutrale Blick auf die Manipulation problematisch wird und Karikaturen leitend werden, obwohl wir mit dem Phänomen manipulativer Beeinflussung stetig konfrontiert sind und auch selbst an ihr teilhaben.¹⁰

Wir haben es also mit einem zwiespältigen Begriff zu tun, der zwar fest in unserer Sprache verankert ist, aber bei dem man sich wiederum auch nicht immer einig ist, wie das Phänomen, dessen Etikett er darstellt, zu konzeptualisieren ist. Hierbei geht es besonders um die Fragen, inwiefern Täuschung, Verschleierung, negative Konsequenzen und fahrlässige, egoistische Manipulatoren wesentliche, notwendige Charakteristika der Manipulation sind. Nach meiner Auffassung können diese Dinge Bestandteil der Manipulation sein, sind es aber nicht zwingend. Weder lässt sich die Affektivität unserer Mitmenschen lediglich durch die Nutzung strategisch selektierter Fakten und Lügen beeinflussen (Manipulieren und Täuschen sind separierbare Beeinflussungsmodi); noch muss Manipulation notwendig verschleiert sein, bemerken wir sie doch oft selbst – wenn beispielsweise Schuld induziert wird oder man uns eifersüchtig zu machen versucht –, was ihrem Funktionieren nicht immer zwingend abträglich ist; noch muss das Ergebnis der Manipulation notwendig für uns schadhaft sein (sie kann uns sogar zu guten Handlungen leiten) oder sie durch fahrlässig auftretende, egoistische Bösewichte besorgt werden. Wohlgemerkt: Diese Bestandteile können Bestandteile der Manipulation sein, müssen es aber nicht. Manchmal hilft eine verzerrte Darstellung der Realität, also eine gezielte Täuschung, effektiv zu emotionalisieren, zumal wenn sie entspre-

chend gestaltet wird (man denke an Fake News in der Onlinewelt oder auf Fernsehsendern wie *FOX*, *Russia Today (RT)*) oder eine böseartig motivierte Manipulation führt ins Verderben (man denke an Iago und Othello). Manchmal bemerken wir auch nicht unmittelbar, was mit uns passiert. Ich schlage dennoch vor, einen Begriff von Manipulation zu etablieren, der Raum lässt für problematische und unproblematische Formen des Manipulierens und damit zunächst ethisch neutral ist, wodurch eine Bewertung in der Betrachtung der spezifischen Form einer Manipulation möglich und ein alltägliches Beeinflussungsphänomen nicht generalverurteilt wird.

Manipulation soll so als eine eigene Form der Beeinflussung verstanden werden, im Zuge derer ein:e Manipulator:in uns die Wahl einer Zielsetzung nahelegt, indem unsere Affektivität moduliert, und eine Zielsetzung als angenehm/unangenehm präsentiert wird. Das geht mit dem Angebot der Wahl/Ablehnung dieser Zielsetzung einher. Die aktive (allerdings nicht immer vollkommen bewusste) Kuratierung der Gefühle, Emotionen und/oder Stimmungen ein:e:r Akteur:in lässt diese:r manche Zielsetzungen attraktiver/unattraktiver erscheinen (manchmal sogar extrem oder aber auch überhaupt nicht) und macht ihre Realisation somit wahrscheinlicher/unwahrscheinlicher (Fischer 2022a: 177). Die Modulation unserer Affektivität geht also mit einer Veränderung der Bewertung bestimmter Zielsetzungen einher, was oft mitunter komplexe affektive Reaktionen nach sich ziehen kann, die schließlich zu einer Zuneigung zu einer bestimmten Zielsetzung (die sich zu einem Bedürfnis, einer Begierde, einem Wunsch¹¹, einer Idee oder ähnlichem auswachsen kann) oder zu einer aversiven Reaktion führen, auf deren Grundlage wir letztlich motiviert sind zu handeln (auch eine Verweigerung einer bestimmten Aktion verstehe ich hier als „handeln“, so dass beispielsweise ein Frustrieren von Wähler:innen im Wahlkampf, das das Nicht-Wählen zur Folge hat, unter dieses Verständnis fällt). Der:die Manipulierte bleibt allerdings frei, diese Zielsetzung zu ihrer:seiner zu machen oder nicht – die freie Entscheidung mag in manchen Fällen erschwert, in anderen erleichtert sein, indem eine angemessene Affektivität hier zur primären Grundlage für eine Entscheidung wird. In jedem Fall aber ist sie nicht vollkommen unterminiert, sonst hätten wir es mit Zwang zu tun.

Attraktiv ist sodann alles, was mit unserem Wohlbefinden verknüpft ist – unattraktiv ist gleichsam das, was es bedroht. Dieses Wohlbefinden ist an unsere Interessen, Dispositionen und natürliche Bedürfnisse sowie unnatürliche Begierden geknüpft. All diese Dinge wollen beachtet, bespielt und befriedigt werden und lassen sich so manipulativ nutzen. Gerade in liberalen Gesellschaften ist Manipulation so eine interessante Form der Beeinflussung (was schon Marcuse erkannte, als er von der Bespielung der Libido sprach, die eine gesellschaftliche Revolution verhindern würde; Marcuse 1969: 13). Nicht nur, weil sie den Manipulierten weiter eine Entscheidungsfreiheit lässt, statt sie zu etwas zu zwingen. Diese werden immer noch durch ihre eigene Affektivität bewegt, die zwar moduliert ist und beispielsweise die Entscheidung gegen den Kauf eines selbstoptimierenden Produkts oder einer Dienstleistung schwerer zu machen vermag, aber

diese Opposition nicht verunmöglicht. Sondern auch, weil Manipulator:innen den Spielraum zur Suggestion nutzen können, weil sie die Grenzen von natürlichem Bedürfnis und unnatürlicher Begierde zu verwischen vermögen, indem ein Begehren als ein Bedürfnis verkleidet wird. Hier deutet sich ein erklärungsstarker Ansatzpunkt an, mittels dessen wir Manipulationen im Rahmen von Selbstoptimierung, Coaching-Industrie und Therapie im Hinblick auf ihren moralischen Status abgrenzen können: echte, natürliche Bedürfnisse vs unechte, unnatürliche Begierden. Manipulation lässt sich so als ein Vehikel zur Selbstoptimierung einsetzen – im unproblematischen und im problematischen Sinne.

Gerade im Bereich der Psychologie und Therapie besteht ein einseitiger Blick auf Manipulation, insbesondere im Schauen auf die Psychopathologien des:der Manipulator:in, wo a) bestimmte charakterliche Eigenschaften wie Charme, übersteigter Selbstwert, kommunikatives Geschick, pathologisches Lügen – die interpersonell wirksam sind –, und mangelnde Empathie, ein genereller Mangel an Empfindungsfähigkeit, fehlende Schuld- und Reuegefühle, wenig bis gar keine Verantwortungsübernahmebereitschaft – die affektiv verwurzelt sind – sowie b) bestimmtes sozial abweichendes Verhalten wie Sprunghaftigkeit, Stimulationsbedürfnis und Anfälligkeit für Langeweile, ein Mangel an realistischen Lebenszielen, ein oft parasitärer Lebenswandel wie auch schwache Verhaltenskontrollmöglichkeiten und eine kriminelle Vorgeschichte prädisponierende Faktoren für manipulative Beeinflussungsversuche seien (diese Prädispositionen entstammen der Psychopathy Checklist von Hare 2003).

Abgesehen davon, dass die gelisteten Eigenschaften teilweise tautologisch scheinen und die spezifischen Kontexte und Dynamiken unseres Handelns vernachlässigt sind, wird ein übersimplifizierender Reduktionismus von Manipulation auf (mehr oder weniger) psychopathologisch auffällige Menschen impliziert, die kaum eine andere Wahl hätten als täuschend und nötigend andere Menschen zu kontrollieren. Dies täten sie aus Macht-, Leistungs-, Verbindungs- und Intimitätsmotiven, die als Motive zwar verständlich und auch für unser Leben von Wichtigkeit sind, aber durch Manipulation fehlgeleitet erreicht würden. Die Manipulierten würden dabei unwürdig behandelt, was sich in therapeutischen Kontexten durch Machtspielen, Drohungen (bezüglich Selbst-, aber auch Fremdschädigung des:der Therapeut:in oder anderer), unerwünschte Kontaktaufnahmen abseits der Therapie und ähnliches äußere (Sachse und von Franqué 2019).

Ein umfassender Manipulationsbegriff sollte solcherart getriebene Manipulation umfassen können, was der zuvor definierte Begriff zu leisten vermag. Doch bestimmte Charaktereigenschaften der Manipulator:innen mögen indizieren, dass ein Manipulationsversuch problematisch sein mag (und gerade in der Therapie, insbesondere in der Forensik, mag man solchen problematischen Versuchen sehr oft begegnen, die durch bestimmte Charaktereigenschaften mitgeprägt sind); es folgt aber nicht, dass deswegen jedwede Manipulation problematisch ist. Mit Blick auf den Mechanismus der Manipulation ließen sich die „Spielchen“ innerhalb der Therapie durch-

aus auch neutraler formulieren; dass es nämlich um einen Versuch geht, dem:der Therapeut:in jenseits des rationalen Radars, auf den peripheren Routen der Entscheidung und primär auf das Affektive abzielend eine angenehme/unangenehme Regung zu modulieren, um damit eine bestimmte Handlungsoption attraktiver/unattraktiver zu machen. Es bleibt aber auch unter Einbezug des Konzepts der Psychopathologie fragwürdig, Manipulation auf defizitäres Verhalten zu reduzieren. Die Begründungen hierfür fehlen meist z.B. in der Literatur zur Psychopathologie, die sich wenig Gedanken über den Begriff selbst macht und ihn allzu prominent im Bereich der Psychopathie verankert (an der wir zumindest durch unterschiedlich ausgeprägte Persönlichkeitsmerkmale alle ein bisschen Anteil haben). Die Psychologen Sachse und von Franqué setzen Täuschung und Egoismus als notwendigen Kern, um den negativen Anstrich von vornherein aufrechtzuhalten:

Ein manipulatives Handeln ist ein solches, das Interaktionspartner täuscht und sie durch diese Täuschung zu Handeln veranlasst (Sachse und von Franqué 2019: 34, 32).

Zwar wollen Sachse und von Franqué manipulatives Verhalten dennoch als „normal“ etikettieren und behaupten auch, auf eine Wertung zu verzichten. Allerdings mag das nicht recht gelingen, wenn Manipulation dennoch stets als eine Handlung verstanden wird, die zwar jeder von uns mehr oder weniger oft und unterschiedlich ausgedehnt ausführt, die aber doch grundlegend defizitär sei, da sie täuschend, intransparent und egoistisch ist (auch, wenn sie nicht zwingend immer bewusst und bössartig motiviert passiert, sondern z.B. eine Überlebensstrategie gewesen sein mag) und eben klar als „manipulativ“ benannt werden müsse (um das Defizitäre zu markieren). Damit wird die negative Bewertung wieder eingeschlichen, was sich durch die Bekundung, man wolle ja nicht werten, nicht verändert. Der Wunsch nach Nichtwertung scheint hier auf die Haltung des:der Therapeut:in Bezug zu nehmen, wobei Manipulation selbst weiter als defizitäre Kommunikation verstanden wird. Dabei durchmischen sich diese beiden Ebenen der Wertung durch Therapeut:innen und eines Konzepts ‚an sich‘:

Manipulatives Handeln muss dennoch, auch wenn man es nicht wertet, als manipulatives Handeln bezeichnet werden und bezeichnet werden dürfen.“ (Sachse und von Franqué 2019: 32).

Auf die wichtigen, aber umfänglichen Diskussionen zur Abgrenzung verschiedener Formen der Beeinflussung zur menschlichen (und damit endlichen, begrenzten) Rationalität und Affektivität in ihrem Wechselspiel sowie zu Fragen normativer Bewertung z.B. anhand der Diskussion der normaltypischen Ausformungen von Kommunikation auch jenseits der rationalen Argumentation wird meist verzichtet (siehe z.B. das sehr kurze Kapitel – davon drei Seiten Bibliographie – zu Manipulation von Sachse und von

Franqué 2019: 23–29). Letztlich wird damit weiter zur verzerrten Karikatur der Manipulation beigetragen, aller Differenzierungsbekundungen zum Trotz, und letztlich auch durch das *a priori* negative Verständnis Manipulation als Beeinflussungsform wenig weiter erhellt. Der Blick auf therapeutische manipulative Strategien fehlt in einer solchen Konzeption ohnehin, da davon ausgegangen wird, dass Manipulation als Täuschung (die zwar unschuldig motiviert sein mag, aber eben eine defizitäre Kommunikationsform bleibt) nicht auch gutartig sein kann.

Vor dem Hintergrund des hier etablierten Konzepts von Manipulation eröffnet sich die Möglichkeit, in beide Richtungen zu schauen, problematische (wie durch Psychopathologie verstärkte – man denke erneut an Shakespeares Iago) und unproblematische Manipulation in den Blick zu bekommen. Denn auch Therapeut:innen kommunizieren mit manipulativen Mitteln – und das ganz bewusst, gezielt, verantwortungsvoll und ethisch legitim, also ohne fortwährende Intransparenz, Täuschungsabsicht, Egoismus und negative Konsequenzen für Klient:innen. Legen wir zum Abschluss den Fokus darauf und grenzen diese Art therapeutischer Manipulation von problematischeren Formen im Rahmen mancher Coachings ab.

5. Manipulation zum Besseren im therapeutischen Rahmen

Auf das therapeutische Setting übertragen und in der Blickrichtung Therapeut:in in Bezug auf Klient:in, ist die Manipulation eine Art des Arbeitens, die Klient:innen jenseits ihres rationalen Nachdenkens erwischt; sie ist dann gelungen, wenn diese in ihrem Alltag eine affektive Regung zu einem anderen als dem gewohnten, zu einem in ihrem Rahmen hilfreichereren Handeln verleitet – mitunter ohne dass sie direkt so genau wüssten, warum und weshalb (Fischer 2023). Manipulativ hat sich ein Ziel in ihr Handeln eingeschleust, das sie vorher vielleicht nicht bewusst und fokussiert hatten oder dem rational zwar zugestimmt werden konnte, aber das nicht mit Handlungskonsequenzen verbunden war.¹² So richtig bemerkt oder ganz verstanden haben sie diese Manipulation vielleicht auch nicht direkt. Im Therapeutischen wird zunächst mittels der Sprache als dynamischem Mittel, um unsere Affektivität zu erfahren und auszudrücken, und in Verbindung mit Begriffen wie „Bedürfnis“, „Sehnsucht“, „Lebensfreude“, „Leichtigkeit“ oder anderem versucht, etwas als eine erstrebenswerte Zielsetzung zu kreieren. Auch hier wird mit Sehnsucht nach Verbesserung gearbeitet, was Therapie und Coaching-Industrie gemeinsam haben, wobei die Rahmenbedingungen und Zielsetzungen unterschiedlich sein mögen – was es noch näher zu fassen gilt. Die spezifische Veränderung als Handlungsoption wird gezielt mit angenehmen Empfindungen verbunden und erscheint dadurch attraktiver, wodurch sie wiederum mit einer höheren Wahrscheinlichkeit erfolgt – wir werden manipuliert. Denken wir über Manipulation im Therapeutischen nach, ist also die Ebene der Affektivität interessant: Es wird beispielsweise suggestiv erarbeitet, welche schwierigen Affekte sich wann zei-

gen, wie problematisch manche Art des eigenen Verhaltens, mancher Aspekt unserer Gedanken- oder Affektwelt ist, wie gut beispielsweise Leichtigkeit wäre und dass wir es mit einer wünschenswerten und machbaren Zielsetzung zu tun haben. Gelungen ist die therapeutische Arbeit dann, wenn Klient:innen diese Qualitäten regelrecht spüren können, wofür ein vielfältiges Instrumentarium an dialogischen und anderen Verhaltensformen, wie das so genannte „Pacing und Leading“, für das Herstellen interpersonaler Resonanz existiert. „Pacing“ lässt sich vor diesem Hintergrund verstehen als Mitgehen, Mitvollziehen und Spiegeln, was Klient:innen mitbringen. „Leading“ geht dann einen Schritt weiter, indem die durch das „Pacing“ entstandene aufnahmebereite Haltung es Klient:innen ermöglicht, Anregungen und Impulse durch Therapeut:innen aufzunehmen.¹³ Hier kommen sodann verschiedenste rhetorische, imaginative, körperorientierte, gestalterische und aufstellungsbasierte Methoden zum Einsatz. So wird das Denken ins Fühlen hinübergestupst, und es herrscht nicht mehr primär die kühl berechnende, kontrollierende Rationalität. Mit dieser lässt sich sicher vieles sinnvoll besprechen, gute Handlungsweisen erarbeiten und das eigene Selbst gut verstehen. Sie ist immer auch Teil des therapeutischen Arbeitens, beispielsweise in der Abwägung von Für und Wider, im theoretischen Verstehen bestimmter Mechanismen (beispielsweise mittels Modellen) oder bei klärungsbedürftigen Fragen (beispielsweise ethischer Art). Letztlich aber sind es affektreiche Erfahrungen, die Veränderungen zuverlässig(er) generieren. Somit entfaltet die Manipulation abseits des Radars der Rationalität ihre Wirkung, indem die therapeutische Arbeit über die rationale Besprechung hinaus reicht und affektive Erfahrungen zur Grundlage einer Perspektivenerweiterung und letztlich Verbesserung des eigenen Selbst und des Handelns gegenüber eingefahrenen Mustern macht. Sie kann also das sich in Leid, aber auch Selbstmotivation ausdrückende Bestreben nach Verbesserung, mithin der Selbstoptimierung, zur Zielsetzung nutzen, auch ohne in die Fallen eines der instrumentell-rationalen und kapitalistischen Logik aufsitzenden Selbstoptimierungstopos zu tappen und bloßen Begierden nachzueifern.

Wie sieht das genau aus? Nun, es ist gar nicht so einfach zu wissen, was im therapeutischen Setting wie wirkt – oft weiß man es nicht so genau und kann nur mutmaßen (Yalom 2010: 15). Zudem ist es auch nicht einfach, messerscharf zu konzeptualisieren, wie wir uns gegenseitig beeinflussen, gerade auch weil die Welt eine „great blooming, buzzing confusion“ ist, wie es William James sagte (1890: 488). Nicht zuletzt stellt der menschliche Entscheidungsprozess für eine bestimmte Zielsetzung eine komplexe Blackbox dar, die von konkreten Situationen, spezifischen Kontexten, Gewohnheiten und individuellen Charaktereigenschaften geprägt wird (Fischer 2017: 63). Operantes Konditionieren durch Nutzung von Belohnung und Bestrafung (wobei letztere im Therapeutischen eine kleinere Rolle spielt) als einer der grundlegenden Ansätze der Verhaltenstherapie mag als einfachste Verdeutlichung der Manipulation im Rahmen therapeutischer Arbeit gelten. Dies wird wiederum auch prominent und doch sehr anders

in der Coaching-Industrie genutzt (man bekommt beispielsweise oft Gutscheine für Verbilligungen von Coaching-Folgkursen oder zahlt nur die Hälfte, wenn man früh bucht – Anreizspielereien, die im Therapeutischen fehlen sollten). Allerdings gibt es viele weitere Wege unsere affektiven Zustände zur Beeinflussung hin auf ein Ziel zu nutzen. Dafür werden immer wieder Methoden erdacht, ausprobiert und erweitert. Viele rhetorische, imaginative, körperorientierte, gestalterische und aufstellungsbasierte Verfahren zielen dezidiert darauf ab, aus der Rationalität herauszuführen und eine affektive Ebene zur Möglichkeit der Beeinflussung zu erreichen, um Zielsetzungen über ein affektives Erleben das angenehm oder unangenehm ist, attraktiv/unattraktiv zu machen.¹⁴ Vieles läuft wahrscheinlich über die Beziehungsarbeit und ihr „Pacing“, die Zutaten hinzugibt, die auch außertherapeutische Beziehungen gelingen lassen und oft im besten Sinne manipulative Elemente enthalten – schließlich sind unsere Freundschaften vielfach nicht von dezidiertem Rationalität geprägt. Im Rahmen von Therapie lässt sich beispielsweise das Phänomen der Übertragung, also die Übertragung von alten Beziehungsmustern auf neue Personen (beispielsweise ein Konflikt des Vaters mit dem älteren Therapeuten, wie es Freud nicht nur einmal passierte), manipulativ nutzen. Nicht als zynische Spielerei mit Klient:innen, sondern insofern bestimmte Anfragen von Klient:innenseite an den:die Therapeut:in sich so zu verhalten, dass ein altes Muster aufrecht erhalten wird, von dem:der Therapeut:in aktiv wahrgenommen und vermieden oder – so handhabt es die Psychoanalyse – einbezogen wird. So können Klient:innen an Themen hingeführt werden, die schwer, schmerzhaft und gefährlich erscheinend sind. Als Therapeut:in stellt man sich dann gewissermaßen in den Weg, wo alte Mechanismen und Abwehrstrategien greifen, und versucht neue Perspektiven anzubieten. Wie unterscheiden sich dann instrumentell-rationale, kapitalistische Selbstoptimierungslogik und die damit verbundenen Angebote von Coaching und Ähnlichem auf Grundlage der bisher erarbeiteten Konzeptbausteine? Diese Frage soll uns auf den letzten Seiten beschäftigen.

Machen wir also einen ersten Unterschied von Selbstoptimierungsbestrebungen, die instrumentell-rational orientiert sind, und jenen, die im therapeutischen Rahmen ihren Platz finden können: Coaches, die auf den Vermarktungs- und Profitorientierungszug aufspringen, fixieren zu einem Gutteil auf den Aspekt der Begierdeausnutzung und -schaffung (wie auch Werbetreibende im Konsumkapitalismus). Sie nutzen hierfür den Topos der Selbstoptimierung in Form von allgemeinen Versprechen von Glück, Zugehörigkeit, Reichtum und Schönheit oder spezifischen Versprechen wie Körperidealen, Alltagserleichterungen, Leistungsverbesserungen und Lifestyle manipulativ, gerade auch aus der Notwendigkeit heraus in einer schier endlosen Selbstpräsentations- und Warenwelt sich selbst, neue oder zumindest verbesserte Dienste und Produkte verkaufen zu müssen, um Aufmerksamkeit, Anerkennung und einen Profit zu erwirtschaften. Ein liberales Verständnis von Leben lässt uns als Individuen letztlich immer das Recht, jede Begierde in den Mittelpunkt zu stellen und zu verfolgen. Das nutzen Coa-

ches (und Werbetreibende) egoistisch zum eigenen Profit und intransparent für die Coachees, indem sie diese und jene Variante als optimales Leben, dieses und jenes Produkt oder diese und jene Optik als notwendiges Mittel für ein optimales Leben suggerieren. Es geht hier um ein von Außen übergestülptes Bild mit dem darauf abgezielt wird, einfach ein schmerzfreies Leben zu leben, sich selbst als Mittelpunkt des Universums zu positionieren, oder Anerkennung in einem bestimmten Kreis von Personen bzw. der Gesellschaft zu erlangen – besser, größer, schöner, schneller zu sein, auf diese eine normierend vorgeschriebene Art, die beurteilt, wie gut man sei. Es geht um standardisierte Ideale und Abhängigkeiten von diesen, auf die hin manipuliert wird; nicht das Individuum und die individuelle Bedürfnislage sind wichtig, sondern die Masse. Das zeigt sich auch in der Ausgestaltung vieler Angebote der Coaching-Industrie, die teilweise vorausgenommene Videosessions, Arbeitsbücher für zu Hause, Veranstaltungen vor großem Publikum und Bewerbungen für Einzelcoachings für teures Geld verkaufen, denn es geht oft nicht um die individuelle Arbeit mit einem:r Klient:in, sondern um standardisierte Abläufe, die für eine Allgemeinheit gemacht sind. Im Rahmen der Therapie stellen sich Therapeut:innen in individuell gestalteter Beziehung zur Verfügung, um Bedürfnisse zu entdecken, freizulegen, was hilfreich und wohltuend sein kann. Statt um standardisierte Optima von außen und Abläufe ‚aus der Konserve‘ geht es um die Erarbeitung des individuellen und auch erreichbaren Besseren. Es geht darum, näher bei sich zu sein, also den Fokus auf die eigene Innerlichkeit zu legen, das was man selbst braucht und möchte, und damit auch ein Unabhängigwerden von vorgegebenen Bildern, vom Wollen und Profit der Anderen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass Therapie hin zu einem „Besser“ nicht auf die persönliche Bereicherung von Anbieter:innen abzielt, während in der Coaching-Industrie die Selbstoptimierung als Topos dafür genutzt wird, Coachees mit Versprechungen zu locken, um damit Geld zu verdienen. Der Ausgang für die Coachees ist diesen Anbietern in der Regel egal. Die oft einfachen Versprechen, die dort gemacht werden, bedingen sogar durchaus, dass sich Coachees von bestimmten Coachings hinterher schuldig fühlen und selbst abwerten, da sie die Selbstfokussierung, das Glück, den Reichtum, die Zugehörigkeit oder die Schönheit nicht gefunden haben, wo es doch so einfach sei (nicht mal das bekommen sie also hin). Erstaunlich oft heißt es in der Coaching-Industrie, dass man „einfach nur X machen müsse“ und „endlich damit anfangen solle“. Hier wird mit der Behauptung eines einfachen Rezepts, das in beispielsweise fünf Schritten zum Erfolg führe, eine Suggestion des Methodischen geschaffen, die dann umso stärker von den Coaches, die oft brillante Rhetoriker:innen sind, durch motivierendes Sprechen zum Erfolg gebracht werden soll. Oft scheitert dies, weil die Coachees mit den vorgestellten Schritten allein gelassen werden und die Manipulation durch rhetorisches Sprechen nicht unbedingt hinreicht, um tiefgreifend etwas zu verändern. Durch diese Art der Suggestion der Leichtigkeit und des rhetorischen Starkredens der eigenen Möglichkeiten zur Veränderung wird eine abhängig machende Vulne-

rabilität mitunter sogar erhöht. Nicht so im Rahmen der Therapie, in der es nicht nur eine Pflicht ist, sich als Therapeut:in auch wieder entbehrlich zu machen, sondern wo es auch um realistische Einschätzungen über gangbare Wege, regelmäßiges Besprechen des Entwicklungsstands und ggf. Modifikation des Behandlungswegs geht.

Im Falle der Therapie geht es also um das Kennenlernen des eigenen Selbst, des eigenen Wollens, Leidens und Schmerzes und einen integrativen Umgang damit, während viele Selbstoptimierungs-Angebote aus der Coaching-Industrie bloß suggerieren, dass wir unser Selbst wirklich voranbringen. Psychologisch gesehen geht es jedoch gar nicht darum, dass wir wüssten, wer wir eigentlich gerade sind, um dann auf dieser Grundlage bestehende Problemstellungen zu verbessern. Vielmehr werden ein Suchprozess und die damit verbundenen Sehnsüchte und Verunsicherungen der potentiellen Coachees für Profit ausgenutzt. Die Formeln der Coaching-Industrie sind oft erstaunlich leer, wenn sie mit aller Kraft und rhetorischer Verve die Selbstfokussierung, das Sich-selbst-in-den-Mittelpunkt-des-Universum-Stellen, herbeizupredigen versuchen und dabei den Wert des Individualismus – schillernd zwischen Empowerment und Egoismus – für sich zu nutzen wissen. Für den therapeutischen Rahmen können auch Sehnsüchte und Verunsicherungen als Grundlagen gelten, allerdings mit (zumindest) der Annahme der Entkopplung von primärer Profitorientierung. Denn aus Sehnsüchten und Verunsicherungen ergibt sich ein Gutteil des manipulativen Potentials: in der Frage danach, wer wir sind, und noch mehr: wer und was wir gerne wären und was wiederum auf jeden Fall nicht. Die Manipulierbarkeit des:der Selbstoptimierenden wird zudem im Rahmen problematischer Manipulation gleich mit hergestellt, wogegen es im Therapeutischen zum Ende eines Prozesses immer auch aktiv um die Frage gehen sollte, zu welchem günstigen Zeitpunkt sie vorbei sein kann. Coachees sind dann nicht optimiert in Bezug auf das eigene Selbst, sondern auf die Manipulierbarkeit, weil sie beständig Idealen nachkommen müssen, die wie Köder an Angeln Profitorientierter hängen oder sich als internalisierter Optimierungsdurst im immer wieder kurzen Dopaminrausch zeigen. Diese Konsumwaren, wie man manche Coaching-Angebote eigentlich nennen sollte, wecken die Hoffnung, dass das Leben doch leicht besser sein könnte (z.B. wenn man sich endlich in einen positiven ‚Yes-State‘ bringe und an erste Stelle setze) – und halten dieses stets weiter optimierbare Bessere immer offen.

Auch die Art der manipulativen Beeinflussung unterscheidet sich in beiden Bereichen und gibt uns die Gelegenheit, die Frage, was eine legitime Manipulation sein kann, mitzudenken. Mit dem freiwilligen Besuch beim Therapeuten geben Klient:innen implizit (und mitunter auch explizit) den Auftrag, auf legitime und gutartige Weise manipuliert zu werden (in Zwangskontexten stellt sich das natürlich anders dar). Diese gutartige Weise ist gerahmt von Sicherheit und Wohlwollen: nämlich so, dass Problemstellungen und Zielsetzungen verständlich und plausibel werden, dass begonnen wird, Notwendigkeiten zu sehen und sowohl jene Affektivität zu fühlen, die

möglicherweise nun für problematisch und leidvoll gilt, als auch jene, die zur Veränderungspumpe werden kann. Man handelt als Therapeut:in so im Auftrag des:der Klient:in, erhöht die Transparenz der Muster, die ablaufen, und wahrt sie auch in Bezug auf das, was als „Stattdessen“ an deren Stelle treten kann. Die Entscheidung dafür oder dagegen liegt dabei bei dem:der Klient:in. Dafür werden Perspektiven eröffnet. Heimito von Doderer schreibt in seinem Roman *Die Wasserfälle von Slunj*: „Wer es versteht und den Weg weiß, der lebt auch in der Hölle behaglich“ (von Doderer 1972: 110). Demgemäß geht es auch um das Evozieren einer Sehnsucht nach dem Besseren, also beispielsweise einem leichteren, achtsameren, freudvolleren, bewussteren und leidreduzierten Konstrukt, das Chancen bietet, Klient:innen in Bewegung zu bekommen und zu erreichen, dass die Sicherheit leidvoller Strukturen verlassen wird. Etwas also, für das es sich lohnt, das Risiko für den Weg durch den befürchteten Schmerz und das antizipierte Leid anzunehmen. Denn während in der Coaching-Industrie oft leichte Wege suggeriert werden und die Ziele oft funkelnd und glänzend dargestellt werden („higher self“, „alignment with the universe“, „unity“, um nur einige Stichworte zu nennen), ist Therapie in der Regel harte Arbeit, was auch transparent gemacht werden sollte. Es geht um die im Rahmen der Manipulation immens wichtige Attraktivität der Zielsetzung und die Unattraktivität des Status Quo. Die Zielsetzung wird gemeinsam mit Blick auf echte Bedürfnislagen und hilfreiche Orientierung (statt in die Irre zu führen) erarbeitet, reflektiert, als Grundlage für das therapeutische Ziel z.B. im motivierenden Interview lebendig gemacht – und durch den:die Klient:in für sinnvoll und attraktiv befunden und gewählt.¹⁵ Die Manipulation hin zu anderen Handlungsmustern schafft im therapeutischen Rahmen dann oft zunächst noch kein Zufriedenheitsgefühl und nutzt bewusst auch die schwierigen Affektlagen auf dem Weg zu einer Zielsetzung, während sich in der kapitalistischen Logik von Coaching-Angeboten direkt manipulativ am Belohnungssystem orientiert wird, das unmittelbare Rückmeldungen geben soll und Coachees ‚dran bleiben‘ lässt. Im Therapeutischen steht an Stelle der kurzfristigen Belohnung das langfristige Credo des Ganz-Sein-Dürfens und der Selbstermächtigung, das möglicherweise zunächst Unsicherheit und Schmerz auslösen mag; affektive Erlebnisse also, die wiederum eine wichtige Erfahrung im interpersonellen therapeutischen Prozess darstellen. Diesen Zustand in einem sicheren Rahmen gemeinsam halten zu können, macht einen wesentlichen Unterschied zur Coaching-Industrie mit ihrer schnellen Kosten-Nutzen-Rechnung besonders deutlich. Und auch der Status des:der Therapeut:in und des:der Coaches unterscheiden sich in der idealisierten Abgrenzung: Manche Coaches etablieren dezidiert asymmetrische Beziehungen, treten als gewieft Rhetor:innen und „secular spiritual guides“ (Rieff 1968) (als Priester:innen des Universums) auf, die moderne Sinnfindungslücken füllen, welche beispielsweise durch die sinkende Attraktivität religiöser Sinnfindungsangebote entstanden sind. Dagegen sollten Therapeut:innen etwaige Bewunderungsmomente durch Klient:innen thematisieren und immer wieder auf Augenhöhe in der Beziehung fokussie-

ren, um so Rieffs Annahme zu entgehen, dass sie die Priester:innen des säkulären Zeitalters sind. Sie sind professionelle Beziehungsarbeiter:innen, die helfen zu verändern. Hierin besteht eine Expertise, aber kein Grund zum Priestertum.

In therapeutischer Arbeit stellt sich der Selbstoptimierungstopos also anders dar. Im therapeutischen Rahmen vorstellig zu werden, bedingt sich weniger durch das Suchen einer Hilfestellung für die eigenen Begierden – wenngleich natürlich eine Begierde so groß und handlungsleitend geworden sein kann, dass wir Hilfe im Umgang mit ihr brauchen (siehe die Therapie von Süchten). Vielmehr lässt sich Therapie idealerweise als ein das Begierdespiel nicht mitspielender Kontext definieren, in dem ein Mangel in der Möglichkeit der vitalen, existentiellen und persönlichen Bedürfniserfüllung, in der die Fähigkeit und Ausführung ein gutes Leben zu leben – mit uns selbst und anderen – kognitiv und emotional bezogene Hilfestellungen findet. Auch hier geht es darum, etwas zu verbessern, optimaler zu machen, wenngleich vielleicht nicht im hohlen Sinne zu optimieren, wie es das Ölen einer Maschine besorgt. Schließlich mag ein Credo der therapeutischen Arbeit sein, dass gerade leistungsorientierte Klient:innen zunächst nichts erreichen müssen, um so den Weg frei zu machen, Verbesserung erreichen zu können – eine vielleicht schon inhärent manipulative Rahmung der therapeutischen Arbeit, die durch das Nicht-Erreichen-Müssen eines Ziels die gemeinsame therapeutische Arbeit zuallererst affektiv angenehm erscheinen lässt und somit attraktiv macht. Was sich in dieser Intervention bereits verbirgt, lässt sich als wesentliches Merkmal im Unterschied zum Begierdefall setzen: Hier werden Bedürfniserarbeitung und -befriedung (beispielsweise weniger unter Druck zu sein), Menschenwürde (den Menschen in seinem Bedürfnis ernst zu nehmen und ihn zu unterstützen ein selbstbestimmtes gutes Leben zu leben) und Suffizienz, also einerseits ein Genügen des Menschen, wie er ist, sowie der Eigenwert von Genügen (beispielsweise von bestimmten Dingen) als Foki gesetzt, statt einer „Schneller-Höher-Weiter-Religion“ zu frönen, wie sie bei Kurzeck beschrieben wird (Maier 2010: 67). Therapie bemüht sich so um das Entdecken und Befrieden von Bedürfnislagen und sorgt dabei dafür, dass Begierden ihre Ziehkraft verlieren, dass einem äußerlich vorgegebenen Optimum nicht mehr entsprochen werden muss. So können Begierden auf ein angemessenes genussvolles Maß reduziert werden. Therapie ist so in ihrer Form der persönlich erarbeiteten Selbstoptimierung ein Gegenspieler zur äußerlich orientierten Selbstoptimierung, die in der Coaching-Industrie zur Grundlage genommen wird.

Auch die Haltung des:der Therapeut:in unterscheidet sich wesentlich von so manchen Coaches, indem so weit wie möglich Neutralität bezüglich Problembeurteilungen, Lösungen, Beziehungen, Veränderung und individueller Konstrukte gewahrt wird. Aufrichtigkeit, Authentizität und Mitgefühl sind elementar und es wird ein vertrauenswürdiger Raum für das gemeinsame Arbeiten geschaffen, statt das Gegenüber mit einfachen Lösungs- und Problemvorstellungen zu locken. Begierden werden nicht

aufrechterhalten und gar selbst als Geschäftsstrategie genutzt und als Geldbringer gesehen. Während Bedürfnisse erarbeitet, ernst genommen und therapeutisch integriert werden, sind Begierden eher Gegenstand des Lernens eines Umgangs mit ihnen bis hin zur Befreiung von denselben, es sei denn, sie sind selbst genutzt als Antreiber im Prozess, wie es Angehörige der Coaching-Industrie oft versprechen, wenn man durch das Zu-sich-selbst-stehen beispielsweise reich werden könne oder ähnliches. Dies, also den wesentlichen Unterschied zwischen Begierden und Bedürfnissen, im Blick zu haben, scheint mir zur grundlegenden Haltung von Therapeut:innen gehören zu sollen (natürlich ist dies ein normatives Argument, dessen Ausführung einem anderen Zeitpunkt vorbehalten ist). Wenn uns also dem Gefühl nach etwas „nahegelegt“ wird, wenn wir dabei frei in der Wahl bleiben, die Zielsetzungen der Manipulation nicht schädliche, sondern gar positive sind und unsere psychische Ökologie dabei im Gleichgewicht bleibt, dann ist die rationale Kontrolle möglicherweise nicht immer vorzuziehen, auch wenn diese Annahme im Ethischen oft gemacht wird (Raz 1988: 377, Sunstein 2015: 443). Nicht zuletzt besteht im therapeutischen Rahmen immer die Möglichkeit, konkrete Verhaltensformen zu besprechen sowie das Einverständnis zur Manipulation zurückzuziehen und abzubrechen – spezifische Methoden, aber auch den gesamten Therapieprozess.

Wenn wir uns also fragen, warum diese Art der manipulativen Beeinflussung durchaus als legitim gelten kann, ließe sich das therapeutische Manipulationsszenario nochmal in anderen Worten beschreiben: als Mittel ein gemeinsam reflektiertes Bedürfnis erreich- und erfüllbarer zu machen, als eine als Angebot von Klient:innen akzeptierte, in sicherem Rahmen stattfindende und unterbrechbare Form des Beeinflussens jenseits des rationalen Radars, die nicht immer situativ bemerkt wird, aber im Großen und Ganzen besprochen ist. Die Problemstellungen problematischer Manipulation sind hier nicht vorhanden und, wenn doch, ein Fingerzeig für einen schief laufenden therapeutischen Prozess. Weder werden Klient:innen getäuscht über das, was sie vermeintlich bräuchten, noch wird ihnen ihre Freiheit für ein Dafür oder Dagegen erschwert, indem sie in einer Belohnungsschleife festhängen, oder ihre psychische Ökologie, also die Fähigkeit, sich selbst und die eigenen Handlungen in der Welt zu verordnen und zu wissen, warum etwas wie gekommen ist, unterminiert. Es sind keine Egoist:innen am Werk, die nur ihr eigenes Ziel, auch wenn dies möglicherweise negative Konsequenzen für den:die andere:n hat, zu erreichen suchen, indem sie in die Irre führen und eine Orientierungslosigkeit zu ihrem eigenen Vorteil nutzen. Manipulation im Rahmen des therapeutischen Arbeitens widmet sich nicht dem Erreichen materiellen Profits oder Macht, sondern zeigt sich als ein Mittel für das Beschreiten neuer Pfade. Nicht, weil der:die Therapeut:in primär etwas davon hat, sondern damit Klient:innen freier sein können. Die ethisch fragwürdigen Ausprägungen der Manipulation zu vermeiden, ist ein oberstes Gebot des therapeutischen Arbeitens, das in anderen Bereichen nicht immer ernst genommen wird – aber eigentlich in jeder Lebenslage ernst genommen werden sollte. Manipulieren wir

auf die skizzierte legitime Art und Weise, ist es für den:die alltägliche:n Sprecher:in oft nicht der Erwähnung wert, wenngleich uns damit die Spuren legitimer Manipulationen in unserem Alltag verloren gehen, was den Karikaturen einer ganz normalen Form der menschlichen Interaktion Vor-schub leistet und ihnen das sprachliche Feld überlässt. Manipulation trägt, wenn sie innerhalb der Grenzen der genannten Maßstäbe verbleibt, sogar zu einem guten Leben bei.

Anmerkungen

- 1 Im weiteren Verlauf werde ich von „Therapie“ schreiben, wobei diese sich letztlich auf das Psychische und auf Formen der psychischen Einwirkung bezieht.
- 2 Die Wirkungsforschung in Bezug auf Psychotherapie tappt ohnehin ein gutes Stück weit (weiter) im Dunkeln, lassen sich doch nicht alle Wirkungsfaktoren sauber gemäß einer sich naturwissenschaftlich verstehenden Psychologie operationalisieren. Was man mit größerer Sicherheit weiß, ist, dass es hilfreich ist, wenn sich die Therapeut:innen in einem therapeutischen Paradigma auskennen (egal welchem), eine zuversichtliche Haltung (auf beiden Seiten) und eine tragende therapeutische Beziehung besteht, in der die Probleme bearbeitet werden. Die spezifische Technik ist eher vierträngig hiergegen: „Ein kompetenter Therapeut wird relativ unabhängig von der spezifischen Technik aner kennenswerte Therapie-ergebnisse erzielen.“ (Wampold u.a. 2018: 210).
- 3 Dabei kann es um Symptomverbesserung gehen, eine Strukturänderung der Persönlichkeit oder ähnliches. In den letzten Jahrzehnten ist eine Ausweitung des Feldes der (psycho)therapeutischen Arbeit festzustellen. Hierbei geht es mittlerweile um die Bearbeitung eines breiten Spektrums von Problemen auch psychiatrisch nicht erkrankter Personen – „auch zur Bewältigung existenzieller Krisen [sowie] für Probleme am Rande oder diesseits des Pathologischen“ (Glatz 2022: 122). Ein weiteres prominentes Beispiel mag Irvin D. Yalom mit seinen Berichten aus der eigenen therapeutischen Praxis und seinen Romanen sein. Zuletzt war auch das Buch *Vielleicht solltest du mal mit jemanden darüber reden* von Lori Gottlieb ein Bestseller aus diesem Bereich.
- 4 Dass wichtige Figuren der Therapiegeschichte an der Populärmachung nicht unschuldig sind, zeichnet Eva Illouz (2009) nach, wenn sie deutlich macht, wie beispielsweise Carl Rogers Selbsthilferatgebersprache nutzt und auch andere professionelle Psycholog:innen sich an eine „breite Masse jener Käuferschaft wenden wollten, auf die es die Bestsellerindustrie abgesehen hat. [...] [So wird sich der] Disziplin von Kulturindustrien bedient, um sich lautstark Gehör zu verschaffen“ (30f.).
- 5 Um es gleich vorab zu sagen: Das bedeutet nicht, dass alle Coaches sich in dieser Grauzone bewegen und die Suggestion des Therapeutischen in die eigene Arbeit zur Maximierung von Profit inkorporieren. Durch die Ungeschütztheit der Berufsbezeichnung „Coach“ bedingt sich die Vielfältigkeit dieses Feldes und auch die Möglichkeit, ein Produkt oder eine Dienstleistung mit dem Anstrich therapeutisch, letztlich auch heilorientierten Arbeitens zu verkaufen. Im beruflichen Kontext gibt es durchaus sinnvolle Coachings, die sich dezidiert und transparent um Leis-

tungssteigerung bemühen. Ich nutze den Begriff „Coaching-Industrie“ um eine stärkere Abgrenzung zu fragwürdigen Praktiken der Nutzung des Selbstoptimierungstoptos mit therapeutischem Anstrich zu markieren.

- 6 Also in einem Kapitalismus, der das Einbringen der eigenen Leistung zur Schaffung von Waren in Form von Gütern und Serviceangeboten zur Erwirtschaftung der persönlichen Lebensgrundlage auf der einen, und (damit auch) die Möglichkeit, ja Notwendigkeit zur Systemerhaltung, des Konsums von Waren auf der anderen Seite als Grundprinzipien nimmt. Diese eher weite und grundlegende Beschreibung trifft auf den Kapitalismus an sich zu. Leistung und eine Art Überleistung zur Kreation eines „Mehr“ sowie Konsum auch jenseits des zur Bedürfnisbefriedigung benötigten sind die Hauptmotoren dieser Art von Wirtschaftssystem.
- 7 Wenn man denn die verstandesmäßigen Routen, also unsere logisch-rationalen Kapazitäten als die „zentralen Routen“ bezeichnen möchte – obwohl unsere Affektivität um einiges direkter zu sein scheint und auch unmittelbar zu einem Handeln motivieren kann, aber doch die Aufschlüsselung in Form einer sekundären Rationalisierung dieses affektiven Erlebens benötigt wird.
- 8 Hier unterscheiden sich die verschiedenen therapeutischen Verfahren teils deutlich. Während humanistische Ansätze wie die Gesprächspsychotherapie nach Carl Rogers oder die Systemische Therapie dem:der Klient:in den Expert:innenstatus für das eigene Problem und die dafür beste Lösung überlassen (und somit Formen der Problem-, Konstrukt-, Veränderungs-, und Lösungsneutralität wahren), verstehen sich kognitiv-behaviorale Ansätze wie die Verhaltenstherapie oder auch die Psychoanalyse stärker als asymmetrische Therapieansätze, in denen den Therapeut:innen eine gewisse Expertise für gute Lösungen zugeschrieben wird. Natürlich gibt es noch mehr Verfahren als diese und auch Therapeut:innen, die weder vollständig so noch so praktizieren, doch geht es mir hier nur um die grundsätzlich polare Unterscheidung und die Frage danach, wer eigentlich weiß, was ein „Besser“ für Klient:innen wirklich ausmacht und wie dieses „Besser“ unterschiedlich beeinflusst und erarbeitet wird.
- 9 Allerdings meint der rationale ‚Zwang‘, dass wir in einem System von Überzeugungen andere Überzeugungen in ihren inferentiellen Beziehungen wahrnehmen und so ein gewisser Schlusszwang entsteht, sie als korrekt oder eben nicht anzuerkennen: „Sie implizieren oder stützen einander oder schließen sich gegenseitig aus“ (Hügli 2016: 38). Hierfür braucht es eine gewisse Offenheit für die Anerkennung anderer Gründe als der eigenen, für die Annahme der Möglichkeit von Wahrheit, wie es auch die Bereitschaft zur regelhaften Überprüfung dieser Gründe und ihres Ortes im System der Überzeugungen braucht. Etwas, das, um ein wenig Zeitdiagnose einfließen zu lassen, heute zugunsten individueller Narrative keine Hochkonjunktur mehr zu haben scheint in einschlägigen gesellschaftlichen Debatten, in der selbst abwegigste Verschwörungserzählungen flexibel bei dem Auftauchen neuer Evidenz dagegen zurechtgebogen werden und schlussendlich eine zu unrecht als „aufgeklärt und kritisch“ geadelte Generalskepsis gegenüber den Evidenz- und Gründenvorträger:innen bereits die Diskussion und schließlich auch die Überzeugung von etwas unmöglich macht.
- 10 Historisch beschrieb der Begriff „Manipulation“ in frühesten Zeiten eine Handvoll Soldaten einer römischen Legion. Im Laufe der Zeit bewegt sich die Bedeutung über

die ‚helfenden Hand‘ hin zur ‚Handhabung‘, zur ‚kunstvollen Handhabung‘, bis die Behavioristen und die Psychoanalyse den Begriff in den wissenschaftlichen Diskurs einführen als Handhabung des Menschen mittels unbewusster psychischer Potentiale oder unserer Konditionierungsfähigkeit. Im Umfeld des Behaviorismus mag eine erste Ruchhaftigkeit von „Manipulation“ entstanden sein, die sich nach den Gräueln der nationalsozialistischen Herrschaft mit Gewalt, Desinformation und Propaganda verfestigte, beispielsweise durch die Frankfurter Schule. Die Nutzung des Begriffs ist also nicht ganz unproblematisch, muss ihr doch – zumindest übergangsweise – immer eine aufschlüsselnde Definition beigegeben werden, damit Leser:innen nicht in den unhinterfragten negativen Assoziationen hängen bleiben. Den Begriff deswegen nicht im positiven Sinne zu nutzen, erscheint allerdings auch keine sinnvolle Option, verfügen wir doch über wenig bessere Begriffe, um eine Beeinflussung jenseits unseres rationalen Radars und mittels unserer Affektivität zu beschreiben. „Persuasion“, wie es manchmal vorgeschlagen wird (Glatz 2022: 328f.), vermag hier nicht zu überzeugen: a) weiß der:die Durchschnittsbürger:in i.d.R. nicht, was der Begriff eigentlich bedeutet, b) ist die Kategorie „Persuasion“ synonym verwendbar zu „Beeinflussung“ – und damit sehr breit und wenig erklärend, wenn ein strategisch herbeigeführter Standpunktwechsel im Denken, Fühlen oder Handeln von Adressat:innen gemeint ist, und c) wird die Übersetzung von „Persuasion“ (und damit das weitere Verständnis) mit „Überreden“ oder „Überzeugen“ auch nicht ohne Kontroversen, beispielsweise im Rahmen der Disziplin Rhetorik, diskutiert.

- 11 Wünsche können ganz unterschiedliche Grundlagen haben, die sich unterscheiden lassen: Triebe kanalisieren sich in Wünsche, die, wie der Sexualtrieb, unmittelbar aus unserer Körperlichkeit heraus entstehen, ein Drang bewegt uns heftig hin zu seiner Befriedigung, wie auch ein Verlangen stark pressiert und befriedigt werden muss, sonst wird es unangenehm usw. Wir wünschen uns die Befriedigung auf Grundlage dieser ursächlichen Antriebe, was nicht heißt, dass sie unkontrollierbar wären.
- 12 Wenngleich es natürlich Menschen gibt, die ein gutes Argument hinreichend motiviert – vielleicht, so könnte man mutmaßen, auf Grundlage eines Wohlgefallens an der Konsistenz und Kohärenz dieses Arguments, das eine Einsicht generieren konnte. Auch hier hätten wir es dann wohl mit einer affektiven Komponente zu tun – so können auch Gründe manipulativ genutzt werden, denn manche sind uns angenehmer und damit attraktiver als andere, was die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass wir sie anführen mögen.
- 13 Milton H. Erickson, der Vater der Hypnotherapie, umschrieb diesen Prozess mal wie folgt: „Wenn man versteht, wie der Mensch tatsächlich seine intellektuellen Ideen verteidigt und wie emotional er dabei werden kann, sollte man erkennen, dass das erste Gebot der Psychotherapie lautet: Versuche nicht, jemanden zur Änderung seiner Ideenbildung zu zwingen, sondern begleite diese Ideenbildungen und verändere sie schrittweise und schaffe Situationen, in denen die jeweilige Person selbst ihr Denken bereitwillig ändert“ (zitiert in Zeig 1995: 119).
- 14 Man denke beispielsweise an solche Instrumente (aus vielfältigen Therapierichtungen) wie motivierende Interviews, Reframings, die Affektbrücke, Strukturaufstellungen, Ego-State-Imaginationen, paradoxe Interventionen, den Einsatz von Ironie oder provokativen Fragens, des Visualisierens usw.

- 15 Eine therapeutische Kollegin nannte den:die Therapeut:in mal „Sehnsuchtsdealer“, was zunächst kontraintuitiv klingt, da man hier doch eher die Coaching-Industrie assoziieren möchte, allerdings wird auch im therapeutischen Arbeiten eine Sehnsucht nach Besserung der eigenen Beschwerden zu einem großen Motivator.

Literatur

- Balandis, Oswald und Jürgen Straub (2018). Selbstoptimierung und Enhancement. *Journal für Psychologie* 26, 131–155.
- Barbery, Muriel (2008). *Die Eleganz des Igels*. München: dtv.
- Benesch, Hellmuth und Walther Schmandt (1979). *Manipulation und wie man ihr entkommt*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Bröckling, Ulrich (2013). *Das unternehmerische Selbst*. 5. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Courtwright, David T. (2019). *The Age of Addiction. How Bad Habits Became Big Business*. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Fischer, Alexander (2017). *Manipulation. Zur Theorie und Ethik einer Form der Beeinflussung*. Berlin: Suhrkamp.
- Fischer, Alexander (2018). Ein Parasit im Kokon des Schmetterlings? Manipulation, Kommunikation und Ethik. In: Klaus Sachs-Hombach und Bernd Zywiets (eds.). *Fake News, Hashtags & Social Bots. Neue Methoden populistischer Propaganda*. Wiesbaden: Springer, 14–49.
- Fischer, Alexander (2020). Im Schraubstock der Angst: Manipulation und unsere Disposition zur Ängstlichkeit. *Hermeneutische Blätter* 26, 1, 20–37.
- Fischer, Alexander (2022a). Then again, what is manipulation? A broader view of a much-maligned concept. *Philosophical Explorations* 25, 2, 170–188.
- Fischer, Alexander (2022b). Manipulation and the affective realm of social media. In: Fleur Jongepier und Michael Klenk (eds.). *The Philosophy of Online Manipulation*. London: Routledge, 327–352.
- Fischer, Alexander (2023). Therapeutische Manipulation. *Spektrum der Mediation* 91, 18–21.
- Fischer, Alexander und Christian Illies (2018). Modulated Feelings. The Pleasurable-Ends-Model of Manipulation. *Philosophical Inquiries* VI, 2, 25–44.
- Fischer, Alexander und Christian Illies (2024). Zwischen übermenschlichem Diskurs und unmenschlichem 1984: Ein Plädoyer für Manipulation in der demokratischen Massengesellschaft. In: Alexander Fischer und Mathis Lessau (eds.). *Rechtfertigungsspiele*. Paderborn: Brill Fink, 175–198.
- Fischer, Alexander und Sven Feurer (2024). Proposition of a Pleasurable-Ends Model of Manipulation in Marketing, and Empirical Insights into Consumer Perceptions. In Begutachtung.
- Freud, Sigmund (1995). Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. *Gesammelte Werke* 12. Frankfurt a.M.: Fischer, 3–14.

- Freud, Sigmund (1999). Über Psychoanalyse. *Gesammelte Werke* 8. Frankfurt a.M.: Fischer, 1–60.
- Gamm, Gerhard (2013). Das Selbst und sein Optimum. In: Ralf Mayer, Christiane Thompson und Michael Wimmer (eds.). *Inszenierung und Optimierung des Selbst*. Wiesbaden: Springer VS, 31–56.
- Gesang, Bernhard (2007). *Perfektionierung des Menschen*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Glatz, Winfried (2022). *Eine unstete Beziehung. Die homiletische Rezeption psychologischer und psychotherapeutischer Konzepte*. Göttingen: V&R.
- Gottlieb, Lori (2022). *Vielleicht solltest du mal mit jemandem darüber reden*. München: Goldmann.
- Hare, Robert D. (2003). *Hare Psychopathy Checklist-Revised. PCL-R*. Toronto: MHS.
- Hügli, Anton (2016). *Von der Schwierigkeit vernünftig zu sein*. Basel: Schwabe.
- Illouz, Eva (2009). *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- James, William (1890). *Principles of Psychology*. New York: Henry Holt and Co.
- Kipke, Roland (2011). *Besser werden. Eine ethische Untersuchung zu Selbstformung und Neuro-Enhancement*. Paderborn: Montis.
- Krebs, Angelika, Stephanie Schuster, Alexander Fischer und Jan Müller (2021). *Das Weltbild der Igel. Naturethik einmal anders*. Basel: Schwabe.
- Kurzeck, Peter (2011). *Vorabend*. Frankfurt a.M. und Basel: Schöffling.
- Maasen, Sabine (2011). Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern. Eine Perspektivierung. In: Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler (eds.). *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*. Bielefeld: transcript, 7–34.
- Maasen, Sabine, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler (2011) (eds.). *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*. Bielefeld: transcript.
- Maier, Andreas (2010). *Das Zimmer*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marcuse, Herbert (1969). Aggressivität in der gegenwärtigen Industriegesellschaft. In: Herbert Marcuse und A. Mitscherlich (eds.). *Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7–29.
- Mayer, Ralf, Christiane Thompson und Michael Wimmer (eds.) (2013). *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mühlhausen, Corinna und Peter Wippermann (2013). *Das Zeitalter der Selbstoptimierer*. Healthstyle 2. Hamburg: New Business.
- Nussbaum, Martha (1998). Menschliches Tun und soziale Gerechtigkeit. In: Holmer Steinfath (ed.). *Was ist ein gutes Leben?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 196–234.
- Raz, Joseph (1988). *The Morality of Freedom*. Oxford: Oxford Academic Press.
- Rieff, Philip (1968). *The Triumph of the Therapeutic. Uses of Faith after Freud*. New York: Harper Torchbook.
- Rousseau, Jean-Jaques (2010). *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*. Stuttgart: Reclam.
- Röcke, Anja (2017). (Selbst)Optimierung. Eine soziologische Bestandsaufnahme. *Berliner Journal für Soziologie* 27, 2, 319–335.

- Sachse, Rainer und Fritjof von Franqué (2019). *Interaktionsspiele bei Psychopathie. Antisoziale Manipulation erkennen und konstruktiv bewältigen*. Berlin: Springer.
- Strotzka, Hans (1975). Was ist Psychotherapie? In: Hans Strotzka (ed.). *Psychotherapie. Grundlagen, Verfahren, Indikationen*. München: Urban & Schwarzenberg, 3–36.
- Sunstein, Cass (2015). The ethics of nudging. *Yale Journal on Regulation* 2, 413–450.
- von Doderer, Heimito (1972). *Die Wasserfälle von Slunj*. München: dtv.
- Yalom, Irvin D. (2010). *Existenzielle Psychotherapie*. Bergisch Gladbach: EHP.
- Wampold, Bruce E., Zac E. Imel und Christoph Flückiger (2018). *Die Psychotherapie-Debatte. Was Psychotherapie wirksam macht*. Bern: Hogrefe.
- Wiggins, David (2005). An idea we cannot do without. In: Soran Reader (ed.). *The Philosophy of Need*. Cambridge: Cambridge University Press, 25–50.
- Zeig, Jeffrey K. (1995). *Die Weisheit des Unbewußten. Hypnotherapeutische Lektionen bei Milton H. Erickson*. Heidelberg: AUER.

Dr. Alexander Fischer
 Otto-Friedrich-Universität Bamberg
 Lehrstuhl für Praktische Philosophie
 An der Universität 2
 96047 Bamberg
 Deutschland
 E-Mail: alexander.fischer@uni-bamberg.de

Körperoptimierung und Leibgebundenheit. Kulturelle und psychische Bedeutungen permanenter Grenzüberschreitung*

Julia Schreiber, Goethe-Universität Frankfurt

Summary. In late-modern Western societies, body optimization increasingly follows a logic of permanent self-transgression, which seems to contradict the constitutive limitedness of human condition. In this article, a case study is used to illustrate how the unavailability that is conveyed in bodily experience is individually interpreted and psychologically processed, and how it is thereby also related to the cultural meanings and practices of limitless enhancement. Thus, the fading out and denial of limitedness also seems to become normalized insofar as they are just as culturally legitimized as they have psychological functions and affective qualities.

Keywords. Body optimization, corporeality, self-transgression, unavailability, psychological meaning

Zusammenfassung. In spätmodernen westlichen Gesellschaften folgen körperbezogene Verbesserungen zunehmend einer Logik permanenter Selbstüberschreitung, die in einem Widerspruch zu stehen scheint zur konstitutiven Begrenztheit leiblich-körperlichen Seins. Im vorliegenden Artikel wird anhand eines Fallbeispiels illustriert, wie die sich in der Leiberfahrung vermittelnde Unverfügbarkeit individuell gedeutet und psychisch verarbeitet wird und dabei auch in Beziehung gesetzt wird zu den kulturellen Bedeutungen und Praxen grenzenloser Steigerung. Dabei scheinen sich die Ausblendung und Verleugnung von Begrenztheit auch deshalb zu normalisieren, weil sie gleichermaßen kulturell legitimiert werden wie sie psychische Funktionen und affektive Qualitäten besitzen.

Schlüsselwörter. Körperoptimierung, Leiblichkeit, Grenzüberschreitung, Unverfügbarkeit, psychische Bedeutung

1. Körperbilder und Optimierungsanforderungen in der spätmodernen Gesellschaft

Im öffentlichen und medialen Diskurs der Gegenwart dominieren Körperbilder, die physische Attraktivität und Leistungsfähigkeit als Voraussetzung eines gelungenen Lebens präsentieren. Erfolgreich zu sein und ‚mehr‘ aus seinem Leben zu machen, scheint zunehmend darauf abzustellen, an sich und dem eigenen Körper zu arbeiten. Werbungen für Fitnessstudios, Diätprogramme und Gesichtsstraffungen fordern mit schönen und attraktiven, jungen und sportlichen, fitten und gesunden Menschen etwa dazu auf, das eigene Potenzial auszuschöpfen und das Beste aus sich herauszuholen. Im Fernsehen visualisieren Vorher-Nachher-Formate geradezu paradigmatisch die Verwandlung vom ‚hässlichen Entlein‘ zum ‚schönen Schwan‘, womit für die – zumeist weiblichen – Kandidat:innen nicht nur eine innere Transformation in Aussicht gestellt wird, sondern auch ein entsprechender sozialer Gewinn (Borkenhagen 2011). Um erfolgreich und anerkannt zu sein, so suggerieren auch Shows wie *Germanys Next Topmodel*, gilt es den Körper einsatz- und leistungsbereit zu halten, beliebig gestalten und kontrollieren zu können, und sich zugleich flexibel an die Ansprüche von Kund:innen anzupassen (Stach 2013). Diese Tendenzen haben sich seit dem Aufkommen und mit dem Bedeutungszuwachs der Internetkommunikation in den 2000er Jahren noch verstärkt (Tiidenberg und Gomez Cruz 2015): Der Körper wird gerade in sozialen Netzwerken immer mehr zum Instrument einer gezielten Selbstdarstellung und -vermarktung, wobei die Grenzen zwischen medialen Darstellungen und individuellen Praktiken zunehmend zu verschwimmen scheinen. Körperoptimierungen, dies lassen auch die kontinuierlich wachsenden Zahlen der Nutzer:innen von Fitnessstudios oder Schönheitsoperationen vermuten (beispielsweise Deutscher Sportstudio-Verband DSSV und Deloitte 2020; Deutsche Gesellschaft für Ästhetisch-Plastische Chirurgie DGÄPC 2020), scheinen längst in der alltäglichen Lebensführung angekommen zu sein.

Weitestgehend Einigkeit besteht aus sozialwissenschaftlicher Perspektive darüber, dass diese Veränderungen in Zusammenhang zu bringen sind mit einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel im Übergang zur Spätmoderne, der durch eine Ausweitung kapitalistischer Logiken auf marktferne (und ehemals auch marktbegrenzende) Institutionen und gesellschaftliche Bereiche charakterisiert ist (Dörre u.a. 2009; Schimank und Volkmann 2008). Weil sich moderne westliche Gesellschaften nur durch stetes Wachstum und Steigerung zu reproduzieren vermögen, müssen soziale Prozesse immer weiter beschleunigt und soziale Praxis immer weiter optimiert werden (Rosa 2006). Stabilität muss also zunehmend erzielt werden durch eine unentwegte Steigerung von Leistung und Effizienz, die auf die Generierung eines (ökonomischen) Mehrwerts gerichtet ist. Auf der Ebene der Individuen erfordert dies – auch angesichts der Auflösung institutioneller Strukturen in der Arbeitswelt (Sennett 1998; Voß und Pongratz 1998) und dem fortschreitenden Abbau sozialstaatlicher Absicherungen (Lessenich

2008) – sich situativ an sich ständig ändernde (Wettbewerbs-)Bedingungen anzupassen. Um im Wettbewerb mithalten zu können, vor allem aber auch, um das eigene Scheitern abzuwenden, gilt es, sich selbst zum ‚Projekt‘ zu machen und das eigene Leben gleichsam unternehmerisch zu gestalten – nicht nur berufliche Chancen permanent zu evaluieren und zu erweitern, sondern sich in allen Lebensbereichen fortwährend zu entwickeln und zu verbessern (Bröckling 2007). Dabei avanciert insbesondere der Körper nicht nur zu einem wichtigen Fundament der Realisierung einer „optimierte[n] Lebensführung“ (King u.a. 2014), sondern wird als Symbol persönlicher Qualitäten selbst zu einem Ziel von Optimierungsbestrebungen (Penz 2010; Alkemeyer 2007). Wer danach strebt, schlanker, fitter oder gesünder zu werden, so die Auffassung, bringt Qualitäten und Fähigkeiten zum Ausdruck, die mit Anerkennung belohnt werden, die mitunter beruflich unverzichtbar sind: sich selbst kontrollieren zu können, zielstrebig und leistungsfähig zu sein, sich flexibel anpassen zu können oder bereit zur Entwicklung und Wandlung zu sein (Posch 2009: 85ff.). Die Arbeit am Körper dient dabei immer mehr der Zurschaustellung „eines gelungenen, mitunter auch eines am Aufstieg orientierten Lebens“ und „einer sich wohl fühlenden, mit sich selbst im Reinen befindlichen Persönlichkeit“ (Posch 2009: 12) – während demgegenüber ein Unterlassen einen psychischen Kontrollverlust, ‚falsche‘ Werte, Ziele oder Verhaltensweisen impliziert (Schorb 2010; Orbach und von der Holfelder-Tann 2010).

Getragen wird die Optimierung von Selbst und Lebensführung strukturell nicht nur von der Notwendigkeit, sich im Wettbewerb möglichst gut zu positionieren, sondern auch vom kulturell und institutionell vermittelten Anspruch, für das Gelingen des eigenen Lebens, für Erfolg, Glück und Wohlbefinden eigenverantwortlich Sorge zu tragen (Duttweiler 2016). Denn die flexiblere Gestaltung von Arbeit und Leben verheißt zunächst auch einen Zugewinn an persönlicher Autonomie und Gestaltungsmöglichkeiten, während die Individuen in der Gegenwart wiederum zunehmend sich selbst und ‚der Gesellschaft‘ gegenüber moralisch verantwortlich gemacht werden, sich um die eigene Gesundheit zu sorgen, arbeits- und leistungsfähig zu bleiben und Armutsrisiken zu minimieren (Lessenich 2008). Insofern scheinen sich die Hoffnungen und Ansprüche der Individuen zur Selbstverwirklichung in geradezu paradigmatischer Weise auf die Indienstnahme und Verbesserung des Körpers zu beziehen: Attraktiv erscheinen zeitgenössische Formen der Körperkontrolle und -gestaltung gerade auch deshalb, weil sie suggerieren, sich eigenmächtig gegen die Unwägbarkeiten in der modernen Lebensführung abzusichern, beispielsweise gesundheitlichen Risiken oder Beeinträchtigungen der Leistungsfähigkeit vorzubeugen. Körperoptimierungen können sich für die Subjekte dann auch als etwas anbieten, das nachvollziehbar und sinnvoll, erstrebenswert und befriedigend erscheint, indem sie etwa „vermeintlich emotional und ökonomisch erfolgreiche Wege aufzeigen“ und „soziale und emotionale Normalität“ verheißen (Posch 2009: 61), sinn- und identitätsstiftend wirken (Schmincke 2011; Gerisch 2009) und mit Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit verknüpft werden (Duttweiler

2003, 2016). Erfordernisse zur (körperlichen) Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbstoptimierung werden von den Individuen folglich nicht nur als „leidvoll überfordernde Zwänge“ (Schreiber u.a. 2015: 27) erfahren, sondern mitunter auch befürwortet oder begeistert bejaht. Ihre subjektive Bedeutsamkeit erlangen Körperoptimierungen auch daraus, dass sie ‚passförmig‘ sein können für bestimmte individuelle Motivlagen und psychische Bedürfnisse und insofern als ‚Gewinn‘ erlebt werden können (Gerisch u.a. 2021; King u.a. 2020a), der äußere Zwänge, aber auch Risiken und destruktive Potenziale überlagern, verdecken oder legitimieren kann. Insofern werfen die vielschichtigen Bedeutungen und Bedingungen zeitgenössischer Verbesserungsbestrebungen Spannungen, Reibungen und Verschiebungen auf, deren Auswirkungen es noch genauer in den Blick zu nehmen gilt.

2. Grenzenlose Steigerung?

Während das Streben nach Perfektion historisch betrachtet kein Novum ist, mehren sich die Hinweise darauf, dass mit den gegenwärtigen Formen der Körperoptimierung eine „neue Qualität menschlicher Selbstverbesserung“ (Borkenhagen und Brähler 2012: 7) erreicht ist. Es deuten sich grundlegenden Wandlungen der kulturellen Bedeutung des Vervollkommnungstrebens von einem Ideal zur Norm an (Aubert 2009). Verbesserungsversuche scheinen immer weniger einem sittlich-ästhetischen Ideal von Perfektion zu folgen, das letztlich unerreichbar bleibt, als vielmehr auf eine tatsächlich realisierbare Ziellinie gerichtet zu sein, die sich überdies auch stets auf Neue verschieben ließe (King u.a. 2021: 10). In der Gegenwart lässt sich Optimierung immer mehr als eine an Investitionsabwägungen orientierte Logik der beständigen Grenzüberschreitung verstehen (King u.a. 2021), womit zugleich die Vorstellung einer geradezu unbegrenzten Verfügbarkeit von Dingen verbunden ist (Rosa 2018). Auch und besonders die Verbesserung des Körpers impliziert dabei eine unentwegte Arbeit an den gegenwärtig vorhandenen Grenzen, geht es doch etwa um eine Überschreitung der bisherigen Bestleistung, um die Unterschreitung des gegenwärtigen Körpergewichts, um die Überwindung von Widerwillen und ‚Faulheit‘ – oder, wie es sich am Beispiel der Schönheitsoperationen ganz plastisch zeigt, um die Auflösung von Körper-Grenzen durch den Schnitt mit dem Skalpell. Mehr und mehr avanciert der Körper, so ließe sich zugespitzt formulieren, sowohl in den gesellschaftlichen Diskursen als auch in den individuellen Fantasien zu einem beliebig instrumentalisierbaren und gestaltbaren Objekt, dessen Verbesserung kein Ende zu kennen scheint.

Im Verhältnis zum Selbst impliziert dieses Ideal der fortwährenden Leistungssteigerung und Selbstverbesserung schließlich auch, jene „Bedürfnisse und Bedürftigkeiten“ auszublenden,

die die Arbeitsfähigkeit (vermeintlich) schwächen würden – wie etwa das Zulassen von Ängsten, das Innehalten, das Zu-sich-Kommen, die Muße, die Einfühlung

in sich und andere, das Hören auf den Körper und die Respektierung seiner Grenzen (Abraham 2011: 253).

Und auch mit dem zeitgenössischen Körper- und Schönheitskult wird ein „über alle Veränderungs- und Vergänglichkeitsprozesse triumphierendes, von den unvermeidbaren Spuren der Lebensgeschichte gereinigtes Körperideal“ (Gerisch 2009: 130) propagiert, das Differenzerfahrungen und widerständige Bedürfnisse des Körpers negiert (Barkhaus und Fleig 2002: 11). Demgegenüber finden sich – denkt man etwa an physische und psychische Überlastungserfahrungen, die Risiken oder auch unbeabsichtigten Nebenfolgen von Körperoptimierungen – wiederum auch Hinweise darauf, dass Körper und Selbst eben nicht beliebig optimierbar sind, dass Grenzen nicht unaufhörlich überschritten und Bedürftigkeiten nicht ohne Kosten geleugnet werden können. Die mit Körperoptimierungen verbundene Logik der permanenten und damit zugleich unbegrenzten Selbstüberschreitung scheint in diesem Sinne *per se* in einem Spannungsverhältnis zur konstitutiven Begrenztheit des menschlichen Seins zu stehen – wobei die Grenzen zwischen „Kur und Optimierung“ (Bänziger 2008), zwischen „Vervollkommnungsdrang und Destruktivität“ (King 2013a: 228; dazu auch King u.a. 2020b) angesichts der, mit Optimierungen verbundenen oder zumindest in Aussicht gestellten, sozialen und psychischen Gewinne zunehmend zu verschwimmen drohen. Zu fragen wäre damit schließlich auch, wo die instrumentelle Indienstnahme und Verdinglichung des Körpers umschlagen kann in Entfremdung und Überforderung, wo Autonomieverheißungen kippen können in Optimierungszwänge und stabilisierende, emanzipatorische Funktionen abgelöst werden von (auto-)destruktiven Umgangsformen.

3. Theoretische Konzeptualisierung von Körperlichkeit

Um die Dynamiken der Veränderung von Körperpraktiken, die mit ihnen subjektiv in Verbindung gebrachten produktiven Wirkungen und Gewinne, aber auch die destruktiven Effekte und nicht-intendierten Nebenfolgen abschätzen zu können, bedarf es einer präzisen und differenzierten Analyse der mit dem Körper verbundenen vielschichtigen Bedeutungsebenen. Diese erschöpft sich nicht in einer Untersuchung der gesellschaftlich prävalenten Wahrnehmungsmuster, Denkschemata und Wissensformen und ihrer (vermeintlich) direkten Wirkung auf die Subjekte, wie sie aus sozialwissenschaftlicher Sicht etwa als Zusammenhang von Optimierungsdruck und Erschöpfungssymptomen beschrieben worden ist (beispielsweise Ehrenberg 2008). Vielmehr ist zu berücksichtigen, wie sich gesellschaftliche Anforderungen auf individueller Ebene vermitteln – wie das Erfordernis zur instrumentellen Indienstnahme und Optimierung des Körpers in unterschiedlicher Weise erlebt und gewichtet, (um-)gedeutet und bewertet, umgesetzt, kritisiert oder unterlaufen wird, und wie die damit verbundenen Vorstellungen von grenzenloser Verfügbarkeit ins Verhältnis gesetzt

werden zur ‚Eigenlogik‘ biografisch herausgebildeter psychischer Dispositionen (King u.a. 2014). Denn die Wirkmächtigkeit zeitgenössischer Körperdiskurse kann nicht ausgelotet werden, ohne auch das Zusammenwirken kultureller und psychischer Bedeutungen des Körpers und damit die ‚innere Seite‘ der Anpassung an gesellschaftliche Steigerungsanforderungen zu beleuchten.

Mit Blick auf die theoretische Konzeptualisierung des Körpers gilt es insofern auch, die in diskurs- und subjektivierungstheoretischen Ansätzen deutlich werdende Einseitigkeit hinsichtlich der Vorstellungen, was der Körper letztendlich ist, zu überwinden und sich jenem „subtile[n] Verhältnis“ zuzuwenden, „das Menschen zu ihrem Körper lebenszeitlich aufbauen, das Identitäten generiert, soziales Handeln bedingt und beeinflusst“ (Abraham 2002: 44). Aus soziologischer Perspektive hat in diesem Zusammenhang zunächst vor allem Pierre Bourdieu auf die präreflexiven und intuitiv verfügbaren Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsschemata verwiesen, die in Gestalt eines biografisch erworbenen Habitus zum Ausdruck kommen und (körperliches) Handelns anleiten. Die Verinnerlichung sozialer Ordnung lässt den Akteuren also bestimmte Verhaltensweisen als ‚stimmig‘ und ‚natürlich‘ erscheinen, wobei spürbaren Empfindungen (wie Scham, Ängstlichkeit, Schuldgefühl usw.) und den mit ihnen verwobenen körperlichen Symptomen (beispielsweise Erröten, Zittern) eine zentrale Rolle zukommt (Bourdieu 2001: 217; dazu King 2014).

Eine fruchtbare Erweiterung erfahren die Bourdieu'schen Überlegungen zu den Individuen selbst verborgenen Sinnstrukturen und ihrer spürbaren Verankerung durch das phänomenologische Verständnis des Leibseins als eine unmittelbare, spürende Weise des Selbst- und Weltbezugs, die auf die grundlegend soziale Situietheit des Menschen verweist. Denn über Blicke, Gesten und Handlungen richtet der Mensch sich leiblich in den Raum hinein; der Leib ist damit ‚zur Welt‘ (Merleau-Ponty 1966: 126). Dies schließt auch und wesentlich den Bezug zum Anderen ein, nimmt doch in jeder Begegnung die leibliche Präsenz eines Anderen auf unseren Leib Einfluss – und *vice versa*. Man kann nicht etwas berühren, ohne sich selbst im Akt der Berührung zu spüren; die Berührung wirkt damit auch zurück auf die Art und Weise, wie man sich selbst und den Anderen erlebt. Die Erfahrung des Selbst kann folglich nicht ohne den Anderen gedacht werden, womit zugleich eine Brücke geschlagen werden kann zu der aus sozialwissenschaftlicher Perspektive vielfach diskutierten ‚Einverleibung‘ gesellschaftlicher und kultureller Strukturen in den Körper. Gleichwohl muss die Leiberfahrung als etwas, das „immer schon auf fremde Ansprüche antwortet“ (Waldenfels 2000: 365) auch als etwas gedacht werden, das dem Menschen widerfährt, das betroffen machen und nie ganz zu eigen oder verfügbar gemacht werden kann. Eben weil die Körperlichkeit selbst immer wieder auch auf eine Weise erlebt werden kann, dass sich der Leib entzieht (Waldenfels 2000: 266), haftet der leiblichen Erfahrung etwas „original Unzugängliche[s]“ an (Waldenfels 1997: 70). Selbstentwicklung und psychisches Reifen erfordert insofern auch eine fortwährende Integration der Begrenztheit und Unverfügbarkeit des Seins.

Entsprechend scheinen soziologische Ansätze gerade dort an ihre Grenzen zu stoßen, wo leibliche Erfahrung nicht auch als etwas Pathisches und letztlich unverfügbar Bleibendes gedacht und diese Unverfügbarkeit wiederum auch als Ausdruck der sozialen Konstituiertheit des Menschen gefasst wird (dazu auch Schreiber 2021). Um Körperoptimierungen in ihrer Verschränkung von gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen Orientierungen zu verstehen, gilt es vielmehr, den Körper nicht nur als einen bloßen Gegenstand oder ein beliebig formbares Material zu verstehen, sondern auch die psychischen und psychosozialen Bedeutungen zu beleuchten, die vom Körperlichen selbst ausgehen, und die wiederum mit kulturellen Deutungen, Normen und Praxen verknüpft werden (King 2013b: 185). Anhand eines Fallbeispiels soll dazu im Folgenden beleuchtet werden, wie die, sich in der Leiberfahrung vermittelnde, konstitutive Unverfügbarkeit und Begrenztheit des Seins individuell erlebt, gedeutet und verarbeitet und dabei auch in Beziehung gesetzt wird zu den kulturellen Bedeutungen und Praxen permanenter Steigerung.

4. Fallbeispiel

Jennifer Brandt¹, die in Österreich geboren und aufgewachsen ist, ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 30 und als Tourismuskauauffrau in einem Reiseunternehmen tätig. Sie ist seit vielen Jahren im Bodybuilding aktiv und nimmt auch erfolgreich an sportlichen Wettkämpfen teil. Ihre gegenwärtige Lebenssituation, die in der Darstellung Frau Brandts jeglicher Spannungen, Reibungen und Konflikte entbehrt, mutet als geradezu ‚perfekt‘ an: Im Interview betont sie immer wieder, mit ihrem Job „absolut vollkommen zufrieden“ zu sein; ebenso sei sie in ihrer Partnerschaft „absolut glücklich“, weil ihr Freund ein „absolut perfekter Mann“ sei. Formal folgt ihre Erzählung dabei immer wieder dem Muster, ihre gegenwärtige berufliche und private Situation als Überwindung wiederkehrender biografischer Erfahrungen der Benachteiligung, Unterlegenheit und (ökonomischen wie beruflichen) Unsicherheit zu entfalten, wobei Frau Brandt die biografische Wende vor allem auf ihre gleichsam ‚kämpferische‘ Haltung zurückführt. Insbesondere ihre berufliche Stabilisierung versteht sie als Ergebnis übermäßiger Anstrengungen und Leistungen, als ‚Belohnung‘ für Verzicht, Entbehrung und Durchhaltevermögen, die sie auch in Verbindung mit einer bestimmten körperlichen Konstitution bringt:

Nach nem halben Jahr wurde ich dort Filialeitung aufgrund der Leistung. [...] Also dadurch, dass ich sehr verantwortungsbewusst bin, hatte ich sehr stark abgenommen. Also ich war schon richtig schlank, weil ich gesagt hatte, erst die Arbeit, dann das Essen, ne?

Den beruflichen Erfolg, so verdeutlicht sich hier, führt Frau Brandt auf ihre Leistungen und Fähigkeiten zurück, wobei sie ihr ‚Verantwortungsbewusst-

sein‘ als eine geradezu bedingungslose Erfüllung beruflicher Anforderungen präsentiert, für die sie bereit ist, körperliche Bedürfnisse zu übergehen. Dabei erscheint der starke Gewichtsverlust manifest als Folge ihres beruflichen Engagements, welche die potenziell destruktiven Auswirkungen ihrer Körperpraxis zwar anklingen lässt, deren bedrohliches Ausmaß in der Formulierung „richtig schlank“ jedoch zugleich verhüllt bleibt.

In der Darstellung Frau Brandts avanciert der Körper im Interview wie auch in ihrer Lebensführung gleichsam zu einer ‚Bühne‘ sozial beziehungsweise kulturell anerkannter Fähigkeiten und Eigenschaften, was sich auf geradezu paradigmatische Weise auch in der von ihr beschriebenen Motivation für das Bodybuilding ausdrückt:

Also Bodybuilding fand ich schon immer toll. Geprägt wurde ich in der Kindheit von diesen ganzen Superhelden. Die waren ja alle – alle, ob nun Frau oder Mann, total durchtrainiert und ethisch korrekt. Da haben die Kinder noch was gelernt wie: Tu Gutes, hilfsbereit sein, Held sein einfach.

Gesellschaftlich prävalenten Körperbildern scheinen für die Interviewte damit auch eine sinn- und identitätsstiftende Funktion zuzukommen: Denn obschon Frau Brandt durchaus auch um sportliche Erfolge bemüht ist, immer wieder an Wettbewerben teilnimmt und ihr gutes Abschneiden hervorhebt, beschreibt sie das Bodybuilding nicht etwa als eine Anpassung an (Wettbewerbs-)Anforderungen, sondern vielmehr als eine biografisch bedeutungsvolle, selbstverwirklichende Lebens- und Körperpraxis. In der Figur der Heldin beziehungsweise des Helden wird der gleichsam gestählte Körper von ihr moralisch aufgeladen als eine Verkörperung des Guten, Tugendhaften und ‚Übermenschlichen‘, das sich auch auf das erforderliche körperliche Training erstreckt:

Also man geht vier Monate in Diät – das ist aber eine Diät, die ein normaler Mensch nicht machen sollte, weil sie nicht gesund ist. Denn das Grundnahrungsmittel ist wirklich, bezieht sich nur aus Fleisch und Reis (1 Sek. Pause), ein bisschen Gemüse dazu. Aber es ist halt zwei Tage absolut kohlenhydratefrei, das heißt morgens gibt es schon Eiklar – zum Mittag gibt es Fleisch, zum Abendessen Fleisch – keine Kohlenhydrate zwei Tage – trotzdem schweres Training – dann am dritten Tag gibt es 70 Gramm Reis zu den ganzen Fleischportionen – und am vierten Tag gibt es 200 Gramm Reis. Das ist halt um den Stoffwechsel anzuregen, das heißt, es gibt wenig, viel, wenig – damit wirklich der Stoffwechsel am Laufen bleibt. Das macht man vier Monate – und nichts anderes, kein Brot – keine Schokolade, keine Kekse, keine Chips. Alles, was ich liebe, darf ich nicht – das ist manchmal psychisch wirklich nicht so – leicht [...] An manchen Tagen geht's mir halt psychisch sehr schlecht, wenn dann der Hunger kommt oder halt einfach dieser Kalorienmangel da ist, ne? Da ist man bisschen knurrig und schlecht gelaunt und – ja oder ist man unterzuckert, da wird der Kreislauf instabil (1 Sek. Pause). Ja, aber ich geh trotzdem normal arbeiten – versuch dann, Arbeit lenkt ab, ne? Vom Hunger – ja, und dann geh ich dann so von 66, 67 Kilo auf 53, 55 Kilo runter innerhalb von vier Monaten. Ja (1 Sek. Pause), das ist

schon – so die – die Kunst. Aber ich sag nicht mal, der Wettkampf ist nicht das entscheidende, sondern der Weg ist das Ziel für mich. Also wirklich dieses – dass man sich so selbst beherrscht, dass man die Disziplin aufweist, sich so runterzuhungern.

Insgesamt verdeutlicht sich in der Körperpraxis Frau Brandts ein eher instrumentelles Verhältnis zum Körper, der auf seine Funktionalität, auf Stoffwechselprozesse, auf eine penibel berechnete Kalorienzufuhr, auf ein optimales Training reduziert wird. Der Umgang mit dem Körper erscheint dabei in hohem Maße getaktet und effizient in dem Sinne, dass bei einer minimalen Versorgung ein möglichst gutes Ergebnis erzielt werden soll. Manifest werden die physischen und psychischen Symptome, die aus der Unterversorgung des Körpers resultieren, von Frau Brandt dabei durchaus auf die Diät und das körperliche Training zurückgeführt. Zugleich verweist die sprachliche Form ihrer Erzählung auch auf eine spezifische Weise der Deutung und Verarbeitung körperbezogener Optimierung: eine Abgrenzung vom ‚Normalen‘, die der Interviewten den Status des Besonderen verleiht. Den extremen Gewichtsverlust versteht sie schließlich weniger als einen überfordernden, potenziell schädigenden Umgang mit sich selbst, sondern vielmehr als eine „Kunst“ und damit als eine Art schöpferische, kreative (und anerkennungswürdige) Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper.

Be- und Überlastungserfahrungen scheinen von Frau Brandt dabei auch deshalb in Kauf genommen, mitunter geradezu herausgefordert zu werden, weil ihnen eine bedeutende Rolle für ihr Selbstverständnis und ihre innere Stabilisierung zukommt. Eindrücklich zeigt sich dies auch in der Art und Weise, auf die sie die (selbst herbei geführte und zugleich als äußeres Verbot präsentierte) Entbehrung all dessen, ‚was sie liebt‘ in Zusammenhang bringt mit den körperlichen Mangelerscheinungen – die affektiv-leibliche Bezogenheit damit gleichsam verkehrt in ein körperliches Bedürfnis, das es zu überwinden beziehungsweise sich zu versagen gilt. Dabei scheint die Interviewte die teils extreme Selbstdisziplinierung auch dadurch aufrechterhalten zu können, dass diese mit entsprechenden leiblich-affektiven und psychischen Qualitäten verbunden ist: einem Kontroll- oder Machtgefühl, das aus dem Aushalten oder Überwinden des von ihr mehrfach hervorgehobenen Leids resultiert und sich darüber geradezu spürbar in den Leib einzuschreiben vermag. Psychisch ist die Überwindung körperlicher Bedürfnisse und Grenzen damit in dem Sinne funktional, als sie einer ‚Befreiung‘ von all jenem gleicht, das auf eine grundlegende Angewiesenheit und Abhängigkeit verweist, wobei die potenziell destruktiven Folgewirkungen dieser Körperpraxis zugleich im Mantel kultureller ‚Höherwertigkeit‘ verdeckt bleiben.

5. Fazit

Exemplarisch zeigt sich am Beispiel von Frau Brandt zunächst, dass Optimierungsbestrebungen von zwei Seiten hervorgebracht werden (King u.a.

2014): Die körperliche Disziplinierung erscheint äußerlich einerseits als Modus einer Lebensführung, die auf die Anpassung an Wettbewerbs- und Leistungsanforderungen gerichtet ist und berufliche und ökonomische Sicherheit erzeugen soll. Körperoptimierungen können dabei etwa als Ausdruck einer sozial oder moralisch höherwertigen Lebensweise verstanden und auf individueller Ebene mit entsprechenden Hoffnungen auf Anerkennung verwoben werden, während Bedürftigkeiten und Begrenzungen zugleich als Reibungen und Verluste verursachende Störfaktoren tendenziell verhüllt, ausgeblendet oder negiert werden müssen. Zugleich offenbart erst die präzise Analyse auch der weitestgehend nicht-bewussten Motivationen und Bedeutungszuschreibungen, dass die permanente Überschreitung körperlicher Grenzen andererseits auch in psychischer Hinsicht funktional sein kann – stellt sie doch Möglichkeiten der Kontrolle des leiblich Unverfügbaren, eine Lösung aus Abhängigkeit und Angewiesenheit in Aussicht. Entsprechende Körperbilder und -praktiken erlangen ihre Wirkmächtigkeit folglich gerade auch daraus, dass sie mit bestimmten psychischen und leiblich-affektiven Qualitäten verbunden sind, in spezifischer Weise betroffen machen können und (etwa in Form von Ohnmachts- oder Kontrollgefühlen) spürbar Evidenz erlangen. Zeitgenössische Vorstellungen des manipulierbaren, gestaltbaren und beherrschbaren Körpers scheinen also gerade dort nachhaltig einverleibt zu werden, wo sie als Lösungen für die mit dem körperlich-leiblichen Sein unweigerlich verbundenen Ängste, Ohnmachts- und Unsicherheitsgefühle erscheinen: im Verhältnis zum Selbst etwa durch die Fantasie, körperliche Grenzen zu verschieben oder zu überwinden, oder im Verhältnis zum Anderen etwa durch die Möglichkeit, Zuwendung und Anerkennung zu gewinnen, ohne sich als abhängig oder verletzlich erleben und zeigen zu müssen.

Leibphänomenologisch betrachtet stellen Optimierungsdiskurse insofern kulturelle Deutungsfolien bereit, in denen die Unverfügbarkeit des Leiblichen als eine Unzulänglichkeit des (Körper-)Selbst gedeutet und bewertet wird, die zugleich als beherrschbar und überwindbar erscheint. Vor diesem Hintergrund wäre zu vermuten, dass die leibliche Erfahrung von Selbst und Welt, die unweigerlich stets auch auf die konstitutive Begrenztheit und Angewiesenheit menschlichen Seins verweist, in der Gegenwart zunehmend zugunsten einer Logik der Verfügbarkeit und Kontrollierbarkeit verdrängt wird. Denn während die äußeren Bedingungen der Lebensführung immer unsicherer und unüberschaubarer werden, scheinen die inneren Voraussetzungen ihrer konstruktiven Bewältigung (im Sinne einer psychischen Integration von Unverfügbarkeit) durch die prävalenten kulturellen Deutungen und Praktiken unterlaufen zu werden. Körperoptimierungen werden dann immer weniger zur ‚Wahl‘, sondern immer wichtiger, um überhaupt am sozialen Leben und Arbeitsmarkt teilhaben zu können, um die berufliche und soziale Situation erhalten zu können. Und sie scheinen auch in psychischer Hinsicht zunehmend unverzichtbar, um Verunsicherungen im eigenen Körper, Ohnmachts- und Unzulänglichkeitsgefühle zu kontrollieren und ein Gefühl von Normalität und Sicherheit herzustellen. Die dest-

ruktiven Auswirkungen einer permanenten Selbstüberschreitung scheinen wiederum gerade auch deshalb so nachhaltig ausgeblendet oder verleugnet, negiert oder umgedeutet werden zu können, weil sie kulturell nicht nur zunehmend als ‚normal‘ gelten, sondern mitunter als Zeichen besonderer Anstrengung oder Leistung sogar positiv konnotiert werden. Damit drohen Körperoptimierungen schließlich immer weiter gerade jene produktiven, für die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen ebenso wie die individuelle Entwicklung unverzichtbaren Formen der Anerkennung von Unverfügbarkeit zu unterlaufen.

Anmerkungen

- * Der vorliegende Artikel enthält überarbeitete Abschnitte einer bereits veröffentlichten Dissertation (Schreiber 2021).
- 1 Das Interview entstammt einem Dissertationsprojekt, in dessen Mittelpunkt die Untersuchung von Körperpraxis und Leiberleben im Kontext spätmoderner Optimierungsanforderungen stand (Schreiber 2021). Dafür wurden narrativ-biografische Interviews mit Männern und Frauen im Alter von 25 bis 40 Jahren durchgeführt und gemäß dem methodischen Vorgehen der Objektiven Hermeneutik sequenzanalytisch ausgewertet. Theoretisch-konzeptuell und methodisch-methodologisch war die Dissertation dabei angelehnt an das von 2012 bis 2018 unter der Leitung von Prof. Dr. Vera King (Frankfurt a.M.), Prof. Dr. Benigna Gerisch (Berlin) und Prof. Dr. Hartmut Rosa (Jena) durchgeführte Forschungsprojekt „Aporien der Perfektionierung in der beschleunigten Moderne“ (vgl. dazu beispielsweise Gerisch u.a. 2021; King u.a. 2021; Rosa u.a. 2021; King u.a. 2018; Schreiber u.a. 2015; King u.a. 2014). Der Name sowie alle persönlichen Daten der in diesem Artikel zitierten Interviewten sind anonymisiert. Die Transkription ist wortwörtlich, aber zugunsten der Lesefreundlichkeit stark vereinfacht, d.h. Stockungen, Abbrüche und Füllwörter (beispielsweise „ähm“) entfernt. Zudem sind Auslassungen in Interviewzitate, die aus Platzgründen nicht vollständig wiedergegeben werden konnten, entsprechend gekennzeichnet: [...].

Literaturverzeichnis

- Abraham, Anke (2002). *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Abraham, Anke (2011). Der Körper als heilsam begrenzender Ratgeber? Körperverhältnisse in Zeiten der Entgrenzung. In: Reiner Keller und Michael Meuser (eds.). *Körperwissen*. Wiesbaden: VS, 31–52.
- Alkemeyer, Thomas (2007). Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults. *Aus Politik und Zeitgeschichte: APuZ* 18, 6–18.
- Aubert, Nicole (2009). Dringlichkeit und Selbstverlust in der Hypermoderne. In: Vera King und Benigna Gerisch (eds.). *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*. Frankfurt a.M.: Campus, 87–100.

- Bänziger, Peter-Paul (2008). Zwischen Kur und Optimierung. Körper als Problem. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 104, 1, 67–81.
- Barkhaus, Annette und Anne Fleig (2002). Körperdimensionen oder die unmögliche Rede von Unverfügbarem. In: Annette Barkhaus und Anne Fleig (eds.). *Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle*. Paderborn: Wilhelm Fink, 9–23.
- Borkenhagen, Ada (2011). Das kosmetische Selbst: Aspekte zu einem neuen Sozialisationstyp. Schönheitschirurgisches Enhancement als Selbsttechnologie am Beispiel von Schönheitsoperationsshows und Modelcastingsendungen. *Psychoanalyse im Widerspruch* 23, 45, 7–19.
- Borkenhagen, Ada und Elmar Brähler (eds.) (2012). *Die Selbstverbesserung des Menschen. Wunschmedizin und Enhancement aus medizinspsychologischer Perspektive*. Gießen: Psychosozial.
- Bourdieu, Pierre (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Deutsche Gesellschaft für Ästhetisch-Plastische Chirurgie DGÄPC (ed.) (2020). DGÄPC-Statistik 2019–2020. Zahlen, Fakten und Trends der Ästhetisch-Plastischen Chirurgie. *DGÄPC*. URL: https://www.dgaepc.de/wp-content/uploads/2020/09/DGA%CC%88PC_Statistik-2019-2020_101120.pdf [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Deutscher Sportstudio-Verband DSSV und Deloitte Touche Tohmatsu Limited (2020). Anzahl der Mitglieder der Fitnessstudios in Deutschland von 2003 bis 2020. *Statista*. URL: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/5966/umfrage/mitglieder-der-deutschen-fitnessclubs/> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Dörre, Klaus, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa (2009). *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Duttweiler, Stefanie (2003). Body-Consciousness. Fitness – Wellness – Körpertechnologien als Technologien des Selbst. *Widersprüche* 87, 31–45.
- Duttweiler, Stefanie (2016). Nicht neu, aber bestmöglich. Alltägliche (Selbst)Optimierung in neoliberalen Gesellschaften. *Aus Politik und Zeitgeschichte: APuZ* 37–38, 27–32.
- Ehrenberg, Alain (2008). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gerisch, Benigna (2009). Körper-Zeiten. Zur Hochkonjunktur des Körpers als Folge der Beschleunigung. In: Vera King und Benigna Gerisch (eds.). *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*. Frankfurt a.M.: Campus, 124–143.
- Gerisch, Benigna, Benedikt Salfeld, Christiane Beerbom, Katarina Busch und Vera King (2021). ‚Wer schön sein will, muss schneiden‘. Zur Psychodynamik biographisch disponierter Instrumentalisierung von Schönheitschirurgie. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 239–260.
- King, Vera (2013a). Die Macht der Dringlichkeit. Kultureller Wandel von Zeitgestaltungen und psychischen Verarbeitungsmustern. *Swiss Archives of Neurology and Psychiatry* 164, 7, 223–231.
- King, Vera (2013b). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen: Leske und Budrich.

- King, Vera (2014). Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. Methodologische und konzeptionelle Bezüge zur Psychoanalyse sowie sozialpsychologische Perspektiven im Werk Bourdieus. *Sozialer Sinn* 15, 1, 3–28.
- King, Vera, Diana Lindner, Julia Schreiber, Katarina Busch, Niels Uhlendorf, Christiane Beerbom, Benedikt Salfeld, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (2014). Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverbesserung zu eigen machen. In: Sven Kluge, Ingrid Lohmann und Gerd Steffens (eds.). *Jahrbuch für Pädagogik 2014. Menschenverbesserung – Transhumanismus*. Frankfurt a.M.: Lang, 283–300.
- King, Vera, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa, Julia Schreiber und Benedikt Salfeld (2018). Überforderung als neue Normalität. Widersprüche optimierender Lebensführung. In: Thomas Fuchs, Lukas Iwer und Stefano Micali (eds.). *Das überforderte Subjekt*. Berlin: Suhrkamp, 227–257.
- King, Vera, Benigna Gerisch und Julia Schreiber (2020a). „...to really have everything completely perfect“. On the psychodynamics of contemporary forms of body optimization. *Psychoanalytic Psychology* 37, 2, 148–157.
- King, Vera, Benigna Gerisch, Julia Schreiber und Benedikt Salfeld (2020b). Der perfektionierte und der malträtierte Körper. *Psychodynamische Psychotherapie* 19, 4, 394–404.
- King, Vera, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (2021). Einleitung: Lost in Perfection. Optimierung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 7–21.
- Lessenich, Stephan (2008). *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: transcript.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Orbach, Susie und Cornelia von der Holfelder-Tann (2010). *Bodies. Schlachtfelder der Schönheit*. Zürich: Arche-Verlag.
- Penz, Otto (2010). *Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Posch, Waltraud (2009). *Projekt Körper. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Rosa, Hartmut (2006). Wettbewerb als Interaktionsmodus. Kulturelle und soziokulturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft. *Leviathan* 34, 1, 82–104.
- Rosa, Hartmut (2018). *Unverfügbarkeit*. Wien und Salzburg: Residenz Verlag.
- Rosa, Hartmut, Diana Lindner und Jörg Oberthür (2021). Missing Link. Wie Organisationen die Imperative dynamischer Stabilisierung und das individuelle Streben nach Selbstoptimierung zur Passung bringen. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 62–79.
- Schimank, Uwe und Ute Volkmann (2008). Ökonomisierung der Gesellschaft. In: Andrea Maurer (ed.). *Handbuch der Wirtschaftssoziologie*. Wiesbaden: VS, 382–393.
- Schmincke, Imke (2011). Bin ich normal? Körpermanipulationen und Körperarbeit im Jugendalter. In: Yvonne Niekrenz und Matthias D. Witte (eds.). *Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten*. Weinheim: Juventa, 143–154.

- Schorb, Friedrich (2010). Fit for fun? Schlankheit als Sozialprestige. In: Bettina Paul und Henning Schmidt-Semisch (eds.). *Risiko Gesundheit. Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 105–121.
- Schreiber, Julia (2021). *Körperoptimierung. Selbstverbesserung zwischen Steigerungsdruck und Leibgebundenheit*. Wiesbaden: Springer.
- Schreiber, Julia, Niels Uhlendorf, Diana Lindner, Benigna Gerisch, Vera King und Hartmut Rosa (2015). Optimierung zwischen Zwang und Zustimmung. Institutionelle Anforderungen und psychische Bewältigung im Berufsleben. *psychosozial* 38, 141, 27–42.
- Sennett, Richard (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Stach, Anna (2013). Einübung in einen kritischen Blick auf den weiblichen Körper – Die Sendung Germany's Next Topmodel und ihre Bedeutung für die Körpersozialisation junger Frauen und Männer. In: Birgit Bütow, Ramona Kahl und Anna Stach (eds.). *Körper, Geschlecht, Affekt – Selbstinszenierungen und Bildungsprozesse in jugendlichen Sozialräumen*. Wiesbaden: Springer, 117–135.
- Tiidenberg, Katrin und Edgar Gomez Cruz (2015). Selfies, image and the re-making of the body. *Body and Society* 21, 4, 77–102.
- Voß, Günter und Hans J. Pongratz (1998). Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der „Ware Arbeitskraft“? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 1, 131–158.
- Waldenfels, Bernhard (1997). Phänomenologie des Eigenen und des Fremden. In: Herfried Münkler (ed.). *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Berlin: Akademie Verlag, 65–83.
- Waldenfels, Bernhard (2000). *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dr. Julia Schreiber
 Goethe-Universität Frankfurt
 Institut für Soziologie
 Professur für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie
 Theodor-W.-Adorno-Platz 6
 60323 Frankfurt am Main
 Deutschland
 E-Mail: j.schreiber@soz.uni-frankfurt.de

Zählen, messen, kontrollieren. Über eine ambivalente Technik der (Post)Moderne oder: wie aus persönlichem Geltungsdrang ein gesellschaftliches Problem werden kann

Nils Zurawski, Akademie der Polizei Hamburg/Universität Hamburg

Summary. Being better, improving, perfecting oneself – an urge that is stimulated, controlled and satisfied not least by digital technologies such as fitness wristbands. With the quantification of the tangible world as well as the social life, we have to ask for the moral basis of the relevant measurements and what a sociology of a better self may look like. Which meaning is ascribed to metric indicators in relation to power and domination in a (post)modern world? A theoretical and empirical perspective.

Keywords. Self-optimization, quantified-self, measuring, distinction, societal self-awareness, subjectivity, indicators, doping

Zusammenfassung. Besser sein, besser werden, sich perfektionieren – ein Drang, der nicht zuletzt mithilfe digitaler Technologien wie Fitnessarmbändern angeregt, überprüft und befriedigt werden soll. Mit der Quantifizierung der erfahrbaren Welt und des sozialen Lebens muss die Frage gestellt werden, welche moralischen Grundlagen die entsprechenden Maßeinheiten haben und was eine Soziologie vom besseren Selbst ausmacht. Welche Bedeutung haben metrische Indikatoren für Macht- und Herrschaft in einer (post)modernen Welt? Eine theoretisch-empirische Betrachtung.

Schlüsselwörter. Selbstoptimierung, „Quantified-Self“, Messen, Distinktion, Selbsterkenntnis der Gesellschaft, Subjektivierung, Indikatoren, Doping

1. Einleitung

Sind Zählen und Messen ein Problem, wie es der Titel des Aufsatzes suggerieren möchte? Handelt es sich nicht, so der berechtigte Einwand, um Kulturtechniken, die wichtig, für ein Leben im 21. Jahrhundert gar zentral

sind, menschliche Konstanten, ohne die individuelle als auch soziale Sinn-erzeugung gar nicht denkbar wären? Ja, das ist wohl so. Und dennoch lohnt sich ein Blick darauf, gerade auf die Selbstverständlichkeit mit der wir gegenwärtig (seit etwa 250) Jahren, die Dinge zählen, sie messen und gesellschaftliche Kontrolle und Herrschaft auch damit vor allem bürokratisch operationalisieren. Um zu zeigen, welche Rolle das Zählen und Messen insbesondere für eine wie auch immer verstandene Verbesserung des Selbst tatsächlich hat, möchte ich mit einer Anekdote starten, die zeigt, wie selbstverständlich dieses in Alltagserzählungen zum Vorschein kommt.

In dieser Anekdote, kolportiert von einer Freundin, die in einem größeren Unternehmen arbeitet, geht es um acht Teilnehmer:innen eines Führungskräfteseminars. Diese wurden, nicht unüblich in solchen Seminarkontexten, nach ihren Stärken und Schwächen gefragt. Sechs von ihnen antworteten auf die Frage nach ihrer persönlichen Schwäche: Perfektionismus. Was hier sicherlich auch zu einem großen Teil blanke Koketterie ist sowie eine als wünschenswert angenommene Antwort in einem Führungskontext unter Kolleg:innen, verweist gleichzeitig aber auf einen sozialen Diskurs der Gegenwart, nämlich den der Selbstoptimierung, einem „zentralen Topos“ der Gegenwart (vgl. Röcke 2021: 216).

Dieses Phänomen hat nicht zuletzt mit dem Aufschwung digitaler Technologien und Medien über die „Quantified-Self“-Bewegung auch den Mainstream jenseits von Foucault erreicht und ist Teil aktueller Gegenwartsdiagnosen und weitergehender sozialer Theorien, die nicht nur auf eine (durchaus hohe) Verbreitung von modischen Fitnessbändern zurückzuführen sind. Insbesondere durch eine massenhafte Verbreitung von Smartphones und entsprechenden digitalen Angeboten, Leistungen zu protokollieren, Körperdaten zu messen und darauf beruhende Erkenntnisse zu teilen, die dann wiederum zu einem Teil sozialer Interaktionen und Subjektivierungsprozessen werden, ist Selbstoptimierung ein Thema. Und es sind durchaus unterschiedliche Dimensionen, die in der Untersuchung und Debatte eine Rolle spielen können – von der Verbesserung eigener Leistungen in Schule, in Onlinespielen oder beim Sport bis hin zu Gewichtskontrollen oder sozial erwünschten und erwarteten Verhaltensweisen, die man zur „öffentlichen“ Vorführung hin optimieren muss und will.

Dabei ist die Selbstoptimierung nicht allein auf eine Nutzung solcher Technologien zu reduzieren, sondern umfasst Gesellschaft und soziale Phänomene in zentral prägender Weise. Obschon das „Selbst“ so prominent in dem Begriff vorkommt, muss Selbstoptimierung als soziale Praxis begriffen werden, die über den Aspekt eines individuellen Trainings, wie es beispielsweise aus dem Sport seit langem bekannt und dort gebräuchlich ist, weit hinaus geht. Diese soziale Praxis geht auch über ein Streben nach Perfektion hinaus, auch wenn diese ein wichtiger Teil davon ist – „perfekt sein“ wird hier zu einem Imperativ. Jenseits der theoretischen Einbettungen des Begriffes und seiner historischen Herleitung, erscheint es mir wichtig und für eine Diskussion des Begriffes und seiner sozialen Bedeutung zentral, darauf zu schauen, wie und woran beispielsweise diese hier ange-

sprochene Perfektion zu messen ist. Welche Vergleichsmöglichkeiten bieten sich, woran erkenne ich Perfektion oder das Optimum, und wie sind solche Referenzen in gesamtgesellschaftliche Prozesse und Entwicklungen eingebettet? Um zu verstehen, warum Selbstoptimierung nicht einfach nur eine übersteigerte Version von Perfektionsdrang ist, die als Neurose bei Individuen vorkommt, sondern warum es sich dabei um eine konsequente Entwicklung handelt, die nicht zufällig mit der ubiquitären digitalen Durchdringung der Lebenswelten einhergeht, möchte ich einen (nicht nur historischen) Blick auf verschiedene Praktiken des Zählens und Messens werfen. Diese sind in besonderer Form konstitutiv für eine Moderne und als Technik aus unseren Lebenswelten nicht mehr wegzudenken. Letztlich sind damit auch Praktiken der Kontrolle und Überwachung verbunden, denn auch Selbstoptimierung ist ein ganz selbstverständlicher Teil einer Kultur der Überwachung, die als Konsumpraxis Teil von Gewohnheiten und Lebenswelten geworden ist (vgl. Zurawski 2021).

An diese einleitenden Worte anschließend, soll, über eine Einordnung des Begriffes der „Selbstoptimierung“ und die Bedeutung von Zählen und Messen in der Moderne, an einem Beispiel gezeigt werden, wie sich gleichzeitig Widersprüche und Komplizenschaft in dem Drang nach individueller Verbesserung und kollektiver Kontrolle, Überwachung und Beeinflussung aufzeigen lassen. Zählen und Messen ist sozial ebenso hilfreich und gesellschaftlich emanzipatorisch wie totalitär und destruktiv. In einem digitalen Zeitalter sind sie unentrinnbare Aspekte von Macht und Herrschaft sowie der individuellen Freiheit.

2. Die Soziologie vom besseren Selbst

Es scheint mir einigermaßen sicher zu sein davon zu sprechen, dass Foucault am Anfang einer Verwendung des soziologischen Konzeptes der Selbstoptimierung steht – auch wenn Röcke (2021: 123) zufolge Selbstoptimierung als Begriff bei ihm gar nicht vorkommt. Die von Foucault in verschiedenen Schriften ins Spiel gebrachten „Selbst-Techniken“, die „Selbstführung“ sowie eine „Regierung des Selbst“, sind in diversen Ansätzen zum Thema Selbstoptimierung die zentralen Bezugspunkte (vgl. Foucault 1986a, 1986b; siehe auch Butler 2015). In Foucaults *Überwachen und Strafen* (1994) ist eben auch eine Form von Selbstführung oder -überwachung mit dafür verantwortlich, dass der von ihm geschilderte Panoptismus als ein Machtinstrument und Teil von Machtkonstellationen erfolgreich sein kann. Es waren dann insbesondere soziologische Gegenwartsanalysen, die sich den neoliberalen Entwicklungen und Krisen zugewendet haben, über die das Konzept vermehrt in die Diskussion eingebracht wurde. Darunter waren Begriffe wie das „unternehmerische Selbst“ (vgl. unter anderem Bröckling 2002), in dem eine in der Gesellschaft generell festgestellte Ökonomisierung auch das Individuum und dessen Zurichtung als Teil einer Warenordnung und Konsumkultur thematisiert wurde.¹ Bauman hat hier mit seinem

Begriff des „Konsumismus“ in die gleiche Richtung gedacht und diese Tendenzen ähnlich beschrieben (2009: 21f.). Jüngst sind zwei Publikationen erschienen, die sehr elaborierte Einordnungen dazu vornehmen. Zum einen die erwähnte Monographie von Röcke (2021), die darin eine *Soziologie der Selbstoptimierung* (so auch der Titel) entwirft und die Leitidee der Gegenwart, so ihre Bezeichnung, historisch einordnet und für weitere Analysen theoretisch brauchbar macht. Zum anderen ist zu dem Thema ein Sammelband von King, Gerisch und Rosa (2019) erschienen, welcher im Titel auch die bereits hier benutzte Rede von der Perfektion aufnimmt: *Lost in Perfection*. In diesem Sammelband werden weitere Aspekte und Dimensionen des Themas verhandelt und somit der Horizont der Debatte entsprechend erweitert. Mit dem darin befindlichen Aufsatz „Optimierung mit Zahlen und digitalen Parametern“ (King u.a. 2019) bewegt sich die Analyse dann auch wieder auf die entsprechenden Praktiken und den hier gewählten Fokus zu.

Aber worum geht es nun im Kern bei diesen und anderen ähnlichen Beschreibungen von Selbstoptimierung? Zunächst einmal geht es darin auch immer um Gegenwartsdiagnosen der Spätmoderne oder eines Spätkapitalismus, wie vor allem Reckwitz es immer wieder betont. Dessen Begriff ist die Singularität, die im Endeffekt auch beinhaltet, dass jede/r für sich ein Ideal schaffen muss, nämlich über eine „Selbstkulturalisierung der Lebensstile“ (Reckwitz 2017: 283). Nur die Optimierung des Selbst, so kann man daraus lesen, ermöglicht die angestrebte Einzigartigkeit (Reckwitz 2017: 9), mit der man sich dann auf dem Markt einer Konsumgesellschaft anbieten kann, wie man es im Sinne Baumans formulieren könnte – wobei Konsum dabei dann alles wäre, eben auch die Warenförmigkeit des Selbst (vgl. dazu auch Zurawski 2021). Selbstoptimierung ist der Weg um einzigartig zu werden – die notwendige Strategie um in der Spätmoderne und ihrer total ökonomisierten Lebenswelt als Individuum Bedeutung zu erlangen, und letztlich am gesellschaftlichen Leben sinnvoll teilzuhaben. Diese sich bereits länger anbahnenden Entwicklungen zu dem, was mal mit Spätmoderne, Postmoderne, Spätkapitalismus, Hyperkapitalismus, Neoliberalismus und weiteren begrifflichen Variationen und Kombinationen bezeichnet wird, haben mit der Digitalisierung einen kongenialen Begleiter gefunden. Dass sich diese Kombination so entwickelt hat, war nicht zwangsläufig, ist gegenwärtig aber nicht mehr voneinander getrennt zu denken. Um in der Welt der Singularitäten seinen selbstoptimierten Wert erfolgreich zu Markte tragen zu können – und dieser Markt ist überall, zwangsläufig nicht länger nur eine Option – braucht es Maßeinheiten, Messgeräte und eine Kultur, in der das zusammenlaufen kann. Einen Vorschlag dafür, wie und warum die Digitalisierung möglicherweise vorhandene Bedürfnisse befriedigen konnte und deshalb so erfolgreich war, habe ich in *Überwachen und Konsumieren* (Zurawski 2021) detailliert ausgeführt. Für eine Selbstoptimierung ist diese Begeisterung elementar, da mit den digitalen Technologien neue und enorm starke Mechanismen zur Verfügung stehen, die nun im Zuge eines „Quantifizierungskults“ (Mau 2017: 10) wirkmächtig und sehr effizient zum Einsatz kommen können. Mau weist darauf hin, dass Quantifizierungen und quantifizierte Selbstbeschreibungen die soziale

Welt nicht kreieren, gleichwohl sie ein Modus zur Herstellung von Differenz seien, die sich dann in der Erfahrung einer Singularität widerspiegeln können. Obschon sich auch Mau mit seiner Analyse innerhalb des Rahmens und der Verhältnisse einer Spätmoderne befindet (er verweist prominent auf *Der neue Geist des Kapitalismus*, vgl. Boltanski und Chapiello 2003), richtet er seine Beobachtungen und Untersuchungen wesentlich eindringlicher auf die Zahlen, die Messverfahren, sowie auf die Zusammenhänge von Maß, Erkenntnis und sozialer Ordnung. Ein wenig überraschend finde ich seine eher wenigen Bezüge zum Phänomen der Überwachung, ist doch genau diese Verbindung mehr als prominent untersucht und theoretisch erarbeitet worden. Man schaue sich zum Beispiel einmal die englischsprachigen Veröffentlichungen im Journal *Surveillance and Society* an, die eine Schlagwortsuche nach „quantified“ im Archiv hervorbringen. Stefan Selke hat bereits 2014 in seinem Buch *Life Logging* einen ähnlichen Fokus auf die Digitalisierung und mit ihr der Zentrierung des „Ich“ in und durch die Angebote digitaler Services gelegt. Eine seiner zentralen Fragen, die auch im nächsten Kapitel eine wichtige Rolle spielen wird, war dabei: Wie viel Wissen über sich selbst benötigt der Mensch? (Selke 2014: 23).

In dieser Hinsicht kann man auch die Analyse von Mau lesen, zielt doch seine Analyse auf die Bedingungen und Konsequenzen sozialer Wertigkeiten ab, wie sie in einer Quantifizierung des Sozialen angelegt sind. Der von Duttweiler, Gugutzer, Passoth und Strübig herausgegebene Sammelband *Leben nach Zahlen* (2016) widmet sich ebenfalls dem Self-Tracking aus verschiedenen Perspektiven und mit einer Reihe sehr instruktiver Beispiele. Die Situation am pointiertesten auf den Punkt bringt allerdings Simanowski, wenn er sagt, dass die „Digitalisierung der Gesellschaft die Erweiterung des Zollstocks in das Soziale“ sei (2017: 51). Und genau dieser Zollstock und seine sozialen Einbettungen und Bedingungen bedürfen eines genaueren Blickes.

3. Zahlen, Muster und die Selbsterkenntnis der Gesellschaft

Die Menschheitsgeschichte ist neben vielen anderen auch eine Geschichte der Vermessung der Welt in all ihren Facetten (vgl. unter anderem Zurawski 2014: 177ff.; Haustein 2007). Nassehi hat diesen Gedanken in Bezug zum Digitalen noch wesentlich konkreter formuliert – und dabei auch indirekt die von Selke gestellte Frage nach der benötigten Menge an Wissen beantwortet. Die moderne Gesellschaft, so Nassehi, sei immer schon digital gewesen (2019: 11). Das irritiert beim ersten Lesen, ergibt aber Sinn, wenn man ihm folgt, dass er damit die (wissenschaftliche) Selbstbeobachtung von Gesellschaften meint, deren Anfänge in die Aufklärung gelegt werden können. Ob es dazu des Kunstgriffes und der Verwirrung mit dem Begriff „digital“ bedurft hätte, kann man diskutieren. Zentral ist aber sein Argument, dass sich alles in Daten zerlegen lässt, die dann rekombinierbar werden und so für alles Mögliche zu gebrauchen seien (Nassehi 2019: 35f.). Worum

es bei Nassehi geht, ist eine Ordnung der Welt durch Daten oder, etwas schlichter, durch die bürokratische Behandlung von Welt, ihrer Einteilung in Kategorien, die auf einem System der Kontrolle beruhen, welches wiederum die Daten braucht um zu kontrollieren, um zu arbeiten, um sinnvoll (in der ihr eigenen Logik) zu funktionieren (Nassehi 2019: 43). Die Moderne ist das Projekt der Rationalisierung der Welt – und ihrer Entzauberung, nicht zuletzt durch die Wissenschaften, wie wir sie heute kennen – mit weitreichenden Folgen für die Konstitution von Gesellschaft und ihren Entwicklungsmöglichkeiten. Für Nassehi sei die Gesellschaft dadurch auf sich „selbst aufmerksam“ geworden. Was ist passiert und was passierte seitdem – und warum ist das wichtig für eine Diskussion zur Selbstoptimierung?

Dazu noch einmal zurück zu Nassehi und seinem Argument der Digitalisierung von Gesellschaft. Dass die Gesellschaft auf sich selbst als Gesellschaft aufmerksam geworden sei, verortet Nassehi in das 18. und 19. Jahrhundert (Nassehi 2019: 45), die Zeit also kurz nach der Aufklärung, dem Aufkommen von Massenindustrien, der Bürokratisierung von Gesellschaft, dem Aufkommen von Nationalstaaten als vorherrschender Organisationsform politischer Einheiten, die sich nicht zuletzt auf das Muster ethnischer Homogenität stützen wollten und zunehmend auch taten. Das Zeitalter des Nationalismus, wie diese Epoche hinsichtlich der politischen Organisation von Gesellschaft auch genannt wird, war auch ein Zeitalter der Bürokratisierung, dem zentralen Treiber hinter den Zahlen, Statistiken und Vermessungen, die Nassehi in seiner Verwendung des Begriffes „Digitalisierung“ meint. Dass in dieser Zeit sowohl Jeremy Bentham das Panopticon erdacht hat (vgl. O'Malley 2010), sowie ein „soziologisches“ Denken Einzug in gesellschaftliche Betrachtungen hielten, sind keine Zufälle, sondern eng damit verbunden. Um solchermaßen zunehmend komplexe Gebilde zusammenzuhalten und zu regieren, brauchte man zum einen Zahlen, zum anderen aber vor allem Methoden, um Sinn aus den so erhobenen Zahlen zu ziehen. Rottenburg und Merry (2015) beschreiben das sehr detailliert in ihrer Arbeit zu Indikatoren und wie über diese aus Quantifikation Regierungs- und Herrschaftswissen wird. Dass das auch in kleinen Maßstäben relevant sein kann, zeige ich weiter unten.

Die Bewertungsmaßstäbe für die erkennbaren Muster ergaben und ergeben sich aus dem Zeitgeist heraus, eben nicht aus den Mustern selbst, wie heute gern angesichts einer vermeintlichen Objektivität von „Big Data“ und Algorithmen hoffend behauptet wird. Die Gesellschaften wurden modern und somit komplex, arbeitsteilig, wie Durkheim es gegen Ende des 19. Jahrhunderts in seinem Buch *Über die Teilung der sozialen Arbeit* (1992 [1893]) als zeitgenössische Gegenwartsdiagnose beschrieben hatte und damit die Begründung der Soziologie als Fach der Moderne und ihrer Verwerfungen vorangetrieben hat. Dabei bezog sich Durkheim (1990: 347ff.) unter anderem auf den Sozialstatistiker Adolphe Quetelet (1796–1874, siehe für weitere Informationen zu ihm Amatrudo 2010), um sein Programm, in dem er „Soziales mit Sozialem“ erklären wollte, zu begründen (vgl. Durkheim 1991). Die zur gleichen Zeit entstehende Wissenschaft der Kriminologie, die damals nicht unbedingt so hieß, sich aber bereits mit gesellschaftlichen Abwei-

chungen befasste, die eben nicht rein individuell zu erklären seien, verließ sich zunehmend auch auf Statistiken, Muster, Vermessungen und Kennzahlen, um „den Verbrecher“ trennscharf von anderen Mitgliedern der Gesellschaft zu bestimmen. Damit verbundene Namen sind vor allem Cesare Beccaria sowie Cesare Lombroso (vgl. Yar 2010; Bradley 2010; Kunz und Singelstein 2016 zur Geschichte der Kriminologie). Auch in der Medizin machten sich Forscher wie Joseph Gall im 19. Jahrhundert daran, Menschen zu vermessen – die Wissenschaft hieß Phrenologie –, um Aussagen über ihren Charakter machen zu können. Später haben das manche Anthropologen und Ethnologen übernommen und Schädelvermessungen als eine zentrale Erhebungstechnik der Völker in den von Europa kolonisierten Ländern entwickelt (vgl. auch Zurawski 2014: 163ff.). Verbunden damit ist in diesem Zusammenhang auch Appadurais Feststellung, dass „Minderheiten“ als auch Mehrheiten jedweder Form die

Produkte einer durch und durch modernen Welt der Statistiken, Volkszählungen, Bevölkerungskarten und anderer staatlicher Instrumente sind, die es im Großen und Ganzen erst seit dem 17. Jahrhundert gibt (vgl. Appadurai 2009: 56f; auch Axelsson und Sköld 2011).

Die deutschen Nationalsozialisten haben diese Ideen von Minderheiten, Mehrheiten und ihrer Erkennbarkeit letztlich totalitär ausgeweitet und die Auslöschung der Juden und anderer „Volksfeinde“ auch mit vielen dieser pseudowissenschaftlichen Ideen begründet. Der hier wichtige Punkt dabei ist, dass (Kenn)Zahlen und Muster zu den zentralen Werkzeugen der Einteilung von Gesellschaft und Menschen wurden, an die Bewertungen sowie mitunter weitreichende und fatale Konsequenzen geknüpft worden sind. Dabei sind diese Kennzahlen, Bewertungen und auf Ihnen beruhende wissenschaftliche Erkenntnisse auf keinen Fall nur negativ, sondern ein hochambivalentes Phänomen moderner Gesellschaften. Die gegenwärtige Corona-Pandemie und auch der Klimawandel zeigen, wie wichtig wissenschaftliche Erkenntnisse für den sozialen Umgang und die politische Steuerung sind. Aber auch sie ergeben sich nicht aus den Zahlen selbst, vielmehr unterliegen ihre Bewertung gesellschaftlichen Aushandlungen, was insbesondere die Politik in der Corona-Pandemie sehr deutlich vor Augen führt. Sie zeigen aber auch ihre ambivalente Natur und lassen vermuten, dass Zahlen oder Maßeinheiten, die Menschen bewerten wollen, wie sie in der „Quantified-Self“-Bewegung im Rahmen von Selbstoptimierung eine wichtige Rolle spielen, nicht ohne Problem sind, bisweilen sogar blanker Unsinn. Das allerdings hindert nicht daran, sie zu Maßstäben von Bewertungen, Einteilungen und gesellschaftlicher Ordnung zu machen – heute so wenig wie zuvor.

Die Zählmechanismen und die Mustererkennung der digitalen Gegenwart (digital hier im Sinne digitaler Computertechnologie) sind bestimmt von Algorithmen, Codierung, Programmierung, Künstlicher Intelligenz oder „Big Data“. Damit wird die Geschichte und die Bedeutung von Überwachung und Kontrolle in modernen Gesellschaften in den Blick genommen, die sich eben nicht

in Videotechnik oder einer Vorratsdatenspeicherung erschöpft (oder gar darin begründet), sondern in der vollständigen Rationalisierung und weitgehenden Bürokratisierung von Gesellschaft seit rund 250 Jahren. Selbstoptimierung kann somit als Form einer solchen Überwachung im Sinne einer vollständigen Rationalisierung im Prozess der Subjektivierung verstanden werden. Selbstoptimierung ist dabei mehr als nur eine Selbstkontrolle bezogen auf sich selbst, und beinhaltet auch immer einen gesellschaftlichen Bezug, da hier nicht individuelle Bedürfnisse (allein) verhandelt werden, sondern Menschen, über welche Kennzahlen auch immer, zu einem Teil sozialer Konstruktionen werden, die wirkmächtig zu einem Teil von Macht und Herrschaft sowie gesellschaftlicher Steuerung werden können. Dass manche Vorgänge dabei von Individuen mit Verweis auf Moden, effektive Lebensführung oder den Spaß an der Sache bewusst und gern unterstützt werden und an ihnen partizipiert wird, steht dem nicht entgegen, sondern ist elementar für die Umsetzung dieser Kontrolle. Darüber hinaus bedeutet Selbstoptimierung immer auch eine aktive Gestaltung gesellschaftlicher Teilhabe. Der Prozess selbst zielt ab auf die gesellschaftliche Integration des Individuums, konträr zur vermeintlichen Singularität der Erscheinungsweisen und Distinktionsmechanismen, über welche diese Anschlüsse gestaltet werden sollen. Anhand eines anschaulichen empirischen Beispiels möchte ich das Zusammenspiel von individueller Selbstoptimierung, Kontrolle, der Problematik von Kennzahlen sowie daraus abzuleitenden Subjektivierungsstrategien im Sinne einer soziologischen Theorie der Selbstoptimierung, wie sie oben referiert wurde, aufzeigen. Es kann daran deutlich werden, warum aus einem persönlichen Geltungsdrang durchaus ein gesellschaftliches Problem werden kann. Als Beispiel nutze ich Erkenntnisse aus einer Forschung zu unerlaubter Leistungssteigerung im Sport und die entsprechende Überwachung von Sportler:innen. Von diesem recht speziellen Feld lassen sich durchaus allgemeinere Schlussfolgerungen zur Bedeutung und den Konsequenzen von Kennzahlen und Bewertungseinheiten im Hinblick auf soziale Dynamiken ziehen.

4. Sekunden, Kilos, Siege – Aspekte absoluter Leistungsoptimierung

Auch wenn der für das Beispiel gewählte Bezug ein Forschungsprojekt zum Thema Dopingkontrollen war (vgl. Zurawski und Scharf 2019 zum Forschungsprojekt im Detail), so konnten wir darüber hinaus wichtige Erkenntnisse zur Selbstoptimierung gewinnen, die auch jenseits des Sports anschlussfähig sind. Neben den Eigenheiten der Optimierung im Leistungssport soll hier vor allem das Zählen selbst sowie die Bedeutung von Kennzahlen und Bewertungsmaßstäben im Mittelpunkt stehen.

Interviews mit Leistungssportler:innen, die Marcel Scharf und ich im Rahmen unserer Forschung zu Dopingkontrolltechnologien gemacht haben (vgl. Zurawski und Scharf 2019), haben u.a. sehr anschaulich gezeigt, wie weitgehend eine persönliche Leistungsoptimierung in das Leben dieser Menschen eingreift. Mit dem Begriff „Hyperinklusion“ (vgl. Bette und Schimank

2006) lässt sich diese tiefgreifende Einbettung in das Leben der Sportler:innen am besten fassen. Leben und Leistungssteigerung und damit die Unterwerfung aller Lebensbereiche um sich zu optimieren sind nicht zu trennen. Die von uns geführten Interviews mit deutschen Spitzenathlet:innen waren gespickt mit Bemerkungen zu Körpergewicht, Ernährung, Schlaf- und Ruhezeiten, logistischen Anstrengungen die Tage optimal zu organisieren, damit so wenig Zeit wie möglich verschwendet wird für Dinge, die nicht zur Leistungssteigerung beitragen können oder diese gar verhindern. Zwei anekdotische Begebenheiten von Interviewsituationen können das illustrieren. Unsere Interviews fanden zu einem Teil an der Deutschen Sporthochschule in Köln statt, in einem Gebäude im fünften Stock. Zwei der dort interviewten jogten die Treppen hinauf, um zu uns zu kommen und machten darüber auch eine Bemerkung. Einer von ihnen kam gerade von einer 70 km langen Trainingsfahrt auf dem Rad. Das Interview gehörte zum Tagesablauf, wahrscheinlich als Ruhepause gekennzeichnet, an deren Ende der Trainingstag einfach wieder aufgenommen wurde. Ähnliche Situationen lassen sich für fast alle Sportler:innen erzählen. Interviews fanden an Rennstrecken, in Trainings- und Mittagspausen oder Umkleidekabinen statt. Die geschilderten Tages- beziehungsweise Trainingsabläufe drehten sich nahezu ausschließlich um Wege, Techniken und Strategien der Leistungssteigerung, wie folgende Auszüge deutlich machen können. Als erstes drei Interviewauszüge von einem Gespräch mit einem Radrennfahrer, der den Sport zum Zeitpunkt des Interviews im Mai 2013 professionell betrieben hat (auf dem Level so genannter Kontinental-Teams, als drittes Level professionellen Radrennsports):²

Wir hatten ein Trainingslager auf Mallorca im Februar/März. Ich war mit einigen im Januar schon zwei Wochen und ich war im Dezember schon eine Woche auf Mallorca trainieren, ich hab über zehn- elftausend Kilometer jetzt auch seit November. Ich war im Fitnesscenter, Krafttraining machen, Rückentraining, Stabilitätstraining, Sauna, Spinning. Wir waren viel Laufen, Athletik, Dreisprung, ich hab auf Mallorca auch mal den Sandstrand lang ne Stunden gejoggt. Wir haben EBs gemacht, Kreiseln, also Schnell-Fahren-Übungen, Sprinttraining, Bergtraining, wir haben alles, gemacht. Also Leistungsdruck ist da ohne Ende. [...] Es gibt keine Leistungsgrenzen, man kann seine Grenzen immer wieder neu, man wird immer wieder, wo man schon hunderttausende von Rennen gefahren ist, egal, es ist immer wieder eine neue Aufgabe.

Folgendes Zitat des Radfahrers betrifft das Doping und eine Reflexion darüber, was Doping kann und nicht kann und welche Gedanken dabei mit eine Rolle spielen:

Wenn man nicht die Beine dazu hat, fährt man den vieltrainierten auch nicht so einfach davon beziehungsweise es gibt die körperliche Barriere, man kriegt dann Krämpfe, das macht nur schnell, aber diese Grundlage, die muss man immer, wenn man die nicht hat. Man kann ein bisschen übern Schmerz gehen so künstlich und so, kann man auch gut, vielleicht 60 Kilometer oder so, ja, das ist das ideal, aber wenns

mal länger ist, 120 oder so, das ist schwierig. Klar, man denkt immer: Wenn man 'n Tritt mehr hätte, könnte man bissl länger üben Punkt fahren, ja dann, aber, ja das ist halt, muss man schon, muss man schon einen starken Charakter haben, gell!

Die Aussage eines Handballers (Interview Januar 2015, Bundesliga, Nationalmannschaft) steht exemplarisch für die Haltung der meisten in der Studie interviewten Sportler:innen und dürfte auch darüber hinaus und bis heute gelten:

Also für mich bedeutet das natürlich immer an seine Leistungsgrenze zu gehen. Immer besser zu werden, so fühle ich auch. Ich habe immer das Bedürfnis, egal in welchem Bereich es ist, mein Maximum zu geben. Oder auch dementsprechend die Leistung abzurufen, die benötigt wird, um die Leistung anzuheben.

Hier ist insbesondere die Formulierung „Leistung abrufen“ interessant, da diese suggeriert, dass alles bereits da ist und es an einem selbst liegt, das auch entsprechend zu nutzen, „abzurufen“, und sich damit gewissermaßen verfügbar zu machen. Andersherum gelesen würde das bedeuten, dass bei einer Niederlage oder der Nichterfüllung von gewissen Zielen oder Kennzahlen, ein individueller Fehler vorliegt, nämlich die Unfähigkeit „Leistungen abzurufen“ und entsprechend zu „performen“. Beide Wertungen sind im Sinne der theoretischen Rahmungen von Selbstoptimierung, wie oben ausgeführt, wichtige, jedoch problematische Aspekte mit weitreichenden Folgen.

Das abschließende Zitat eines Schwimmers (Interview März 2014, Olympiasieger, Weltmeister) soll das Bild abrunden und hier vor allem verdeutlichen, dass eine Selbstoptimierung, wie sie im Leistungssport selbstverständlich ist, eine absolute ist, die mehr oder weniger gleichzusetzen ist mit dem Alltag und der Lebenswirklichkeit dieser Athlet:innen:

Interviewer: Wie viel trainierst du so am Tag?

Athlet: Sechs Stunden?

I: Jeden Tag.

A: Nicht jeden, Sonntag ist frei. Also reine Trainingszeit sind es zwei Stunden morgens zum Beispiel. Gestern bin ich halt um 7 aus dem Haus gegangen und komme um 10:15 Uhr wieder. Eine Viertelstunde Erwärmung, dann dehnen danach, ruck-zuck sind drei Stunden um. Ich war gestern beim Schwimmen, dann hatte ich mit-tags Mentaltraining. Ich war acht, neun Stunden unterwegs gestern beim Schwimmen.

I: Nur fürs Schwimmen?

A: Nur fürs Schwimmen. Die reinen Trainingszeiten sind dann halt so fünf bis sechs Stunden. Viel mehr ist es nicht. Aber wenn du dann noch Anfahrt, Erwärmung, Dehnung, Physio, Mentaltraining, Presse, Promo so was mit reinrechnest...

Neben interessanten Einblicken in das Leben von Spitzenathlet:innen weisen diese Interviewzitate auf folgende Aspekte in Bezug auf Selbstoptimie-

rung hin: Zum einen auf den Drang zur Perfektion, die hier mit absolutem Willen und Maßstab angestrebt und dem alles andere untergeordnet wird. Das ist im Rahmen einer Diskussion von Doping sehr wichtig zu beachten, letzteres ist aber nicht das Thema hier. Wichtig ist der Hinweis auf die Perfektionierung von Körper, Lebensführung und gesteckten Zielen, die sich immer wieder neu verschieben können, so dass auch Leistungsgrenzen flexibel und „grenzenlos“ werden können (oder vermeintlich sind). Eher implizit (wenn man sich längere Passagen und weitere Interviews anschaut, dann auch sehr anschaulich) wird in den gewählten Zitaten deutlich, dass es so etwas wie Maßstäbe geben muss, an denen sich Athlet:innen orientieren können und müssen. Denn die Frage nach dem Optimum erzwingt auch die Frage nach dem Maßstab und wer diesen wie festlegt. Worum es dabei geht, kann mit einem Zitat aus dem Film *Höllentour* von Pepe Danquart (2004) angedeutet werden, welcher die Tour de France aus Sicht der Fahrer des Team Telekom dokumentiert. Dort stellt Eric Zabel, zu der Zeit weltweit einer der besten Radrennfahrer, nach einem Tag im Sattel bei der Fahrt im Tourbus nach der Etappe zu seinen Teamkollegen etwas erschöpft fest: „42 (km/h), weißt du eigentlich, wie schlecht das ist?!?“ Wenn Etappendurchschnitt von 42 km/h schlecht ist, wie Eric Zabel hier moniert, dann stellt sich die Frage, was gut gewesen wäre und warum ein Optimum zu einem solchen wird. Wann ist das Optimum also erreicht und wer legt das fest? Da es bei dieser Aussage nicht um einen relativen Wert geht, also beispielsweise um die Frage, warum man nicht erster, stattdessen lediglich 25. geworden ist, sondern um eine Kennzahl, die etwas über die Güte einer Durchschnittsgeschwindigkeit auszusagen scheint, ist diese Frage umso interessanter. In den Aussagen der von uns Interviewten finden sich ebenfalls immer wieder auch Hinweise auf das eigene Körpergewicht, auf Laufzeiten, verschiedene Indikatoren, mit denen Leistung gemessen wird und die für eine Bewertung herangezogen werden, insbesondere wenn es um den Anspruch einer Förderung im deutschen Sportsystem geht (vgl. dazu Krivec 2019).

Wie diese Indikatoren, Mess- und Kennzahlen zustande kommen und welche Rolle sie innerhalb einer Diskussion zu Selbstoptimierung in einer durch Digitalisierung geprägten Welt der Singularität, des Konsumismus und der Marktförmigkeit sozialer Beziehung spielen, soll daher zum Abschluss betrachtet werden. Dabei im Fokus steht vor allem die Frage nach dem „Wie“ ihres Zustandekommens und der Verbindung individueller Eitelkeiten und gesellschaftlicher Dynamik.

5. „Nur 42 km/h“ oder Indikatoren als (Macht-)Konstrukt

Es wurde bereits mehrfach angedeutet, dass Messungen, die zur Bewertung von Situationen, sozialen Beziehungen, Wettbewerben oder Ähnlichem genutzt werden sollen, nur dann sinnvoll sind, wenn es Indikatoren gibt, mit denen man Aussagen über „gut“, „schlecht“, „viel“, „wenig“, „Einschluss“ oder „Ausschluss“, „gefährlich“ oder „wertvoll“ treffen kann. Letztlich handelt

es sich bei solchen Aussagen um moralische Wertungen, die durch ihre im weitesten Sinn statistische Erfassung und Verarbeitung eben diese moralische Aufwertung ersetzen wollen – eben durch vermeintliche objektive Zahlen selbst, wie Davies (2015: 286) diesen Widerspruch sehr treffend beschreibt. Die Herkunft, Entstehung und soziale Konstruktion solcher Kennzahlen und Indikatoren sind daher wichtig für eine Bewertung. Diese erfolgen je nach Kontext und Feld sehr unterschiedlich und werden auf verschiedene Art und Weise genutzt. Im Sport werden für den Zugang zu bestimmten Wettbewerben Normwerte gesetzt, beispielsweise um bei den olympischen Spielen an den Start gehen zu dürfen. Diese sind weder selbsterklärend noch natürlich in irgendeiner Weise, sondern bestehen aus statistischen Durchschnittswerten von Leistungsmessungen in den entsprechenden Disziplinen oder werden an errungenen Platzierungen über einen festgelegten Zeitraum und daraus resultierenden Rankings festgelegt. Während also die Sieger:in eines 100-Meterlaufes oder eines Radrennens der oder diejenige ist, welche:r zuerst ankommt, was eine sehr einfache Form von Messung darstellt, sind andere Werte schwieriger festzustellen um sie anschließend als Norm festzulegen. Um noch einmal im Sport zu bleiben, genauer, bei den als Doping bezeichneten Vorgängen unerlaubter Leistungssteigerung, kann festgehalten werden, dass es sich auch bei den hier maßgeblichen Normen und Grenzwerten von Medikamenten beziehungsweise Wirkstoffen um sozial konstruierte Normen handelt. Wie Reinhold (2016) feststellt, hat nicht nur der Begriff des „Dopings“ eine reiche Geschichte an inhaltlichen Wandlungen, sondern auch die Grenzwerte, mit denen bestimmt werden kann, ob ein „Zuviel“ eines Wirkstoffes unter den geltenden Bedingungen im Körper einer Athlet:in war oder eben nicht. Was als „Zuviel“ definiert wird, ist Aushandlungssache und referiert beispielsweise auf medizinische Forschung, die leistungssteigernden Potenziale eines Stoffes und auf seine mögliche schädigende Wirkung auf den menschlichen Körper. Das mag begründet sein in einem Fürsorgegedanken, um Athlet:innen möglicherweise vor sich selbst zu schützen und den Wettbewerb nicht nur auf der Bahn oder dem Spielfeld mit Regeln zu versehen, sondern auch in der Vorbereitung darauf und indem man die körperliche Verfassung gleichsam mitregelt.

Was im Sport so bekannt und nachvollziehbar klingt, ist aber durchaus übertragbar auf andere Lebensbereiche, in denen Indikatoren ein Optimum anzeigen oder zumindest einen vermeintlichen Wettbewerb suggerieren sollen, um Sieger und Verlierer küren zu können. Das Narrativ der Selbstoptimierung arbeitet mit diesen Versatzstücken und legt nahe, dass es sich bei sozialen Beziehungen um einen Wettbewerb handelt, in dem es möglicherweise um das „singulärste“ Subjekt oder dessen Performance geht – wenn ich hier einmal den Begriff von Reckwitz (2017) aufnehmen möchte. Davies (2015) zeigt in seiner Analyse, inwiefern Indikatoren Teil einer neoliberalen Idee sind, in der „Wettbewerb“ und (nationales) „Wohlergehen“ zu maßgeblichen Leitmotiven geworden sind. Zusammengehalten seien diese, wie er ausführt, rivalisierenden Ordnungen der Bewertungen von einer Unterwerfung der „neoliberalen Subjekte Staat, Markt und Gesellschaft

unter eine einheitliche (Über)Prüfung“ [im Original „audit“] (vgl. Davies 2015: 284, eigene Übersetzung).

Beispiele dafür, wie das im Einzelnen umgesetzt wird, lassen sich in vielen Lebensbereichen finden. Statistisch erfassbaren Phänomenen kommt dabei eine besondere Rolle zu, denn darüber lässt sich jener Eindruck einer Objektivität erzeugen, der so wichtig ist, damit die mit den Indikatoren geschaffenen Normen wirkmächtig werden. Indem diese Normen beispielsweise über digitale Medien, Bonusprogramme oder andere Anreizsysteme vermittelt gemanagt werden, wird Macht ausgeübt – nicht notwendigerweise offensichtlich sicht- oder spürbar. Bernard (2017: 97ff.) diskutiert dieses Phänomen unter anderem an Programmen von Versicherungen, die über die eingangs erwähnten Fitnessarmbänder eine „aktive“ Lebensgestaltung belohnen und damit ihre Kunden einteilen können, beispielsweise in „gesund“ und „ungesund“ lebende, wobei die tieferen Kriterien für beide Kategorien im Dunkeln bleiben müssen. Hier werden Menschen über ein „Management von Normen“ (Zurawski 2021) kontrolliert und Macht im Sinne einer „datensetzenden Macht“ (vgl. Popitz 1992: 33) ausgeübt. So genannte „Scoring-Systeme“ – wie sie etwa von der Schufa benutzt werden, um eine Kreditwürdigkeit zu attestieren (oder diese zu verneinen), oder gar, um die soziale Qualität einer menschlichen Existenz zu bewerten, wie im Falle des „Social-Scoring-Systems“ in China welches eine großangelegte Überwachung und steuernde Kontrolle der Gesellschaft umzusetzen versucht – sind die Essenz solcher auf Indikatoren basierenden Bewertungsmaßstäbe.

6. Von persönlicher Eitelkeit zu sozialer Wirksamkeit

Zählen und Messen, Maßeinheiten und Indikatoren sind ambivalente Techniken einer Moderne, die nicht zuletzt ihr Selbstverständnis aus dem Wissen über sich selbst bezieht. Dieses Wissen, vielfach rationalisiertes, wissenschaftliches Wissen, ist für moderne und auch post-moderne Gesellschaften essenziell wichtig. Entscheidungen, Planungen und das Regieren dieser Gesellschaften in all ihren Facetten und auf unterschiedlichen Ebenen ist ohne solches Wissen kaum denkbar. Statistiken und Indikatoren sind ein Teil davon. Man braucht sie gleichermaßen, um einerseits den Klimawandel als solchen zu erkennen und zu bewerten, was dieser für menschliche Lebensgrundlagen bedeutet – um nur ein Beispiel zu nennen. Andererseits lassen sich mit diesen Daten, dem Wissen und Erkenntnissen Gesellschaften nicht nur steuern, sondern sehr effizient kontrollieren. Mehr noch, wenn über einen Quantifizierungskult die Individuen mit in ihre eigene Kontrolle und Überwachung eingebunden werden können. Perfekt sein, ein Optimum zu erreichen ist eben keine persönliche Schwäche, wie die Teilnehmenden des Seminars der eingangs erwähnten Anekdote kokett zu Protokoll geben, sondern Teil eines gesellschaftlichen Imperativs. Nur wer diesem folgt und sich dem allgegenwärtigen Wettbewerb in allen sozialen und ökonomischen Sphären stellt, kann mit Wertschätzung, Erfolg

oder Belohnung rechnen. Alle anderen bleiben (in den jeweiligen Bereichen) ausgeschlossen. Auch wenn die Maßstäbe für die Bewertung von Erfolg und des Optimums konstruiert sind, so sind sie doch wirkmächtig. Einerseits dadurch, dass entsprechend viele Individuen mitmachen und dadurch unhintergehbare Fakten schaffen. Die Indikatoren vermitteln eine scheinbare Natürlichkeit oder eine vermeintliche statistische Objektivität. Zum anderen sind Indikatoren ein Teil von Machtstrukturen und sind in der Regel für einen Bereich zentral festgelegt, somit eine Norm, die im Zentrum von Regeln, Gesetzen und entsprechenden Handlungsstrukturen steht. Sich selbst besser machen zu wollen, ist daher mehr als nur persönliche Eitelkeit, sondern ein sozialer Imperativ, mit weitreichenden Folgen sowohl für die, die dem Drang nicht widerstehen können, als auch für diejenigen, die kaum eine Chance haben, solche Normen zu erfüllen. So wichtig Indikatoren als Instrument in vielen Bereichen von Gesellschaft sind, so wenig sind sie natürlich und damit anfällig für Missbrauch und soziale Ungerechtigkeiten. Die Herrschaft über Individuen und Gesellschaften fängt damit an, Maßstäbe zu setzen und diese zu kontrollieren. In der Wissenschaft als auch im Alltag gilt es daher den Indikatoren auf den Grund zu gehen.

Anmerkungen

- 1 So gab es beispielsweise in der kritischen Stadtsoziologie und sozialgeographischen Planungsdiskussion ebenfalls recht prominent den Begriff der „entrepreneurial city“, der unternehmerischen Stadt, womit ein anderer Umgang und bestimmte Entwicklungslinien weg von einer Gemeinwohlorientierung hin zu einer kapitalistischen Verwertbarkeit ehemals öffentlicher urbaner Güter und Infrastruktur beschrieben und analysiert wurde (vgl. unter anderem Hall und Hubbard 1996).
- 2 Alle Interviewausschnitte sind sprachlich geglättet worden, Wortwiederholungen, unklare Sätze und Neuanfänge wurden vermieden und angepasst, das gesprochene Wort soweit es geht beibehalten, aber les- und nachvollziehbarer gemacht.

Literatur

- Amatrudo, Anthony (2010). Adolphe Quetelet. In: Keith Hayward, Shadd Maruna und Jayne Mooney (eds.). *Fifty Key Thinkers in Criminology*. London und New York: Routledge, 12–18.
- Appadurai, Arjun (2009). *Die Geographie des Zorns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Axelsson, Per und Peter Sköld (eds.) (2011). *Indigenous Peoples and Demography. The Complex Relation between Identity and Statistics*. New York und Oxford: Berghahn.
- Bauman, Zygmunt (2009). *Das Leben als Konsum*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bernard, Andreas (2017). *Komplizen des Erkennungsdienstes. Das Selbst in der digitalen Kultur*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank (2006). *Die Dopingfalle – Soziologische Betrachtung*. Bielefeld: transcript.

- Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bradley, Kate (2010). Cesare Lombroso. In: Keith Hayward, Shadd Maruna und Jayne Mooney (eds.). *Fifty Key Thinkers in Criminology*. London und New York: Routledge, 25–30.
- Bröckling, Ulrich (2002). Jeder könnte, aber nicht alle können. Konturen des unternehmerischen Selbst. *Mittelweg* 36, 11, 4, 6–26.
- Butler, Mark (2015). Das Spiel mit Sich. Populäre Techniken des Selbst. In: Eva Kimminich, Michael Rapp, Heinz Geuen und Stefan Pfänder (eds.). *Express yourself!* Bielefeld: transcript, 75–102.
- Davies, William (2015). Spirits of neoliberalism; ‚competitiveness‘ and ‚wellbeing‘ indicators as rival order of worth. In: Richard Rottenburg, Sally E. Merry, Sung-Joon Park und Johanna Mugler (eds.). *A world of Indicators: The Making of Governmental Knowledge Through Quantification*. Cambridge: Cambridge University Press, 283–306.
- Durkheim, Emile (1990 [1897]). *Der Selbstmord*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile (1991 [1895]). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile (1992 [1893]). *Über soziale Arbeitsteilung Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Duttweiler, Stefanie, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth und Jörg Strübig (eds.) (2016). *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript.
- Foucault, Michel (1986a). *Sexualität und Wahrheit*. Band 2: *Der Gebrauch der Gelüste*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1986b). *Sexualität und Wahrheit*. Band 3: *Die Sorge um sich*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Tim und Phil Hubbard (1996). The entrepreneurial city: new urban politics, new urban geographies? *Progress of Human Geography* 20, 2, 153–174.
- Haustein, Heinz-Dieter (2007). *Universalgeschichte des Messens*. Berlin: Digitale Bibliothek.
- King, Vera, Beingna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.) (2019). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- King, Vera, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa, Julia Schreiber, Charlotte Findeis, Diana Lindner, Benedikt Salfeld, Micha Schlichting, Maike Stenger und Stella Voigt (2019). Optimierung mit Zahlen und digitalen Parametern: Psychische Bedeutungen des digitalen Messens und Vergleichen. In: Vera King, Beingna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 151–177.
- Krivec, Simon (2019). DOSB-Leistungssportreform – aus Fehlern nicht gelernt? In: Marcel Scharf und Nils Zurawski (eds.). *Kritik des Anti-Doping. Eine konstruktive Auseinandersetzung zu Methoden und Strategien im Kampf gegen Doping*. Bielefeld: transcript, 283–302.
- Kunz, Karl-Ludwig und Tobias Singelstein (2016). *Kriminologie*. Bern: Haupt (UTB).

- Mau, Stefan (2017). *Das Metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin (2019). *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C.H. Beck.
- O'Malley, Pat (2010). Jeremy Bentham. In: Keith Hayward, Shadd Maruna und Jayne Mooney (eds.). *Fifty Key Thinkers in Criminology*. London und New York: Routledge, 7–12.
- Popitz, Heinrich (1992). *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr.
- Reckwitz, Andreas (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Berlin: Suhrkamp.
- Reinhold, Marcel (2016). *Doping als Konstruktion. Eine Kulturgeschichte der Anti-Doping-Politik*. Bielefeld: transcript.
- Röcke, Anja (2021). *Soziologie der Selbstoptimierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rottenburg, Richard und Sally Engle Merry (2015). A world of indicators: the making of governmental knowledge through quantification. In: Richard Rottenburg, Sally E. Merry, Sung-Joon Park und Johanna Mugler (eds.). *The World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge Through Quantification*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–33.
- Selke, Stefan (2014). *Life Logging. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert*. Berlin: Econ.
- Simanowski, Roberto (2017). *Abfall. Das alternative ABC der neuen Medien*. Berlin: Matthes und Seitz.
- Yar, Marjid (2010). Cesare Beccaria. In: Keith Hayward, Shadd Maruna und Jayne Mooney (eds.). *Fifty Key Thinkers in Criminology*. London und New York: Routledge, 3–7.
- Zurawski, Nils (2014). *Raum – Weltbild – Kontrolle. Raumvorstellungen als Grundlage gesellschaftlicher Ordnung und ihrer Überwachung*. Opladen: Budrich UniPress.
- Zurawski, Nils (2021). *Überwachen und Konsumieren. Kontrolle, Normen und soziale Beziehungen in der digitalen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Zurawski, Nils und Marcel Scharf (eds.) (2019). *Kritik des Anti-Doping. Eine konstruktive Auseinandersetzung zu Methoden und Strategien im Kampf gegen Doping*. Bielefeld: transcript.

Filmografie

Höllentour (D 2004, Regie: Pepe Danquart).

Prof. Dr. Nils Zurawski
 Akademie der Polizei Hamburg
 Forschungsstelle strategische Polizeiforschung
 Universität Hamburg
 Fachbereich Sozialwissenschaft
 Carl-Cohn-Straße 39
 22297 Hamburg
 Deutschland
 E-Mail: nils.zurawski@uni-hamburg.de

Ein optimierter Serienmörder. Die Faszination des hochfunktionalen Psychopathen in der Populärkultur

Melanie Mika, Eberhard Karls Universität Tübingen

Summary. Television series, YouTube videos or guidebooks – a long list of media testifies to the pop cultural fascination with professionally ‘successful psychopaths’. This paper compares the portrayal of the character Dexter in the series of the same name with popular scientific descriptions of the ‘corporate psychopath’ as formulated by psychologists Paul Babiak and Robert Hare. As the paper argues, the media appeal of psychopathy lies less in abysses of the psyche than in the character’s lifestyle and the implicit question: if ‘psychopaths’ achieve career, status and success – wouldn’t it be tempting to be more like a ‘psychopath’? While Babiak and Hare paint a picture of ‘psychopaths’ ruining companies and colleagues for their own gain, the ‘corporate psychopath’ Dexter is indeed a figure with positive connotations. This is mainly due to the fact that Dexter – because he is a psychopath – gets work done much more efficiently and his productivity also creates a supposed added social value.

Keywords. Dexter, psychopathy, self-optimization, television series, character analysis

Zusammenfassung. Fernsehserien, YouTube-Videos oder Ratgeber – eine lange Liste von Medien zeugt von der popkulturellen Faszination von beruflich ‚erfolgreichen Psychopathen‘. Dieser Beitrag vergleicht die Darstellung der Figur Dexter in der gleichnamigen Serie mit den populärwissenschaftlichen Beschreibungen des ‚corporate psychopath‘, wie sie die Psychologen Paul Babiak und Robert Hare vornehmen. Wie der Beitrag argumentiert, liegt der mediale Reiz von Psychopathie weniger in Abgründen der Psyche, sondern in der Lebensführung der Figur und der impliziten Frage: Wenn ‚Psychopathen‘ Karriere, Status und Erfolg erlangen – wäre es nicht doch verlockend, mehr wie ein ‚Psychopath‘ zu sein? Während Babiak und Hare ein Bild von ‚Psychopathen‘ zeichnen, die Unternehmen und Kolleg:innen für den eigenen Vorteil ruinieren, ist der ‚corporate psychopath‘ Dexter durchaus eine positiv konnotierte Figur. Das liegt vor allem darin begründet, dass Dexter – weil er ein Psychopath ist – Arbeit viel effizienter erledigt und seine Produktivität auch einen vermeintlichen gesellschaftlichen Mehrwert schafft.

Schlüsselwörter. Dexter, Psychopathie, Selbstoptimierung, Fernsehserien, Figurenanalyse

1. Fasziniert ‚das Böse‘ oder fasziniert der Erfolg?

Erfolgreiche Psychopathen nehmen in den letzten 25 Jahren einen besonderen Platz in der Popkultur ein – und auch in der Forschung. Sie faszinieren uns: Kaltblütige Menschen ohne Gewissen leiten Firmen, führen Staaten und könnten vielleicht sogar unser:e eigen:e Chef:in sein. Diese Idee findet sich in zahllosen populären Medien – in Serien wie *Dexter* (Showtime, USA, 2006–2013) oder *House of Cards* (Netflix, USA, 2013–2018), auf journalistischen Plattformen (vgl. *Die Dunkle Triade | Teil 3: Psychopathie*, mailLab, 2017), in Blogs, Zeitschriften und TED Talks. Einer der kommerziell erfolgreichsten Psychopathen im Fernsehen, findet sich in der Serie *Dexter*, die der Sender Showtime im November 2021 nach knapp zehnjähriger Pause als *limited series* namens *Dexter: New Blood* wieder aufnahm. Dieses Revival einer nach wie vor populären Serienfigur nehme ich zum Anlass, die Konstruktionen von Psychopathie in der ursprünglichen Serie noch einmal unter dem Aspekt des Erfolgs genauer zu analysieren.

Als ‚Psychopath‘ gilt im Allgemeinen eine Person, die unfähig zu Empathie und Reue ist und zudem äußerst risikobereit und angstfrei.¹ So könnte man den Kern einer Diagnose fassen, die im 19. Jahrhundert entstand, und die in verschiedenen klinischen, juristischen und populären Diskursen seitdem einen Platz hat. Dieses Grundkonstrukt – keine Reue, keine Empathie, keine Angst – wird auch ohne klinische Diagnostik auf Personen angewandt, die ihre Ziele auf skrupellose und unmoralische Weise erlangen; die Verbrechen begehen und andere ausnutzen (vgl. Fellner 2006: 277f.). Seit Mitte der 1990er Jahre ist ein Bereich in der Arbeitspsychologie entstanden, der zu sogenannten erfolgreichen Psychopathen oder ‚corporate psychopaths‘ forscht. Damit sind diejenigen Personen gemeint, die ihre Persönlichkeitsstörung verstecken können und zum Beispiel Karriere in Unternehmen machen. Diese Forschung zieht einen populären Diskurs nach sich, der Gegenstand dieses Beitrags ist.

Popkulturelle Narrative und Menschenbilder schlagen sich schon immer in Mainstream-Serien und Filmen nieder. Betrachtet man aktuelle Darstellungen von Serienfiguren mit psychischen Krankheiten, so findet sich der eine oder die andere erfolgreiche Psychopath:in darunter. Um diese populäre Faszination herauszuarbeiten, vergleiche ich in diesem Beitrag die Konstruktion von Psychopathie in der Serie *Dexter* mit den populärwissenschaftlichen Beschreibungen des ‚corporate psychopath‘, wie sie die Psychologen Paul Babiak und Robert Hare vornehmen. Mir geht es in diesem Beitrag darum, die populären medialen Diskurse und ihre Faszination für Psychopathen nachzuvollziehen. Daher treten fachwissenschaftliche Publikationen hier in den Hintergrund und werden von mir nur punktuell aufge-

griffen, insbesondere wenn es darum geht, Misskonzeptionen aufzuzeigen.

Die inzwischen 18 Jahre alte Serie *Dexter* gilt als eine der erfolgreichsten und provokativsten Fernsehserien des 21. Jahrhunderts.² Das Konzept der Serie ist bekannt: Namensgebende Hauptfigur Dexter Morgan ist ein zwanghafter Serienmörder, der gleichzeitig auch der beste Forensiker seines Polizeidepartments in Miami ist. Bei Tag analysiert er Blutspuren und wird von allen für seine Expertise geachtet; bei Nacht ermordet er die Täter:innen, die von der Justiz dennoch nicht verurteilt wurden.

Diese serielle Darstellung analysiere ich im Vergleich mit dem populärwissenschaftlichen Ratgeber *Snakes in Suits* von Paul Babiak und Robert Hare ([2007] 2019). Babiak und Hare sind beide sowohl als Forscher als auch als Berater tätig. Auf Hare geht der weltweit verwendete Diagnoseleitfaden für Psychopathie zurück, der PCL-R, umgangssprachlich auch als Psychopathen-Test bekannt (Hare 2003). Babiak prägte im Bereich der Unternehmenspsychologie in den 1990er Jahre zunächst den Begriff des „successful psychopath“, den er später durch „corporate psychopath“ ersetzte, um einer positiven Konnotation entgegenzuwirken. Gemeinsam veröffentlichten Hare und Babiak 2007 *Snakes in Suits*, das zum Bestseller wurde und inzwischen in einer überarbeiteten Ausgabe (2019) vorliegt. In diesem Werk verarbeiten sie ihre wissenschaftliche Forschung bezüglich der Merkmale von Psychopathie. Der Ratgeber warnt davor, mit Psychopathen zusammenzuarbeiten und soll den Leser:innen Hilfestellungen geben, Psychopathen auch als psychologische Laien zu erkennen und so das eigene Unternehmen oder den eigenen Job vor ihnen zu schützen. Dabei verwenden die Autoren oft dramatisierende Ausdrucksmittel: Die Sprache ist reißerisch und manchmal entmenslichend, wie bereits im Titel deutlich wird: „Snakes in Suits: Surviving the psychopaths in your Office“.³ Anstelle von Fallstudien narrativieren die Autoren ihre Erfahrungen und verdeutlichen die Persönlichkeit und das Verhalten des ‚corporate psychopath‘ an einem fiktionalen Psychopathen Dave.

Sowohl *Snakes in Suits* als auch die Serie *Dexter* konstruieren einen dramatischen, sehr erfolgreichen Psychopathen. Wie die genauere Betrachtung zeigen wird, spielen sie trotz drastischer Warnungen – im Fall von Babiak und Hare – oder brutaler Darstellungen von Mord – wie in *Dexter* – mit der breiten Faszination, die von der Idee des erfolgreichen Psychopathen ausgeht. Wie ich in diesem Beitrag argumentiere, liegt diese Faszination weniger in Abgründen der Psyche oder ‚dem Bösen‘, sondern in der Lebensführung dieser Figuren und der – meist impliziten – Frage: Wenn der Lebensstil eines Psychopathen Karriere, Status, Macht und Erfolg versprechen kann – wäre es nicht doch verlockend, mehr wie ein Psychopath zu sein? Die populären Darstellungen verbinden die Faszination an einer Persönlichkeitsstörung so mit dem Mythos von Selbstoptimierung und Leistungssteigerung.

2. Psychopathie und ihre Darstellungsgeschichte

Bevor ich die Darstellungen von *Dexter* und *Snakes in Suits* analysiere, nehme ich eine kurze Einordnung in zweierlei Hinsicht vor: Vor welchem klinischen Hintergrund entstehen die populären Beschreibungen des Psychopathen und in welcher medialen Umgebung finden wir sie?

Der Begriff „Psychopath“ entsteht Ende des 19. Jahrhunderts und ist seitdem immer wieder umstritten. Reue- und Empathielosigkeit gehören zwar schon immer zum Kern der Psychopathie, allerdings wurden (und werden) damit vor allem kriminelle Personen bezeichnet, die ihr Handeln kontrollieren und reflektieren können, und andere für ihre Zwecke manipulieren. Durch die Fähigkeit zur Reflexion und Kontrolle gelten Psychopathen nach dieser Definition gemeinhin vor Gericht als schuldfähig (Federman u.a. 2009: 45). Die Konstruktion Psychopath ist also von Anfang an moralisch besetzt: Psychopathen sind nicht nur durch ihre mentale Verfasstheit gekennzeichnet, sondern durch ihr Verhalten, das gesellschaftliche Normen verletzt (Fellner 2006: 277f.). Genau aus diesem Grund wurde der Begriff aus den einschlägigen Diagnosehandbüchern DSM und ICD gestrichen und kommt dort nur noch als Verweis für eine umgangssprachliche Bezeichnung vor.⁴

Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Konstruktion des Psychopathen außerhalb der Psychopathologie mit ihrer moralischen Konnotation nach wie vor in populären wie juristischen Diskursen existiert (Federman u.a. 2009: 50). Die Diagnose Psychopathie wird heute in erster Linie für Gerichtsgutachten erstellt. Der internationale Standard für die Beurteilung ist die Psychopathy Checklist-Revised (PCL-R), ein strukturierter Interviewleitfaden, der zwanzig Kriterien umfasst.

Richtet man den Blick auf die filmischen und televisuellen Darstellungen von psychopathischen Figuren im Großen, stellt man fest, dass produktive Psychopathen wie Dexter ein relativ neuer Figurentypus sind. Filmische Darstellungen von psychischen Störungen oder Psychiatrien sind zwar fast so alt wie das Kino selbst, Psychopathen war aber vor allem die Rolle des Antagonisten vorbehalten – nicht die des Protagonisten. Sie werden damit nicht nur als ‚böse‘ dargestellt, sondern in der Regel auch weniger nuanciert. Sie haben oft kein soziales Umfeld oder einen Beruf, der eine Rolle spielt. Zu diesem Ergebnis kam eine umfangreiche empirische Studie zur Darstellung von psychischen Krankheiten im Fernsehen aus den 1980er Jahren: „The impression is conveyed that mentally ill characters are quite likely to fail, and probably in the area of work“ (Signorielli 1989: 329). Vor diesem Hintergrund sind „corporate psychopaths“ auch in Filmen oder Serien als ein neuer Figurentypus zu verstehen, der erst in den 2000er Jahren entsteht. Ihre Darstellung erfordert mehr Komplexität, wofür vor allem die Serien im amerikanischen Kabelfernsehen bekannt geworden sind (Blanchet 2011: 37ff.; Curtin und Shattuc 2009). In diesem Marktsegment entstanden viele Serien mit ambivalenten Figuren wie *The Sopranos* (HBO, USA, 1999–2007), *Breaking Bad* (AMC, USA, 2008–2013) und eben auch

Dexter. Die Entstehung dieser meist männlichen Hauptfiguren als Antihelden im amerikanischen „premium cable“ ist ausführlich erforscht worden (vgl. Lotz 2014; Martin 2013); ebenso die Möglichkeiten die Anteilnahme an ihnen theoretisch zu modellieren (vgl. Vaage 2016; Kessler 2016; Gormász 2015). Daher konzentriere ich mich in diesem Beitrag auf populäre Vorstellungen außerhalb von Fernsehserien, mit denen psychopathische Figuren wie Dexter verbunden sind, um mich der Frage zu nähern, welche Narrative von Erfolg und Produktivität sich in ihnen spiegeln.

3. Dexter: Vom prototypischen zum „corporate psychopath“

Vor diesem Hintergrund gehe ich nun in meiner Analyse der Serie *Dexter* zweistufig vor. Zunächst untersuche ich, welchem Bild des Psychopathen die Figur Dexter Morgan entspricht. Der nächste Abschnitt analysiert darauf aufbauend, inwieweit dieses Bild positiv konnotiert wird.

Der bereits erwähnte Leitfaden PCL-R unterteilt die Merkmale von Psychopathie in vier Kategorien: „interpersonal“, „affective“, „lifestyle“ und „anti-social“ (vgl. Mathieu u.a. 2020: 609). Die ersten zwei Kategorien beziehen sich auf emotionale Bindungen, die letzten beiden auf das Sozialverhalten und werden auch als „Faktor 1“ beziehungsweise „Faktor 2“ bezeichnet. Merkmale von Psychopathie sind nach dem PCL-R pathologisches Lügen, Größenwahn, oberflächlicher Charme, Manipulation, Impulsivität und Bedürfnis nach Stimulation sowie kriminelle Energie und jugendliche Kriminalität.

Nun arbeiten Serien natürlich keine Fragebögen ab, sondern narrativieren die Figurencharakterisierung: Von den Handlungen der Figuren schließen wir auf ihre Persönlichkeit zurück. Und die Art und Weise, wie sich Dexter als Hauptfigur vorstellt, legt von Anfang an nahe, ihn als Psychopathen zu verstehen. Die Pilotfolge von *Dexter* beginnt mit einem Mord, den die Hauptfigur selbst begeht. Dexter lauert einem Chorleiter auf, betäubt ihn und bringt ihn an einen abgelegenen Ort im Wald. Hier konfrontiert er den Mann mit Leichenfunden – Chorknaben, die dieser umgebracht haben soll. Dexter zwingt den Mann, sich die verwesenen Leichen anzusehen, woraufhin dieser seine Morde gesteht. Zu seiner Verteidigung bringt er vor: „I couldn't help myself“, woraufhin Dexter erwidert: Das verstehe er, er selbst könne auch nicht anders als zu töten. Aber er, Dexter, bringe immerhin Mörder:innen um, keine Kinder (*Dexter* S01E01: 00:02:05–00:06:00).

Aufgrund dieser brutalen Einstiegsszene würden wir Dexter wahrscheinlich schon intuitiv als Psychopathen bezeichnen: Offensichtlich kann er ohne Mitgefühl und Skrupel andere Menschen umbringen. Sein Vorgehen ist geplant und geht ein kalkuliertes Risiko ein: Er hat einen abgelegenen Ort gewählt und Vorbereitungen wie Betäubungsmittel getroffen, um den anderen Mörder mit dessen Taten zu konfrontieren. Andererseits hat sein Opfer einen hohen sozialen Status, sein Verschwinden wird bemerkt werden. Dexter sucht sich also ein Opfer aus, das es seiner Meinung nach verdient hat, zu sterben, nicht einen Menschen, den er relativ risikolos töten

könnte. Risiken einzugehen, schreckt ihn also nicht ab. Dexters Antwort an den Chorleiter, er selbst fühle ebenfalls den Zwang zu töten, lässt sein Verhalten nach einer Persönlichkeitsstörung aussehen. Kurz: Alles deutet darauf hin, dass Dexter ein prototypischer Psychopath ist.

Die Charakterisierung der Figur in den ersten sieben Minuten der Serie entspricht dem Stereotyp des psychopathischen Serienkillers in Film- und Fernsehgeschichte. Wir kennen unzählige solcher Figuren als Antagonisten. Selten erfahren diese Figuren mehr Charakterisierung als Dexter in diesen ersten Minuten. Vom Serienkiller müssen wir nur wissen, dass er klug und gefährlich ist. Die Persönlichkeitszeichnung von Dexter wird jedoch im Verlauf der Pilotfolge komplexer. Diese Komplexität geht natürlich auch darauf zurück, dass Dexter eben Protagonist und nicht Antagonist ist. Dexter ist aber auch kein prototypischer Psychopath, sondern einer, der seine Psychopathie gut verstecken und nutzen kann.

Die Unterscheidung, die Babiak und Hare zwischen dem Begriff „psychopath“ und „corporate psychopath“ machen, liegt darin, dass letztere sich unauffällig in die Gesellschaft zu integrieren scheinen – in Unternehmen arbeiten und nicht selten auf Kosten anderer Karriere machen (vgl. Babiak und Hare 2019: x–xii). In ihren wissenschaftlichen Studien finden sie Unterschiede in der Persönlichkeitsstruktur zwischen Personen mit Psychopathie und Personen, die sie als „corporate psychopaths“ beschreiben:

While psychopathic criminals score high on both PCL-R Factor 1 (Interpersonal/Affective) and Factor 2 (Lifestyle/Antisocial), corporate psychopaths score high on Factor 1 and low to moderate on Factor 2 (vgl. Mathieu u.a. 2020: 609).

Demnach zeigen ‚corporate psychopaths‘ weniger antisoziale Tendenzen in ihrem Verhalten, weshalb sie unauffälliger sind als prototypische Personen mit Psychopathie.⁵

Der ‚corporate psychopath‘ zeichnet sich nach Babiak und Hare insbesondere durch Manipulation und oberflächlichen Charme aus:

One of the most effective skills psychopaths use to get the trust of people is their ability to charm them through ingratiation and various impression-management techniques. They have an engaging manner and make great first impressions on people (Babiak und Hare 2019).

Das beherrscht auch die Figur Dexter. Im Anschluss an die brutale Mordszene zu Beginn der Pilotfolge können wir Dexter bei diesem ‚impression management‘ beobachten.

Kennzeichnend für den televisuellen Stil der Serie ist dabei das extensive Arbeiten mit Voiceovers. Dexter ist nicht nur Hauptfigur, sondern auch Erzähler der Serie. Das Voiceover ermöglicht es, die Diskrepanz zwischen Dexters Empathielosigkeit und seinem Auftreten anderen Figuren gegenüber herauszustellen. Die Pilotfolge zeigt dafür mehrere Szenen. Nach dem oben beschriebenen Mord sehen wir Dexter beispielsweise auf seinem

Motorboot. Wie später klar wird, dienen Dexters Bootstouren dazu, die Leichen seiner Opfer zu entsorgen. Als Voiceover erzählt er dem Publikum davon, wie sein Verlangen zu töten in der Jugend begann und er anfang Tiere zu töten. Er erzählt weiter, dass er keine Gefühle für andere Menschen habe und sich selbst auch nicht erklären könne, weshalb er so anders sei als andere. Dieses vom Tonfall her unbekümmerte Geständnis wird immer wieder davon unterbrochen, dass Dexter andere Fahrer auf ihren Motorbooten freundlich grüßt und ihnen zuwinkt. Er merkt als Voiceover dazu an: „People fake a lot of human interactions but I feel like I fake them all. And I fake them very well” (*Dexter* S01E01: 00:06:00).

Davon werden wir auch an Dexters Arbeitsplatz Zeuge. Ins Büro bringt er Donuts für seine Kolleg:innen mit. Während er diese verteilt, stellt er die anderen Figuren vor. Es wird deutlich: Dexter ist überall beliebt und wird als Kollege geschätzt, während er selbst keinerlei emotionale Verbindung spürt. Als Voiceover-Erzähler lässt uns Dexter nicht nur an seinem Innenleben teilhaben, sondern somit auch an seinem strategischen Verhalten, um ein erfolgreiches Leben zu führen.

4. Die positive Konnotation von Psychopathie in *Dexter*

Als „corporate psychopath“ liegt die Faszination der Figur Dexter weniger in der ‚Faszination des Bösen‘, sondern in ihrem beruflichen Erfolg. Es ist nicht der mörderische Psychopath, der den Schauwert der Serie ausmacht, sondern der erfolgreiche Psychopath. Damit stellt sich die Frage, inwiefern psychopathische Persönlichkeitsstörungen in der Populärkultur auch positiv konnotiert werden. Am Beispiel von *Dexter* möchte ich hier auf zwei Aspekte eingehen: Dexters persönliche Intuition und Kompetenz zum einen und zum anderen daran anschließend auf den gesellschaftlichen Mehrwert beziehungsweise Schaden, der durch ‚corporate psychopaths‘ entstehen kann.

Denn – so legt die Serie nahe – es ist gerade das Psychopathische, was Dexter so erfolgreich werden lässt. Der zentrale Begriff dafür ist „Intuition“. Wie die oben genannten Beispielen verdeutlichen, kann man die als psychopathisch beschriebene Manipulation durchaus auch als Kompetenz verstehen. Und auch Babiak und Hare können bei all der plastischen Warnungen vor der destruktiven Kraft der Psychopathen eine Faszination und beinahe Anerkennung nicht verbergen. Diese hebt insbesondere auf die Intuition und Menschenkenntnis des Psychopathen ab. Vergleiche zwischen Berufsgruppen wie die folgende Beschreibung von Babiak und Hare illustrieren die Faszination für ‚corporate psychopaths‘, wie sie sich auch durch die Serie *Dexter* zieht:

Sales representatives [...] become good at judging personality traits and characteristics. Psychologists and psychiatrists [...] can usually see a bit more of the underlying personality dynamics. So do poker players [...]. But to their credit, psy-

chopaths have the deserved reputation of being good judges of the personalities of others – perhaps because they work hard at it – and have the uncanny ability to project the most effective persona, depending on the situation, to get what they want (Babiak und Hare 2019).

Es wirkt hier beinahe so, als sei das Label ‚Psychopath‘ weniger eine Persönlichkeitsstörung denn eine Berufsbeschreibung. Die Figur Dexter ist sich dessen bewusst: Er weiß, dass sein Charme nur Fassade ist und verachtet seine Kolleg:innen dafür, dass sie darauf hereinfallen. Das Voiceover verdeutlicht dies. Dexter kommentiert das Verhalten seiner Kolleg:innen und seinen Respekt vor dem einzigen Kollegen, der ihn in der zweiten Staffel des Mordes verdächtigt wird, im Voiceover mit den Worten:

The only real question I have is: Why in a building full of cops, all supposedly with a keen insight into the human soul, is Doakes the only one who gets the creeps from me? (*Dexter* S01E01: 00:18:05).

Im Gegensatz zu den meisten seiner Kolleg:innen hat Dexter ein intuitives Gespür für andere Mörder:innen. Diese Intuition macht Dexters Handeln effizient und effektiv. An anderer Stelle habe ich das „relative Effizienz“ genannt (Mika 2020: 232f.). Durch die Abwertung seines Umfeldes, wie in obigem Zitat, erscheint Dexter umso produktiver. Die Aufklärungsrate für Mord beispielsweise liegt im Police Department weit unter seiner eigenen als Serienkiller. Auch für klassische Soft Skills erweist sich Dexters Doppelleben als gutes Trainingsfeld: Er kann zwischen verschiedenen Rollen wechseln, gut kommunizieren und hat ein beneidenswertes Zeitmanagement entwickelt. Wir sehen diese Fähigkeiten in der Serie oft im direkten Vergleich mit weniger erfolgreichen Figuren. Seine Schwester und Kollegin Debra hat zum Beispiel immer wieder Probleme, von ihren Kolleg:innen ernst genommen zu werden und den richtigen Ton in Gesprächen zu finden, was Dexter scheinbar mühelos kann. Dexter gelingt es zudem, seinen Beruf, sein Doppelleben mit privaten Ermittlungen und Mord sowie das soziale Leben als Fassade immer im Gleichgewicht zu halten. Dem gegenüber sehen wir seine Lebensgefährtin Rita regelmäßig an der Doppelbelastung von Familie und Beruf scheitern (vgl. hierzu auch die Analyse von Cuntz 2010: 179ff.). Dexters Erfolg ist also gewissermaßen verdient. Er ist nicht nur ein ‚corporate psychopath‘, sondern auch ein produktiver Psychopath, der seine Arbeit schneller und besser erledigt als andere.⁶

Zu dieser Darstellung stehen die Fallbeispiele in *Snakes in Suits* in starkem Kontrast. Babiak und Hare beschreiben die Arbeitsmoral von Psychopathen als parasitär (Babiak und Hare 2019: 55). Sie seien wenig motiviert, die Arbeit zu erledigen, für die sie eingestellt wurden, und geben oft die Arbeit anderer als die eigene aus. Auch andere Studien als Babiaks und Hares legen nahe, dass Psychopathie in der Arbeitswelt Produktivität und Arbeitsklima verschlechtern (Boddy 2014: 107ff.): „Corporate psychopaths“ seien auf ihren eigenen Vorteil bedacht, daher leide das Unternehmen und

alle anderen, so folgt Clive Boddy in seiner Studie zu britischen CEOs mit psychopathischen Zügen. Wo ‚corporate psychopaths‘ sind, steigt die Wahrscheinlichkeit von Mobbing und die Motivation von Mitarbeiter:innen nimmt ab. Und das ist in *Dexter* anders. Dexters Psychopathie macht ihn zwar zum manipulativen Mörder, aber auch zum Experten für andere solcher Mörder:innen. Dexter steigert die Produktivität seines Departments, selbst wenn er manchmal dessen Arbeit sabotiert, weil er die gesuchten Kriminellen lieber selbst töten möchte, als sie der Justiz zu übergeben.

Die Fähigkeiten des ‚corporate psychopath‘ sind in *Dexter* also positiv konnotiert, weil sie tatsächlich zu einer echten Leistungssteigerung führen. Insbesondere die letzte, achte Staffel der Serie verhandelt den Gedanken, dass in dieser Produktivität des Psychopathen ein gesamtgesellschaftlicher Nutzen stecke.

Mit Dr. Evelyn Vogel kommt in der achten Staffel eine Psychiaterin in das Figurenensemble, die als Spezialistin für jugendliche Psychopathen gilt. Sie eröffnet Dexter, dass sein Stiefvater Harry bei ihr Unterstützung suchte, als er Dexters psychopathische Tendenzen in dessen Jugend bemerkte (*Dexter* S08E02). Sie erklärt Dexter, wie sie seinen Stiefvater Harry angeleitet hat, Dexter andere Mörder:innen töten zu lassen, um seine psychopathischen Impulse zu kontrollieren. Im Gegensatz zu *Snake in Suits* bezeichnet Vogel Psychopathen als positiv und nützlich für die Gesellschaft. In einem Gespräch in der zweiten Episode der letzten Staffel sagt sie zu Dexter: „You’re not evil Dexter. You’re actually making the world a better place“ (*Dexter* S08E02: 00:16:50).

In verschiedenen Episoden dieser Staffel zeigt sie Dexter alte Videoaufzeichnungen ihrer Besprechungen mit Harry: Gemeinsam hatten die beiden den ‚Code Harry‘ entwickelt, der Dexter das Töten beibrachte und dieses Töten gleichzeitig kanalisierte. Vogels professioneller Meinung nach war Dexters Mordlust nicht zu heilen, doch mit Harrys Unterstützung wollte sie ein Experiment durchführen, ob man die Psychopathie steuern könnte.

Mit der Figur von Dr. Vogel deutet die Serie die Ursache von Dexters Psychopathie um: Seit dem Ende der ersten Staffel hatte die Serie die mehr oder weniger Freud’sche Erklärung etabliert, dass der Mord an Dexters Mutter, Dexters Kindheitstrauma, der Grund für dessen Mordzwang sei. In dieser achten Staffel stellt sich nun der Hauptfigur Dexter erstmals die Frage, ob Trauma wirklich notwendigerweise zur Psychopathie führen musste – oder ob seine Zwangsstörung am Ende nur eine perverse Konditionierung war.

Die Perspektive, die Vogel in *Dexter* vertritt, knüpft in einigen Punkten an tatsächliche wissenschaftliche Meinung an: Psychopathie zeigt sich in der Jugend und ist eine ziemlich stabile Diagnose über die Lebenszeit. Ihre Schlussfolgerungen unterscheiden sich aber signifikant von der tatsächlichen akademischen Meinung: Vogel sieht ‚corporate psychopaths‘ als eine Bereicherung für die Gesellschaft, nicht als eine Gefahr. Dabei stützt sie sich auf eine evolutionsbiologische Erklärung. Vogel sieht Psychopathen

als Schutz, die ihre Gemeinschaft vor sich selbst beschützen, bis diese sie soweit weiterentwickelt hat, dass sie sich um sich selbst kümmern kann:

I believe that psychopaths are not a mistake of nature. They're a gift. [...] They're alpha wolves, who helped the human race survive long enough to become civilized. An indispensable demographic. [...] Did you know that psychopathic traits can be found in the most successful CEOs? In the most effective politicians? Without psychopaths, mankind wouldn't exist today (*Dexter* S08E02: 00:37:00–00:38:30).

In diesem Sinne sind Psychopathen wie Dexter ihrem Umfeld schon einen Schritt voraus. Folgerichtig entwickelt sie mit Dexters Stiefvater Harry einen Verhaltenskodex für Dexter, nach dem dieser in Vogels Augen genau das tut: Die Gesellschaft vor gefährlichen Individuen zu schützen. Diese extreme Position verdeutlicht die Faszination des Psychopathen, macht aber auch deutlich, dass psychopathisches Verhalten auch in populären Fiktionen erst dann zu rechtfertigen ist, wenn es dem Allgemeinwohl dient.

5. Die Logik des Erfolgs in Fernsehserien

Ist es also irgendwo auch wünschenswert, mehr wie ein Psychopath sein zu wollen? Wie die Analysen von *Dexter* und *Snakes in Suits* gezeigt haben, beantworten Populärwissenschaft und die Fernsehserie diese Fragen am Ende unterschiedlich.

In *Dexter* hat Psychopathie mit gewissen Einschränkungen tatsächlich eine positive Konnotation. Dreierlei lässt sich zusammenfassend über die Faszination an der Psychopathie in der Serie *Dexter* sagen: Zunächst stelle ich fest, dass es nicht vorrangig das Abgründige oder Gewalttätige an der Persönlichkeitsstörung ist, was fasziniert, sondern der Erfolg. Dexter ermordet mehr Menschen in der Serie als seine ebenfalls mordenden Opfer und trotzdem wird er nicht entdeckt, sondern führt ein Doppelleben als angesehener Forensiker. Das ist auch die zweite Komponente der populären Faszination: Dexters Kompetenz. Dexter ist ein Experte auf seinem Gebiet und in seiner Lebensführung. Er hat eine ausgeprägte Intuition und verfügt über Soft Skills, wie Zeitmanagement und situationsbezogene Kommunikation. Er beherrscht intuitiv, was sich viele im Berufsleben erarbeiten müssen – und zwar weil er ein Psychopath ist. Weil er sich schon immer unauffällig an seine Umgebung anpassen musste, hat er schon in früher Jugend gelernt, was andere erst später in ihrer Karriere trainieren. Das machen insbesondere die Videoaufzeichnungen von Dexters Stiefvater Harry in der achten Staffel der Serie deutlich.

Zum dritten gibt es eine wichtige Einschränkung, weshalb wir Dexters produktive Psychopathie bewundern können: Sie hat einen gesellschaftlichen Mehrwert. Dexters Morden und seine Persönlichkeitsstörung sind am Ende nur deshalb akzeptabel, weil sie einen Nutzen haben, der nicht auf Dexters Vorteil allein beschränkt ist. Und hierin unterscheidet sich die Serie

von anderen populären Darstellungen. Babiak und Hare nennen ‚corporate psychopaths‘ parasitär, weil ihr Verhalten nur ihnen selbst etwas nütze, dem Unternehmen, den Kolleg:innen oder der Gesellschaft aber schade.

Psychopathie mag nach akademischer Meinung ein Zustand sein, eine lebenslange Diagnose. In Fernsehserien bekommt sie aber zusätzlich eine dynamische Komponente: Sie muss gemanagt und ausbalanciert werden; sie muss immer wieder Veränderungen zulassen, damit neue Handlungsbögen entwickelt werden können. Dieses Changieren zwischen dem statischen Zustand der Diagnose und dem dynamischen Prozess des Optimierens und Managens ist der Produktions- und Rezeptionslogik dieser Serien geschuldet, die sich immer zwischen den Polen Wiedererkennungswert und Neuheit bewegen (Kelleter 2017: 7ff.). Form und Inhalt der Serien mit ‚corporate psychopaths‘ entsprechen einander und gehen in Serien wie *Dexter*, aber auch *Homeland*, *Mr. Robot* und teilweise in *The Sopranos* produktive Verbindungen ein. Und es muss kontinuierlich nicht nur eine Weiterentwicklung geben, sondern auch eine Steigerung, damit die fünfte Staffel nicht nur eine Wiederholung der ersten ist, sondern eine spannendere, provokativere und vor allem auch den Einschaltquoten nach erfolgreichere Version ihrer selbst (vgl. auch Jahn-Sudmann und Kelleter 2012: 205ff.).

Anmerkungen

- 1 Die Bezeichnung „Psychopath“ ist ein psychopathologisches und juristisches Konstrukt, das kritisch zu hinterfragen ist, und nicht als Personenbezeichnung zu verstehen. Daher verwende ich für diesen Begriff bewusst das generische Maskulinum. Für Personenbezeichnungen, seien es Menschen oder Figuren, verwende ich gegenderte Formen wie Chef:in oder Psychiater:in. Wo es um psychische Krankheiten oder Persönlichkeitsstörungen geht, empfehlen die einschlägigen Diagnosehandbücher von ‚Personen mit [Psychopathie, Depressionen usw.]‘ zu sprechen, weil es weniger stigmatisierend ist als von Psychopath:innen oder Depressiven zu sprechen. Diesem Prinzip folge ich ebenfalls.
- 2 Aus heutiger Sicht muss man sich bewusst daran erinnern, dass die Figur Dexter – ein Mörder als sympathische Hauptfigur – etwas wie einen Tabubruch im Fernsehen darstellte. Frühe Sammelbände zum seiner Zeit neuen Phänomen des Quality TV spiegeln überzeugend die Grenzüberschreitung, die Dexter 2006 darstellte (vgl. exemplarisch Seiler 2008: 6ff.).
- 3 Auch innerhalb der Psychologie wird der Forschung in diesem Gebiet mitunter vorgeworfen, durch Methodik und Sprache die Verwendung des stigmatisierenden Begriffs „Psychopath“ und die Unterstellung von dehumanisierenden Persönlichkeitsstörungen durch psychologische Laien zu fördern (vgl. Caponecchia u.a. 2012: 399ff.).
- 4 Diese beiden Diagnosehandbücher sind im Fachdiskurs einschlägig: Das Diagnostic and Statistical Manual of mental disorders (DSM) ist das US-amerikanische Diagnosemanual für psychische Krankheiten, das seit den 1950er Jahren von der American Psychiatric Association (APA) herausgegeben wird. Seit 2013 ist die fünfte Auflage (DSM V) verbindlich; seit der dritten Auflage von 1980 wird die Dia-

gnose ‚Psychopathie‘ in dieser Form nicht mehr aufgeführt. In Deutschland ist das von der WHO herausgegebene International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) verbindlich, das sowohl psychische wie auch physische Krankheiten systematisiert und aktuell in der zehnten Auflage (ICD-10) verwendet wird. Die gängigen Symptome der Psychopathie decken sich weitgehend mit der heutigen Diagnostik für die antisoziale Persönlichkeitsstörung (vgl. auch Federman u.a. 2009: 49).

- 5 Das Sample dieser Studie vergleicht ‚corporate psychopaths‘ mit inhaftierten Personen. Die Forschung zu ‚corporate psychopaths‘ ist deshalb im Fachdiskurs auch methodisch umstritten. Viele Merkmale der Psychopathie im Allgemeinen sind nicht so eindeutig belegt, wie es Babiaks und Hares populäre aber auch wissenschaftliche Arbeiten darstellen. Gerade dadurch, dass sich viele Studien auf Samples von Inhaftierten mit Persönlichkeitsstörungen stützen, kann es zu signifikanten Verzerrungen kommen, beispielsweise was (jugendliche oder wiederkehrende) Kriminalität betrifft (vgl. für eine Übersicht zu Kontroversen in der juristisch relevanten Diagnostik von Psychopathie Edens 2006: 59). Darüber hinaus ist bei der Untersuchung von ‚corporate psychopaths‘ ein methodisches Problem, dass eine Diagnose mit dem PCL-R Fragebogen gar nicht möglich ist, denn der würde unter anderem auch Zugang zu Kranken- oder Gerichtsakten erfordern, um beispielsweise die genannte jugendliche Kriminalität oder psychische Auffälligkeit zu prüfen. Das ist in Unternehmenskontexten ethisch nicht möglich. Daher beruhen ‚Diagnosen‘ von ‚corporate psychopaths‘ entweder auf einer eingeschränkten Verwendung des PCL-R (genannt PCL-SV) oder Fremdbeschreibungen, zum Beispiel von Mitarbeiter:innen (vgl. Caponecchia u.a. 2012).
- 6 Psychopathen und andere Figuren mit psychischen Krankheiten nutzen diese in aktuellen Serien oft wie Inselbegabungen. Man denke zum Beispiel an die bipolare Agentin Carrie Mathison in *Homeland* (Showtime, USA, 2011–2020) mit ihrer Intuition für Terroristen oder den schizoiden Hacker Elliot Alderson in *Mr. Robot* (USA Network, USA, 2015–2019). All diese Figuren machen tatsächlich wie Dexter ihren Job sehr, sehr gut.

Literatur

- American Psychiatric Association (2013). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*. 5. Ausgabe. (DSM-V). Washington, D.C.: American Psychiatric Association.
- Babiak, Paul und Robert D. Hare ([2007] 2019). *Snakes in Suits. Understanding and Surviving the Psychopaths in Your Office*. Überarbeitete Ausgabe. New York: Harper Business.
- Blanchet, Robert (2011). Quality TV: Eine kurze Einführung in die Geschichte und Ästhetik neuer amerikanischer Fernsehserien. In: Robert Blanchet. *Serielle Formen. Von den frühen Film-Serien zu aktuellen Quality-TV- und Online-Serien*. Zürcher Filmstudien 25. Marburg: Schüren, 37–70.
- Boddy, Clive R. (2014). Corporate psychopaths, conflict, employee affective well-being and counterproductive work behaviour. *Journal of Business Ethics* 121, 1, 107–121.

- Caponecchia, Carlo, Andrew Y. Z. Sun und Anne Wyatt (2012). 'Psychopaths' at work? Implications of lay persons' use of labels and behavioural criteria for psychopathy. *Journal of Business Ethics* 107, 4, 399–408.
- Cuntz, Michael (2010). Miami Ice oder die ästhetische Schule des legitimen Tötens. Serienmord, Serialität und Zeitlichkeit in Dexter. In: Arno Meteling, Isabell Otto und Gabriele Schabacher (eds.). „Previously on ...“: zur Ästhetik der Zeitlichkeit neuerer TV-Serien. *Mediologie* 24. München: Fink, 179–204.
- Curtin, Michael und Jane Shattuc (2009). *The American Television Industry*. London: Palgrave Macmillan.
- Edens, John F. (2006). Unresolved controversies concerning psychopathy. Implications for clinical and forensic decision making. *Professional Psychology: Research and Practice* 37, 1, 59–65.
- Federman, Cary, Dave Holmes und Jean Daniel Jacob (2009). Deconstructing the psychopath. A critical discursive analysis. *Cultural Critique* 72, 36–65.
- Fellner, Markus (2006). *Psycho Movie. Zur Konstruktion psychischer Störung im Spielfilm*. Bielefeld: transcript.
- Gormász, Kathi (2015). *Walter White & Co. Die neuen Heldenfiguren in amerikanischen Fernsehserien. Film, Fernsehen*. Konstanz: UVK.
- Hare, Robert D. (2003). *Psychopathy Checklist – Revised Manual*. Toronto: Multi-Health Systems.
- Jahn-Sudmann, Andreas und Frank Kelleter (2012). Die Dynamik serieller Überbietung: Amerikanische Fernsehserien und das Konzept des Quality-TV. In: Frank Kelleter (ed.). *Populäre Serialität. Narration – Evolution – Distinktion: Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert. Kultur- und Medientheorie*. Bielefeld: transcript, 205–224.
- Kelleter, Frank (2017). Five ways of looking at popular seriality. In: Frank Kelleter. *Media of Serial Narrative*. Columbus: The Ohio State University Press, 7–34.
- Kessler, Nora Hannah (2016). Der Antiheld als Held. Komplizenschaft als Möglichkeit der TV-Rezeption. In: Jonas Nesselhauf und Markus Schleich (eds.). *Das andere Fernsehen?! Eine Bestandsaufnahme des „Quality Television“*. *Edition Medienwissenschaft* 28. Bielefeld: transcript.
- Lotz, Amanda D. (2014). *Cable Guys. Television and Masculinities in the 21st Century*. New York: New York University Press.
- maiLab (2017). Die Dunkle Triade | Teil 3: Psychopathie. *YouTube*. URL: https://www.youtube.com/watch?v=dgqx_edOf4c [Letzter Zugriff am 1.8.2024].
- Martin, Brett (2013). *Difficult Men. Behind the Scenes of a Creative Revolution: From The Sopranos and The Wire to Mad Men and Breaking Bad*. London: Faber and Faber.
- Mathieu, Cynthia, Paul Babiak und Robert D. Hare (2020). Psychopathy in the workplace. *The Wiley International Handbook on Psychopathic Disorders and the Law*. West Sussex: Wiley & Sons, 607–644.
- Mika, Melanie (2020). Produktive Psychopathen: Inszenierungen von Selbstoptimierung in amerikanischen Fernsehserien. *FFK Journal* 5, 223–236.
- Seiler, Sascha (ed.) (2008). *Was bisher geschah. Serielles Erzählen im zeitgenössischen amerikanischen Fernsehen*. Köln: Schnitt.

- Signorielli, Nancy (1989). The stigma of mental illness on television. *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 33, 3, 325–332.
- Vaage, Margrethe Bruun (2016). *The Antihero in American Television*. New York und London: Routledge.
- World Health Organisation (1992). *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD-10)*. Genf: Hogrefe.

Filmografie

- Breaking Bad* (USA 2008–2013, Idee: Vince Gilligan).
- Dexter* (USA 2006–2013, 2021, Idee: Jeff Lindsay, Lauren Gussis, Timothy Schlattmann).
- Dexter: New Blood* (USA 2021–2022, Idee: Clyde Phillips).
- Homeland* (USA 2011–2020, Idee: Howard Gordon, Alex Gansa).
- House of Cards* (USA 2013–2018, Idee: Michael Dobbs, Andrew Davies, Beau Willimon).
- Mr. Robot* (USA 2015–2019, Idee: Sam Esmail).
- The Sopranos* (USA 1999–2007, Idee: David Chase).

Melanie M. Mika, M.A.
 Eberhard Karls Universität Tübingen
 Institut für Medienwissenschaft
 Wilhelmstraße 50
 72074 Tübingen
 Deutschland
 E-Mail: melanie.mika@uni-tuebingen.de

Selbstpoetik in Millisekunden. Neue Formen des Tagebuchs in kritisch-soziologischer Sicht

Ralph Köhnen, Ruhr-Universität Bochum

Summary. Permanent improvement of the self is a pattern of cultural theory and practice that goes back to the antique philosophy of self-reflection and religious confession as well as to later economic accounting and medical reports. These techniques of notation had a deep impact on (literary) diary writing, and it is shown here how the ways of measurement have shaped self-writing in present times. The different media of self-tracking now determine the ways in which individuals turn the former daily self-reflection into collecting data every millisecond and submit themselves to the surveillance of Big Data.

Keywords. Self-optimization, diary-keeping, self-narration, self-tracking, quantified self, self-observation, big data

Zusammenfassung. Permanente Selbstverbesserung ist ein Muster kulturellen Denkens und Handelns, das auf die antike Philosophie der Selbstreflexion und der religiösen Beichte ebenso zurückgeht wie spätere ökonomische Buchführung und medizinische Berichte. Diese Techniken hatten einen starken Einfluss auf das (literarische) Tagebuchschreiben, und es wird hier gezeigt, wie solche Messungstechniken die Selbstschrift der Gegenwart geprägt haben. Es sind nun verschiedene Medien des Self-Trackings, die das Tagebuchschreiben überformt haben und bestimmen, wie Individuen die vormalige Tagesrückschau durch Selbstdatensammlung im Millisekundentakt wandeln und sie Big Data ausliefern.

Schlüsselwörter. Selbstoptimierung, Tagebuch, Selbstpoetik, Selbstmessung, Selbstbeobachtung, Datafizierung

*„Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr.“
(Mephisto / Faust II, V. 4920, Goethe (1994 [1832]))*

1. Diskursive Wege der Selbstschrift

Das Streben nach Selbstoptimierung ist nicht neu – die Tradition der Lebensverbesserung durch Selbstreflexion ist in der Antike seit Sokrates' *Apologie* (2004) verwurzelt. Aus solchen frühen ethisch-moralischen Selbsteinschätzungen sind zunächst religiöse Beichttechniken hervorgegangen, denen sich dann medizinische Protokolle und auch ökonomische Rechenschaftslegungen eingeschrieben haben. All diese Wissensordnungen haben mit ihren spezifischen Begrifflichkeiten und Notationsformen seit der Frühen Neuzeit Einfluss auf die Tagebuchführung genommen. Selbsttexte bedeuten dann eben nicht nur Herzensschrift oder das Zusichkommen eines Subjekts (worauf sie in der Literaturwissenschaft oft verkürzt wurden) – sie stellen heute vielmehr eine Möglichkeit dar, mit den technisch sich entwickelnden Notationssystemen eine permanente Selbstbeobachtung aufrecht zu erhalten, die nicht nur der Schaustellung dient, sondern auch den Menschen in eine dauerhaft prozessierte Schleife der Selbstverbesserung schickt. Es soll gezeigt werden, wie der tiefgreifende Umstrukturierungsprozess des öffentlichen Lebens begleitet und mit beeinflusst wird.

Die Selbsttechniken des Aufschreibens haben sich immer stärker auch mit anderen Diskursen aufgeladen und aus deren Zeichensystemen gespeist. In der Renaissance beginnt eine mächtige Tradition der ökonomischen Literatur, die nicht nur fachliche Expertise verbreiten will, sondern sich auch als Möglichkeit zur Persönlichkeitsgestaltung versteht (so etwa in Leon Battista Albertis Buch *Vom Hauswesen* (1942) [*De famiglia*] oder Benedetto Cotruglis (2016) Abhandlung *Della mercatura et del mercante perfetto* von 1458). Entsprechend hat Joseph Vogl (2007) eine epochale Poetik des ökonomischen Menschen dargestellt, als Selbstexperiment unserer Spezies, das sich neben anderen Varianten seit der Renaissance (klassischen, humanistischen, technizistischen, kommunistischen, faschistischen usw.) als die ambitionierteste entwickelt und bis in die Gegenwart hinein behauptet, ja dort kulminiert. Der Mensch ist hier sowohl Akteur wie auch Gegenstand von Diskursen oder Betriebssystemen, die reizvoll sind und zur *poiesis* anleiten, dabei einen Menschen fordern, der flexibel handelt und höchst konzentriert durch die Welt navigiert. Ökonomische Denkweisen haben tiefe Prägungen in den Erzählsystemen und Selbstschriftengattungen hinterlassen – Buchhaltung beginnt die (Selbst-)Erzählung zu formen und wirkt als Dispositiv für ein entstehendes „Bilanz-Subjekt“, das sich einem permanenten Selbstrechnenwesen unterwirft und sich „einen innerweltlichen Lebenslauf verpasst“ (Vogl 2007: 551). Solche Techniken der Ökonomisierung prägen diejenigen der Selbstrechtfertigung eminent.

Um 1900 bekommen diese Entwicklungen nochmals einen Schub, insofern Statistiken das Leben des Einzelnen durchdringen und dieses abmessbar, überprüfbar und optimierbar machen. Arbeitswissenschaften bzw. Fragen des Selbstmanagements befördern nunmehr die Ratgeberliteratur, die seit den 1920er Jahren bis heute eine konsequente Selbstoptimierung durch To-Do-Listen und Tagebucheinträge empfiehlt, so etwa Gustav Großmanns

Sich selbst rationalisieren von 1927. Hier sollen minutiöse Planung und Selbstkontrolle durch Kalendernotizen zu einer Selbstoptimierung führen, die durch ständige Kalkulation zur Effizienz führen müsse – ein Programm, das im Kontext der Arbeitswissenschaften der 1920er Jahre als Reiz-Reflex-Aktionskontrollprogramm zu lesen ist.

Aber auch der Maschinenkomplex, der um 1900 auf die Schreibtechniken drängt, beeinflusst die Möglichkeiten der Selbstkonzeption in Dichtung und Diaristik. Mit neuen technischen Bedingungen der Schreibmaschine, der Hollerith'schen Lochkarte und jenen psychotechnischen Maschinen, die Sprachimpulse und Nervenreizleitungen messen, kommt bereits um 1900 eine (sozial-)politische Komponente hinzu: das Datensammeln um seiner selbst willen und die Statistisierung des Menschen, mithin der Glaube an die Konstruierbarkeit des Lebens, aber auch zu dem Zweck, das Ich zu vergesellschaften und seine Existenz als Präsenzwesen zu fassen. Damit wird ein neuer Begriff von Öffentlichkeit virulent.

Nicht zwangsläufig wird dadurch das Tagebuch zum Automatenmedium. Doch wird in der Medienkonstellation ein Modell denkbar, das Carl Schmitt 1918 in Reaktion auf expansive Aufzeichnungstechniken in einem beißend-ironischen Pamphlet formuliert hat, welches den Bürger eines fiktiven Buribunkenstaates als Schriftproduzenten zeigt:

Jeder Buribunke und jede Buribunkin ist verpflichtet, für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch zu führen. Die Tagebücher werden mit einer Kopie täglich abgeliefert und kommunalverbandweise vereinigt. Die gleichzeitig vorgenommene Sichtung erfolgt sowohl nach Art eines Sachregisters wie nach dem Personalprinzip (Schmitt 1918: 345).

Der konsequente Selbstschreiber wird angehalten, zu seinen Lebensvollzügen simultan noch ein Schriftdoppel aufzuzeichnen. Der Buribunke ist gleichsam Kopfflaneur, denn nichts Erlebtes schreibt er auf, vielmehr hat das einzelne Erlebnis seine Rechtfertigung allein in der Schriftdokumentation und ihrer Publikation, ja es wird überhaupt nur erlebt, um Daten zu gewinnen. Es beginnt die anhaltende Geschichte der instantanen Selbstschrift: Mit der endlosen Druckspur des Ich weiß der Schreibende sich „in jedem Augenblick seines bewegten Lebens“ im Zentrum der Gesellschaft (Schmitt 1918: 341f.).

Fast prophetisch für heutige Publikationspraktiken und Kämpfe um Clicks, Likes und Einschaltquoten klingen die Sätze über den Mitschreibverweigerer, der schließlich seiner Präsenz beraubt wird und untergeht:

Da er nicht mehr schreibt, kann er sich gegen etwaige Unrichtigkeiten, die seine Person betreffen, nicht mehr wehren, er bleibt nicht mehr auf dem Laufenden, er verschwindet schließlich von der Bildfläche der Monatsberichte und ist nicht mehr vorhanden (Schmitt 1918: 348).

Der Rückzug aus der schreibenden Öffentlichkeit bedeutet den Verlust jeglicher Aufmerksamkeit – eine satirische Diagnose, die erst heute ihre volle

Gültigkeit bekommen hat. Mit Schmitts Buribunken geht es um existenzielle Positionsfragen des Einzelnen in der Öffentlichkeit, die nach radikaler Vergemeinschaftung und allseitiger Teilhabe strebt.

Der Aspekt sozialer Wirkung ist den Selbstoptimierungstendenzen seitdem eingeschrieben, wenn er dann vollends im Horizont digitaler Medien auf den Plan tritt und von ihnen noch einmal beschleunigt prozessiert wird. Eines der ersten großen literarischen Dokumente des Bloggens, nämlich Rainald Goetz' *Abfall für alle* (1999), betont als wichtigen Programmaspekt immer wieder, dass Literatur ‚soziale Praxis‘ ist – dadurch wird Teilhabe an der neuen Öffentlichkeit ermöglicht bis hin zum Tribalismus der Schreibenden, der auch aus dem Geist der Musik (namentlich Pop und Rave) beeinflusst ist. Markantes Formmerkmal ist – neben weiten essayistischen Passagen und Selbstreflexionen – die Verwendung von sprachlichen Alltags-Fertigmaterialien sowie die häufige Taktung des Schreibens nach Tag, Stunde, Minute und Sekunde. Beim Schreibvorgang selbst wird der Bildschirm und die Taktilität der Tastatur mit beobachtet (wie überhaupt das Graphische besonders in den Anfangsjahren digitalen Schreibens sensibel wahrgenommen wird). Goetz sieht im Bildschirm ein „Erinnerungsfenster“ oder ein „Textlichtding“ (Goetz 1999: 151, 373), das bei Ankunft der Buchstaben frenetisch gefeiert wird. Das Leuchten beschreibt Goetz als eine Art Lagerfeuer, ein bannendes, Kommunikation und Produktion forderndes Element. Der Blick auf ein rechteckiges Feld prägt ein Schreibrezept:

Immer geht es darum, den naturellmäßig zu verhaken, verbohrt, auch zu konzentrierten Blick zu DEZENTRIEREN, zu öffnen, [...] alle äußeren Pflichten, Zusagen und Pläne abzusagen, um dann endlich, von allem befreit, im Freien die Zeit ihre Arbeit in einem tun lassen zu können (Goetz 1999: 353f.).

Alle Aktbewusstheit des Schreibens bleibt aber hier auf einen gesellschaftlichen Rahmen bezogen und als soziale Tätigkeit gedacht.

2. Formen der Selbstschrift im Horizont von Big Data

Aus der antiken Selbsttechnik mit allen optimistischen Neigungen ist Selbstproduktion und Selbstindustrie geworden, die radikal Chancen der Selbstoptimierung eines Subjekts sucht, aber auch Risiken der Zerstörung von Öffentlichkeit erzeugt, bei der die Kategorie des Privaten problematisch wird. Die neue Selbstschrift nicht nur in Blogs, sondern die Selbstdatenschöpfung durch Smartphones und Wearables scheint auf den ersten Blick als Chance zu funktionieren, jene Lebenskunst zu perfektionieren, die durch Feuilletons, Lifestyle-Magazine oder Ratgeberbücher im Namen einer gestärkten Subjektivität angepriesen wird. Denn bei aller Insistenz auf dem subjektiven Faktor zerfällt der öffentliche Raum bei genauerem Hinsehen in radikal vereinzelte, selbstperformative Individuen, die sich Geltung in einem imaginären Bereich verschaffen wollen.

Eine Tendenz der Selbstoptimierung ist denn auch darin zu erkennen, dass das Diktat des Besonderen, das Inszenieren des Speziellen und die so auch inszenierte, forciert vorgetragene eigene Lebensform mittlerweile Hochkonjunktur hat. Reckwitz hat diesen Blick auf Selbstständigkeit als Differenzstreben im Horizont eines kulturellen Kapitalismus aufgearbeitet:

Im Modus der Singularisierung wird das Leben nicht einfach gelebt, es wird kuriert. Das spätmoderne Subjekt performed sein (dem Anspruch nach) besonderes Selbst vor den anderen, die zum Publikum werden (Reckwitz 2017: 9).

Anders als im *fin de siècle* um 1900 mit seinen wenigen kunstelitären Zirkeln sucht das Kultsubjekt nun potenziell weltweit Aufmerksamkeit, veröffentlicht sich ubiquitär und nutzt dazu seine medialen Extensionen:

Die allgegenwärtigen sozialen Medien mit ihren Profilen sind eine der zentralen Arenen dieser Arbeit an der Besonderheit. Das Subjekt bewegt sich hier auf einem umfassenden sozialen Attraktivitätsmarkt, auf dem ein Kampf um Sichtbarkeit ausgetragen wird, die nur das ungewöhnlich Erscheinende verspricht (Reckwitz 2017: 9f.).

In den verstärkten Subjektivierungstrends seit den 1970er Jahren liegt dann auch eine forcierte Absage an die gemeinsame Erzählung – ein Ideologem, das selbst wieder eine Meistererzählung des Postmodernismus ist und sich in den digitalen Individualkulten technisch perfektionieren lässt.

Mögen die Beweggründe für die verstärkte Partizipation im Netz nun zunächst dahin gehen, die eigene Nuance bzw. Individualität zu stärken, geschieht dies doch unter Bedingungen von öffentlicher Aufmerksamkeit. Unter dem sozialen Druck der Kommunikationsansprüche geht es heutigen Tagebuchschreibern dann auch nicht mehr um kontemplative Selbstbesinnung, um Bilanz oder Planung, sondern vor allem um die knappe Ressource Aufmerksamkeit, die in der weltweiten Öffentlichkeit beansprucht wird: Bin ich gut vernetzt, wie oft wird mein Blog aufgerufen, wer ist mein Publikum – und mit wem und wie vielen wird dieses dann kommuniziert? Warum antwortet das Gegenüber nicht? Solche Fragen einer phatischen, sich selbst bespiegelnden Kommunikation, die sich um das reine Prozessieren von Botschaft und Rückmeldung, Reiz und Reflex drehen, dominieren nicht nur längst die Chatrooms und Nachrichtenzirkulationen von WhatsApp, Facebook usw. – es scheint insgesamt alltagsprägend geworden, sich um die schiere Quantität von Erreichbarkeiten, Homepage-Zugriffen, des Erwähltseins in Google und Yahoo oder des Gekauftseins in den Amazon-Charts zu sorgen. Und so entscheidet auch in den Blogcharts die Nachfrage auf dem Markt des Informationszirkus über das Gelingen von Selbstschrift, wofür der neueste, optimierte Technikstandard erforderlich ist.

Frappierenderweise ist es längst nicht mehr nur die Kontrollmacht, die seit Sokrates' *Apologie* in Form von geforderten Selbstzeugnissen Wirklichkeiten produziert, sei es unter Bedingungen der Rede, der Papierschrift,

der buchähnlichen Typographierung durch die Schreibmaschine und erst recht der digitalen Medien. Vielmehr gehören Selbsttexte mit Bekenntnischarakter oder freiwillige Datenlieferungen zu den einsozialisierten Ritualen, die weltweit freiwillig unternommen werden und dann durch Ritualisierung in den teilnahmepflichtigen Kernbestand kultureller Praktiken gelangen. Selbstschrift ist zur bevölkerungsweiten Stilsuche im ästhetisch-virtuellen Proberaum geworden, die mittlerweile einen neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit begleitet. Das tägliche, stündliche oder minütliche Exerzitium mit Selbstzeugnissen, das bei Carl Schmitt noch wie eine Groteske klingt, ist in der Praxis von Selfies, WhatsApp und anderen Präsenz einfordernden Common-Sense-Veranstaltungen zum Alltag geworden. Solche Teilhabe findet ganz offenbar unter einem gewaltigen politisch und technisch induzierten Konformitätsdruck statt, den Herbert Marcuse bereits 1964 thematisiert hat, wenn er von einer „automatischen Identifikation“ spricht, die den vermeintlichen und versprochenen privaten Raum angreife durch „unmittelbare Identifikation des Individuums mit seiner Gesellschaft und dadurch mit der Gesellschaft als einem Ganzen“ (Marcuse 2014: 30). Diese Entwicklung einer annähernd weltweiten Identifikation mit technischen Formaten trägt das ihre dazu bei, einen (laut Marcuse) eindimensionalen Menschen zu erzeugen, dem das Vorfindliche immer auch das beste und das nächste Ziel immer das erstrebenswerteste zu sein scheint.

3. Vom Tagebuch zum Self-Tracking

Unter Bedingungen datenhungriger Staaten und längst auch Konzerne ist bei der politischen und ökonomischen Nutzung auf die Selbstverdatungen zu schauen. Elsberg merkt dies im Nachsatz zu seinem dystopischen Roman *ZERO* an, wenn er das Zusammenwachsen technischer und ökonomischer Phänomene beschreibt: „ich bin die Information über mich, mein Körper ein weiterer Datenträger“ (Elsberg 2014: 493). Funktionierte bis ins 20. Jahrhundert die Ich-Datensammlung, wie sie seit den pietistischen und frühpsychologischen Programmen erhoben werden sollte, auf serieller Basis, so können prinzipiell seit Erfindung der Lochkarte und perfektioniert durch digitale Verarbeitung Daten parallel prozessiert werden. Eine solche technisch hochgerüstete Produktion der Selbstschrift hat nunmehr Wege gefunden, die auch ihre simultane Rezeption und Rückspiegelung ins eigene Leben hinein ermöglichen können. Jaron Lanier, einer der frühen Euphoriker (und mittlerweile Skeptiker) der virtuellen Realität, hat bereits 1993 davon gesprochen, dass die Differenz von Leben und Autobiographie kasziert wird, wenn man es schafft, über hinreichend große Speicher

einen kontinuierlichen Livemitschnitt der virtuellen Vita jedes einzelnen zu erstellen, der dann als externalisiertes Gedächtnis mit Such- und Editierfunktionen verwaltet werden kann (Lanier 1993: 75f.).

In solchen Formen würde die Nutzung vermeintlich individueller Bedarfszuschnitte dann vor allem jenen Institutionen zuarbeiten, die Daten sammeln und sie weiterverkaufen – was Lanier nunmehr zu Appellen gegen die „algorithmische Verhaltensmodifikation“ veranlasst, um den Ausstieg aus Social Media zu predigen (Lanier 2018: 11). Mittlerweile arbeitet Google an einem System, mit dem sich Gedanken unmittelbar im Prozess des Denkens und vor ihrer Artikulation durch Mund oder Hand digital aufzeichnen lassen. Auch wenn für diese Entwicklung noch einige Jahre benötigt werden, ist zweifellos schon jetzt das Selbstschreibverhalten avantgardistisch geworden, wenn die Selbstpoetik mit akzeleriertem Tempo in den Alltag bzw. in die digitalen Archive hinein ausgeweitet wird. Doch findet darin auch die dargestellte Tagebuchtradition ihren Niederschlag, die bei allem Hang zur Innenschau immer auch das Prozessieren von Daten im Sinn hatte, um nach einem *plus ultra* der permanenten Optimierung zu streben – sei es der angestrebten Ziele, sei es der Kommunikation und ihrer Beschleunigung selbst. Wer nicht mit schreibt, verschwindet – dafür ist mittlerweile auch der Begriff „FOMO“ („Fear Of Missing Out“) geprägt worden, der die Angst vor dem Verpassen von Informationen und allgemein vor dem Verlust von Verbindungen bezeichnet. Eine stärker altruistische Variante ist mittlerweile unter dem Kürzel „FOBM“ bekannt: „Fear Of Being Missed“ wird bezeichnet als „Angst, zu wenig Informationen für Freunde bereitzustellen, so dass sie nichts vom eigenen Leben mitbekommen“ (Wampfler 2014: 113). Das rechnerische Give-and-Take, die schiere Quantität der Clicks spielt dabei vermutlich eine größere Rolle als die Qualität der Einträge durch Follower, die über In- oder Outsein, Inklusion oder Exklusion entscheiden. Es wird damit eine vor allem phatische Funktion von Kommunikation genutzt, die auch in Eggers' *Circle*-Roman persifliert wird (neuerdings thematisch fortgesetzt mit dem Roman *Every*, 2021). Die Hauptfigur Mae, die in die Fänge der kryptischen, an der Oberfläche hypersozial agierenden Wirtschaftsvereinigung des *Circle* gerät – eine Mischung aus Google, Amazon und Facebook –, sieht sich bald in die Sozialpflicht genommen:

Mae sah auf die Uhr [...] Binnen einer Stunde stieg ihr PartiRank auf 7.288. Die 7.000 zu knacken war schwieriger, doch um acht Uhr hatte sie es geschafft, nachdem sie sich elf Diskussionsgruppen angeschlossen und darin gepostet hatte, weitere zwölf Zings verschickt hatte, darunter einen, der in der Stunde global unter den Top 5.000 geratet wurde, und sich bei weiteren siebenundsechzig Feeds registriert hatte. Sie war bei 6.872 und wandte sich ihrem InnerCircle Social Feed zu (Eggers 2014: 219f.).

Netzpräsenz wird begleitet von neuen Supervisionsmedien: Ein Handgeleitmonitor dient der Selbstdatenschöpfung, und „TrueYou SeeChange“ ist im *Circle* nicht nur ein allüberschauender Sensor, der Informationen bündelt und zur Handlungsgrundlage für den Machtapparat werden kann, sondern ein selbstinstalliertes Auge, das das Subjekt und dessen gesehene Welt ununterbrochen supervidiert und die entstandenen Bilder der Weltöf-

fentlichkeit zur Anteilnahme sendet, vor allem aber den Inhabern des Firmenimperiums zur Nutzung zugänglich macht.

Eine ganz ähnliche Körperkamera, die die amerikanische Firma *Socio-metric Solutions* entwickelt hat, befindet sich bereits im Handel, und hierzu gibt es entsprechend bereits eine soziologische Forschungslinie (Balandis und Straub 2018: 10). Dieses simultane Mitverfolgen ermöglicht nicht nur Tages- sondern Stunden-, Minuten und Sekundenschrift einer Selbstperformance, die den öffentlichen Raum neu strukturieren und auch regulieren will.

Wenn Foucault (1995) die Orthopädisierung als eine Grundanlage der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet und ihre Archäologie analysiert hat, ist diese nun zur Allgegenwart geworden, weil sie massenmedial unterstützt wird: Ratgeberliteratur banalisiert die Forschung und bestimmt damit gleichwohl Lebensmaximen oder Unterhaltungssendungen; Medikations- und Freizeitsportbranchen geben Anweisungen zum Self-Tracking, also jener nicht nur immer vollständiger aktivierbaren Datenabnahme, sondern kulturell wirksamen Zahlensammlung, die mit bestimmten Überzeugungen auf seiten des Users und ökonomischen, erzieherischen oder politischen Absichten der Anbieter einhergeht. Betroffen sind damit eben nicht nur praktische Umgangsformen des Einzelnen, sondern auch symbolische Weltverständnisse von Subjekten und Kollektiven (vgl. Balandis und Straub 2018: 7). Foucaults Beschreibung bezieht sich auf das 18. Jahrhundert, aber sie ist frappierend aktuell. „Verhaltenstechniker: Ingenieure der Menschenführung, Orthopäden der Individualität“ sind es, die dort die Erziehung beherrschen (Foucault 1995: 380). Heute haben solche Praktiken den Alltag technisch überformt, ihre Akteure geben Muster für Sprachgebräuche und Verhaltensweisen und setzen Messpunkte dafür, was modelltauglich ist oder nicht. Zusammen mit Medizinstatistikern wirken sie auf die Freizeitgestaltung ein, auf das Versicherungswesen und, in Form des Body-Mass-Index und einer gigantischen Zahl von Richtwerten, auch auf die Bevölkerungsplanung und das berufliche Leben. Es werden damit Profile für Menschen entwickelt, die sich permanent optimieren wollen; an Autonomie sind diese meist nicht mehr interessiert, an Singularität aber durchaus. Und insofern sie sich auf die Rituale der vorgefertigten neuen Identitätsbildung einlassen, verkörpern sie die neue „Autonomie“ – so Jürgen Straubs (2013) Begriffsbildung für das Autonomie suchende, aber sich der Fremdbestimmtheit ausliefernde Subjekt. Der ärztliche Bereich ist hiervon mit betroffen – so schreibt auch Wolfgang Herrndorf, als er bereits schwer erkrankt ist und mit seinen Einträgen in *Arbeit und Struktur* den Druck auf den autonomen Selbst(be)schreiber ironisiert: „Muss für die Ärzte Stimmungstagebuch führen, jeweils um 8, 13, 19 Uhr Check: Bin ich sehr fröhlich, fröhlich, mittel, bedrückt, sehr bedrückt?“ (Herrndorf 2013: 16).

4. Dimensionen des Quantified Self – die gefährliche Prophylaxe

Vielleicht hat damit auch jener Fall von zwanghafter Grafomanie zu tun, den Clemens J. Setz erzählt hat: Robert Shields, Geistlicher und Englischlehrer

aus den USA, schrieb zwischen 1972 und 1997 alle fünf Minuten seine Handlungen und Körperzustände auf, weil er beim Unterlassen des Aufschreibens fürchtete „that I would be turning off my life“ (Setz 2018: 38f.). Das Gesamt- ‚Werk‘ von Shields umfasst ca. 37,5 Millionen Wörter, wird in der Washingtoner State University in 94 Kartons aufbewahrt und stellt das umfangreichste überlieferte Tagebuch dar. Diese Todesangst und ihre Bewältigung durch Schreiben ist wohl nicht nur singulär oder schrullig, sondern übersteigert lediglich den Absicherungsgedanken, der beim Selbstschreiben mitlaufen kann. Verwandt sind damit Anpassungsdruck und Konformitätswünsche, die die Besserungsprogramme von der psychogenen Seite aus diktieren, und so führen die vorfabrizierten Formen der Disziplinierung „in einen Bezirk lauthals deklamierter, aber völlig unkritisch geprobter Individualität“ (Straub 2013: 34).

Neben der Fremdbeobachtung funktioniert auch in diesem Feld die freiwillige Selbstanalyse, wenn Smartwatches oder Wearables ihren Trägern ermöglichen, permanent Körperdaten aufzuzeichnen, die im Falle weniger ausgeprägter Schreibfähigkeiten ein Tagebuchsubstitut darstellen können. Im Extrem mündet dies ins Lifelogging, das wiederum auf das Tagebuchschreiben zurückwirken kann und sich bis hin zu einer möglichst vollständigen Aufzeichnungsform von Körperdaten, Gefühlszuständen und Wahrnehmungen steigern lässt. Die Datensammelwut von Lifeloggern geht in der Überzeugung des Quantified Self aber auch darauf hinaus, Daten nicht nur diagnostisch zu sichern, sondern für alle nur erdenklichen Fälle schon prophylaktisch zu nutzen. Im Geist der Buribunken von 1900 werden dann Lebensvollzüge, Dienst- und Freizeithandlungen, Reisen, Konzertbesuche und Events aller Art serienweise um des Registrierens und Zählens willen unternommen – ein sportives Motiv, mit dem die private Notiz zur obligatorischen Anwesenheitsmeldung im öffentlichen Raum wird (vgl. Welzer 2016: 126).

Damit autonomisieren sich auch die Datensammlungen – und können im Gegenzug so eingenommen werden, dass man sie undurchschaubaren Zwecken zuführen kann. Jenseits eines neoliberalen Trends zur Selbsteinspannung und Selbstbewirtschaftung, die vorgeblich der Ich-Stärkung dient, gibt es einen Kult vor allem hinsichtlich der Körperdaten, welcher im nächsten Schritt ganz anderen Zielen untergeordnet ist, von denen die ökonomischen vielleicht noch die harmlosesten sind. Als Tagebuchschreiber hat auch Peter Sloterdijk das immer schon sich speichernde Bewusstsein kommentiert, das seine Existenz darauf gründet, für alle Welt sichtbar notiert zu sein, und zwar im Lebensmodus des Futur zwei:

Unzählige spüren, wie wenig es genügt, in der Gegenwart herumzuhängen, um ‚wirklich‘, das heißt auf dokumentierte Weise, da zu sein. Sie möchten sich einen Platz auf den Bildschirmen, in der Mediasphäre, im Archiv erobern. Um jetzt zu existieren, müssen sie sich darum sorgen, daß sie da gewesen sein werden – manche stellen schon ihre täglichen Blutdruckwerte ins Netz. Andere masturbieren vor der Webcam-Linse, um sicherzugehen, daß sie morgen die sind, die am Tag davor abgespritzt haben werden. Was man für Exhibitionismus hält, ist ontologische Panik (Sloterdijk 2012: 319f.).

Datensammlungen und deren Veröffentlichung fabrizieren die neuen Selbsterzählungen, die nicht nur einem gewandelten Sicherheitsbedürfnis entsprechen, sondern auch zur Konfektionierung von Identität dienen. Die Sorge um sich ist dabei offensiv zu einem Geltungsdrang nach außen gewendet, der in der medialen Existenz bedient wird – so die neue Ontologie des digitalen weltweiten Daseins von global agierenden Ich-Peilsendern. „Erscanne Dich selbst“, so formuliert Michael Moorstedt (2014) diesen abendländischen Imperativ neu – das Zählen verdrängt das Erzählen und erweitert die eigene durch die fremde Perspektive, allerdings auch mit der Pointe, dass den Verwaltern und Verwertern von Big Data in richtig gewählter Kombination auskunftsreiches Material zuteil wird. Im Vergleich zu den nunmehr realisierten Möglichkeiten der digitalen Suchmaschinen mit ihren Totalaufzeichnungen muten Carl Schmitts satirische Visionen des Buribunkenstaates fast noch als linkisches, eben papiernes Bastelwerk eines riesigen Zettelkastens an, der auf seine Weiterentwicklung in den heutigen Bots wartet. Das Optimum des Datengewinns schlägt zurück – bestenfalls in den spielerischen Unsinn einer Kommunikation, die lediglich die phatische Funktion ihrer Kanäle prüft und Inhalte negligiert, schlimmstenfalls in die dauernde Selbst- und Fremdüberwachung der vergessensresistenten Maschinen.

Der instantane Zusammenfall von Datenabsonderung, Sammlung und möglichst rascher Verwertung ist in den Vordergrund gerückt, wenn der technische Standard es erlaubt, aus riesigen Datenmengen in größter Schnelligkeit relevante, zielorientierte Informationen zu gewinnen und diese den interessierten Firmen, Parteien oder Instanzen anzubieten – und zwar in quasi synchroner Form. Die akzelerierte Datenprozessierung wirkt auf die expandierte Datenproduktion ein: Laut dem skandinavischen Research-Center Sintef wurden 90% aller überhaupt verfügbaren und bis 2016 gewonnenen Daten in den letzten zwei Jahren produziert (Welzer 2016: 30), was vermuten lässt, dass die Datenschöpfung weiterhin exponentiell zunehmen wird. Täglich entstehen mittlerweile Datenvolumina, die in den Frühzeiten des Internet jährlich anfielen. In der Sparte der Selbstdokumentation hat sich damit das antike Ethos jedenfalls in der Breitenwirkung vom ‚Erkenne dich selbst‘ zum Imperativ des ‚Entwickle dich selbst in deinen Daten‘ gewandelt, was sich im Extrem aller möglichen Verläufe durchaus widerspricht.

Humanoptimierer nehmen dabei kein Blatt vor den Mund, und es sind drei immer wieder kehrende Elemente eines Mantras, das die Verwandlung des *homo oeconomicus* durch Einverleibung von Technik vorantreiben soll: Datenzuwächse, verstärkte Überwachung und dadurch ermöglichte Prognostik sollen permanent optimiert werden. Padmasree Warrior, Vorstandsmitglied im IT-Unternehmen *Cisco*, äußerte dazu bei einem Technologie-Kongress: „Die Zukunft wird von Sensoren und dem Internet der Dinge geprägt sein und davon, wie sie unser Leben beeinflussen“ (vgl. Hill 2017: 233). Die angestrebte komplette Vernetzung des Alltagslebens durch Sensoren knüpft Warrior an klare Zielvorstellungen:

Technologie wird eine Erweiterung dessen sein, was uns als menschliche Wesen ausmacht [...] Wir werden sehr viel mehr Technologie an uns tragen. Wir werden uns vielleicht sogar Sensoren injizieren, die verfolgen, was in unserem Körper passiert, sodass er für uns berechenbarer wird (vgl. Hill 2017: 233).

Unschwer lassen sich daran Extreme eines Bot-Fanatismus erkennen, mit dessen Hilfe das Streben nach Vorhersagbarkeit, das die Datensammlung ermöglichen sollte, in nicht nur körpereigenen, sondern längst schon gesellschaftsweiten Anwendungen einer gewaltigen Cloud perfektioniert werden soll.

Eine Aussteigerin der Szene, nämlich Elizabeth Charnock, die als CEO von *Cataphora* fungierte, kann nun bekunden, dass die Vitae der Daten liefernden Bevölkerung respektive der Delinquenten, die ihre Firma in Bezug auf Wallstreet-Vergehen untersucht, herausbuchstabiert werden aus der Masse ihrer Aufzeichnungen: „Unsere Arbeit ist so, als würde man alle Querverweise in den Tagebüchern von fast wahnsinnig peniblen Tagebuchschreibern lesen“ (vgl. Schirrmacher 2014: 262). Heteronome Individuen formen als Personal das Programm dieser Ich-Schrift, der das Subjekt aber eher unterworfen wird als dass es sie noch produzierte. Dies ist dann nicht einmal mehr Autonomie, sondern schon bewusst in Kauf genommene Heteronomie. Eric Schmidt hat als Google-Aufsichtsratsvorsitzender das Smartphone zum passenden Medium erklärt:

Es weiß, wer ich bin. Es weiß, was mich interessiert. Es weiß ziemlich genau, wo ich bin. Das ist die Idee der autonomen Suche – die Fähigkeit, mir Dinge zu sagen, die ich nicht wusste, aber die mich wahrscheinlich interessieren, ist die nächste Stufe bei der Suche (vgl. Schirrmacher 2014: 200).

Markanterweise wird hier der Waren- wie auch der Ich-Profilsuche selbst die Initiative zugesprochen – diese Prozesse starten bereits, wenn das Subjekt von seinen Wünschen noch nichts weiß, diese aber nach Wahrscheinlichkeiten seiner Lebensführung oder Präferenzen hegen könnte. Man kann diesen Wunsch dann einem Akzentuierungsmuster gemäß wecken und intensivieren, wodurch an einem heteronomen Consumer gearbeitet wird. Diese Tendenz, das Subjekt als Umschlagplatz von Aktionsmomenten zu betrachten und damit seine Ausdehnung in den sozialen Raum zu erweitern, hat Gary Wolf, Gründungsmitglied von Quantified Self, im Begriff eines optischen Mediums gefasst:

The Quantified Self is the microscope applied to the individual human. This might seem like a contradiction: how does a tool for collecting data from many different times and places in nature work on a single individual? The answer, of course, is that an individual life can be seen as a collection of countless moments, behaviors, and locations. Within the “n=1” of the individual is an “n=∞” of times, actions, and places (Wolf 2007).

Mediale Entgrenzung unter dem Aspekt der Wirtschaftshandlungen bedeutet radikale Vergesellschaftung des Ich, das hier in die Unendlichkeit seiner Aktionen extrapoliert wird. Der Befund einer solchen ökonomisierten Rationalität, die mit Datenabgaben optimiert werden könne, lässt sich auf prinzipiell alle Lebensbereiche ausdehnen und als neuer Informationskapitalismus beobachten, der mit Daten als Mittel zur Risikovermeidung handelt, Verbrechensprävention betreiben will und dabei ein humanistisches Gesicht aufsetzt. Es haben sich daraus längst offenkundige Zwecke der Gewinnmaximierung gebildet, sei es in Form von Risikoberechnungen, Steigerungskalkulationen oder mit Blicken darauf, wie ein Subjekt im Markt positioniert ist – etwa bei Pre-Employment-Screenings oder bei der Berechnung von Versicherungsbeiträgen.

Dabei drängt eine, im Vergleich zum Adam Smithschen Egoisten, der noch erkennbar auf eine gesellschaftliche Ordnung bezogen handelte, radikal verschärfte Variante des Ich auf die Bühne, die Frank Schirrmacher (2014) als „EGO“ bezeichnet hat, welches im Modell des Erwerbsstrebens zugleich eine Rückzugsposition bildet – die klassische Autonomiekonzeption des Ich hat ausgedient und weicht dem Begriff eines Ich, das nunmehr dadurch erfolgreich wird, dass es seine Heteronomie akzeptiert und sich zunehmend von Algorithmen bestimmen lässt, welche ihm statistisch errechnete Konsum- oder Partner- oder sonstige Lebenshaltungswünsche zur Wahl stellen. Damit ist ein neuer Höhepunkt in der abendländischen Geschichte des *homo oeconomicus* erreicht, dessen Egoismus nicht mehr von der unsichtbaren Hand Adam Smiths zum erträglichen Wohl des Ganzen befördert wird, sondern der in seine Lenkung einwilligt.

5. Datentribalismus

Im Versuch, durch Social Engineering die soziale Interaktion durch Medien und ihre Konformitätszwänge zu konstruieren, wird dann an einem ‚metrischen Wir‘ gearbeitet, das seinen Existenzort durch Quantifizierung bestimmt und dabei kompetitiv verfasst ist, insofern es um Statussicherung und Verteidigung geht (vgl. Mau 2017). Der Kurzschluss von Datensammlung und ökonomisch-politischer Verzwecklichung wird auch in einer neuen Generation von Science-Fiction-Romanen als Problem der Totalaufzeichnung erzählerisch gestaltet – wobei die Narration der Wirklichkeit kaum noch voraus ist, vielmehr der einstmalige Zeitvorsprung des fiktionalen Textes oft schon kassiert oder sogar überholt ist. In Elsbergs *Zero*-Roman (2014) wird eine Kommunikationsplattform namens *FreeMee* aktiviert, die ein Lebensoptimierungsprogramm anbietet: Anleitungen zur Selbstverbesserung können von den Nutzern offenbar dort auch erfolgreich angewendet werden, nämlich durch sogenannte Act-Apps. Der Anbieter wiederum kann die von den Nutzern gesammelten Daten an die Politik ebenso wie an Wirtschaftsunternehmen verkaufen. Dass es dabei zu Persönlichkeitsveränderungen durch die User kommen wird, macht der Roman frappie-

rend deutlich: Sie werden selbst zu Kontrollierten und Gejagten, indem sie von ihren Datenbrillen durch ein Programm bestimmte Informationen erhalten, was man wiederum per Livestream auf der frischen Homepage *nyfugitive* mitverfolgen kann. Leitthema ist dann die Observation durch Datennahme, „sei es die Beobachtung anderer oder unserer selbst!“ (Elsberg 2014: 446). Diese Beobachtungssysteme registrieren vor allem, was von der Norm abweicht, also aufmerksam macht bzw. die Wächter zu präventivem Zugriff auffordert. So arbeitet der Roman an einer diskursiven Schnittstelle von Science-Fiction-Literatur, Feuilleton und medienpolitischen Aussageebenen, die im Text vermischt auftreten und in einem Anhang als Glossar und Redenmaterial verzeichnet sind.

Gegenüber dem ökonomischen ist der politisch-geheimdienstliche Aspekt jedenfalls in der öffentlichen Wahrnehmung schon fast zur Marginalie geworden. Eine erkennbare Rolle spielt trotzdem der ehemalige BKA-Chef Horst Herold, der bereits 1980 die Phantasien des Sicherheitsparanoikers ganz offen formulierte:

Die Grenzenlosigkeit der Informationsverarbeitung wird es gestatten, das Individuum auf seinem gesamten Lebensweg zu begleiten, von ihm laufend Momentaufnahmen, Ganzbilder und Profile seiner Persönlichkeit zu liefern, Lebensformen und Lebensäußerungen zu registrieren, zu beobachten, zu überwachen und die so gewonnenen Daten ohne die Gnade des Vergessens ständig präsent zu halten (vgl. Welzer 2016: 39).

Während diese Vision noch in geheimdienstlich-hierarchischer Position von oben formuliert wird, frappt mittlerweile die Servilität, die den Willen zur Kommunikation durchzieht und die Preisgabe von persönlichen Äußerungen befördert. David Rowan, Herausgeber des Magazins *wired*, fordert sogar Unterstützung bei der Auswertung der gesammelten Rohdaten, die „Informationen mit Vorhersagewert“ beinhalten, welche

meine Stimmung vorwegnehmen und meine Effizienz steigern, meine Gesundheit verbessern und meine emotionale Intuition erhöhen, meine Bildungsschwächen und meine kreativen Stärken offenbaren können (vgl. Welzer 2016: 118).

Damit wird eine entscheidende Verbindung hergestellt: Politisches oder ökonomisches Fremdinteresse wird als Eigeninteresse etabliert und, verstärkt durch den Sozialdruck der Nutzung des Neuen, als alternativloser Weg angeboten. Aus mindestens zwei Gründen wird die Datenpreisgabe also zur Maxime und ist Selbstoptimierung ein wirkungsmächtiges Glücksversprechen geblieben – providentiell genutzte Datenschöpfung, wie sie mit den frühneuzeitlichen Wissensspeichern von Leibniz am Horizont erschien, wird nun auf breitester ökonomischer Basis unternommen. Wie aber die Affäre um den *Facebook*-Konzern mit seinen Datenverkäufen an das britische Unternehmen *Cambridge Analytica* gezeigt hat, kann man damit auch politische Effekte erzeugen und Manipulation betreiben – es

wurde Wahlhilfe nicht nur für Donald Trump, sondern ebenso für die Brexit-Entscheidung geleistet.

Die Frage, woher die Lust an der bürokratischen Selbstunterwerfung rührt, hat David Graeber als Manie des Quantifizierens, der Wertstellung in Tabellen, Diagrammen oder Quartalsberichten eindringlich beschrieben (Graeber 2017: 52f.). So gehört es zu den zentralen Einsichten seiner kritischen Bürokratietheorie, dass einmal vorhandene Regulierungsformen und -zwänge nicht zurücknehmbar sind, sondern stets systemisch gesteigert werden mit zunehmenden Energien, die dort hinein investiert werden. Auch (Markt-)Liberalität oder die Verhinderung von Machtmissbrauch und insgesamt neue, etwa antibürokratische Strömungen brauchen nicht etwa weniger, sondern immer mehr neue Regeln – und dies wiegt die guten Seiten von Bürokratie nicht auf, etwa die Gleichbehandlung aller Personen durch Indifferenz gegenüber äußeren Merkmalen (vgl. Graeber 2017: 203ff.). Erst recht mache ein neuer Anspruchsindividualismus, in dessen Namen immer mehr juristischer Regelungsbedarf aufkommt, ein hohes Maß an Verwaltung nötig. Plausibilitäten und historische Entwicklungen zählen dann nicht mehr, wichtig wird die Durchsetzung einer rein gegenwärtigen Glücksambition, die mit Bestimmungen und Rechten ausgestattet wird und sich in unternehmerischen Ansprüchen niederschlägt. Wenn das Individuum insbesondere seinen Anspruch verfolgt, Warenwerte und Dienstleistungen abzuschöpfen und sich gegen alle konkurrierenden Individuen durchzusetzen, entstehen inmitten von kalkulierenden, durch Zeit getakteten Praktiken dann Lebensformen, welche alle geschichtliche Selbstrelativierung hinter sich lassen.

Trotz aller heteronomen Umstände ist die Suche nach Identität durch Selbstschrift nicht obsolet geworden. Immer noch ist das Aufschreiben ein Möglichkeitsfeld und eröffnet einen Raum von Zeichen, der zur Selbstverständigung dienen kann. Ob aber das Erzählself in der digitalen Ziffernwelt in der Lage sein wird, das radikal Andere der Zähltechnik, das Kittler (2001: 214f., 238f.) in den technischen Gestellen sieht, noch in einen Erfahrungshorizont zu integrieren, wird zu beobachten sein – ebenso wie die zweifellos neu entstehenden Formen des Tagebuchs, die von Bildern, Audio-dateien oder Körperdiagrammen geprägt sein werden. Dabei verschwinden die langen Erzählbögen traditioneller Lebensgeschichten und ist die Gestaltsuche mit allen Kohärenz- und Abrundungsbemühungen in den Hintergrund gerückt. Brüche werden vielmehr in der Aktivierung instantaner (Selbst-)Darstellungselemente billigend in Kauf genommen und im neuen Ideal des „flexiblen Menschen“ sogar gefordert (dazu kritisch etwa Sennett 1998; Vogl 2007). Das klassisch-moderne Identitätskonzept weicht zunehmend den flackernden, kleinteiligen und situationellen Identitätsbildern mit ihren Konzepten von polyperspektivischer Zerstreuung und steter Differenz, was dem neoliberalen Pathos der Disruption, der permanenten Neuerung durch Zerschlagen in immer kürzeren Zeittakten, entspricht. Es wird sich zeigen, wie die Entscheidung der Selbstchronisten ausfällt – für das Abtauchen in Bild, Ton und Körperdiagramm oder für die Gegenwartsmit-schrift als sozialer, kritischer Praxis.

Literatur

- Alberti, Leone Battista (1962). *Vom Hauswesen*. Walter Rüegg (ed.). Zürich und Stuttgart: Artemis.
- Balandis, Oswald und Jürgen Straub (2018). Self-Tracking als technische Selbstvermessung im Zeichen der Optimierung. Vom Nerd zum Normalverbraucher. *psycho-sozial: Das sich vermessende Selbst* 152, 5–15.
- Cotrugli, Benedetto (2016). *Libro de l'arte de la mercatura*. Vera Ribaudó (ed.). Venedig: Edizioni Ca' Foscari.
- Eggers, Dave (2014). *Der Circle*. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Eggers, Dave (2021). *Every*. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Elsberg, Marc (2014). *Zero*. München: blanvalet.
- Foucault, Michel (1995). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goethe, Johann Wolfgang (1994 [1832]). *Faust. Zwei Teilbände*. Texte und Kommentare Herausgegeben und kommentiert von Albrecht Schöne. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Goetz, Rainald (1999). *Abfall für alle*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Graeber, David (2017). *Bürokratie. Die Utopie der Regeln*. München: Klett-Cotta.
- Großmann, Gustav (1927). *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlichen und beruflichen Erfolgs*. Stuttgart und Wien: Verlag für Wirtschaft und Verkehr Forkel & Co.
- Herrndorf, Wolfgang (2013). *Arbeit und Struktur*. Berlin: Rowohlt.
- Hill, Steven (2017). *Die Start-up-Illusion: Wie die Internet-Ökonomie unseren Sozialstaat ruiniert*. München: Knaur.
- Kittler, Friedrich A. (2001). *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*. 2. Auflage. München: Wilhelm Fink.
- Lanier, Jaron (1993). „Was heißt virtuelle Realität“? Ein Interview mit Jaron Lanier. In: Manfred Waffender (ed.). *Cyberspace. Ausflug in virtuelle Wirklichkeiten*. Reinbek: Rowohlt, 67–90.
- Lanier, Jaron (2018). *Zehn Gründe, warum du deine Social Media Accounts sofort löschen musst*. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Marcuse, Herbert (1964). *One-Dimensional Man: Studies in the Ideology of Advanced Industrial Society*. Boston, MA: Beacon Press.
- Marcuse, Herbert (2014). *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Springe: zu Klampen Verlag.
- Mau, Steffen (2017). *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Moorstedt, Michael (2014). Erscanne Dich selbst. In: Ramón Reichert (ed.). *BIG DATA*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 67–75.
- Reckwitz, Andreas (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Schirrmacher, Frank (2014). *Ego. Das Spiel des Lebens*. Frankfurt a.M.: Blessing.
- Schmitt, Carl (1918). Die Buribunken. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. *Summa. Eine Vierteljahresschrift* 1918, 4, 89–106.

- Sennett, Richard (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Setz, Clemens J. (2018). *BOT. Gespräch ohne Autor*. Berlin: Suhrkamp.
- Sloterdijk, Peter (2012). *Zeilen und Tage*. Berlin: Suhrkamp.
- Sokrates (2004). Apologie. In: Erich Loewenthal (ed.). *Platon: Sämtliche Werke in 3 Bänden*. Band 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 5–36.
- Straub, Jürgen (2013). Selbstoptimierung im Zeichen der „Autonomie“. Paradoxe Strukturen der normierten Selbststeigerung: von der „therapeutischen Kultur“ zur „Optimierungskultur“. *Psyche. Psychotherapie für qualitative Forschung und klinische Praxis* 15, 2, 5–38.
- Vogl, Joseph (2007). Poetik des ökonomischen Menschen. Metamorphosen des Subjekts in der Moderne. *Zeitschrift für Germanistik* NF XVII, 3, 547–560.
- Wampfler, Philippe (2014). *Generation „Social Media“. Wie digitale Kommunikation Leben, Beziehungen und Lernen Jugendlicher verändert*. Göttingen und Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Welzer, Harald (2016). *Die smarte Diktatur. Der Angriff auf unsere Freiheit*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Wolf, Gary (2007). *Quantified Self*. URL: <https://quantifiedself.com/> [Letzter Zugriff am 9.9.2022].

Prof. Dr. Ralph Köhnen
 Ruhr-Universität Bochum
 Germanistisches Institut
 Professur für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik
 Universitätsstr. 150
 44801 Bochum
 Deutschland
 E-Mail: ralph.koehnen@rub.de

Datendeutung und Selbstoptimierung in Praktiken des Self-Trackings

Oswald Balandis, Ruhr-Universität Bochum

Summary. The article shows how data produced by self-tracking technologies can become subjectively meaningful and contribute to behavioral change. Apps and gadgets are accounted for practices of self-tracking as products of human agency, where assumptions of effect, fields of application, and self-optimizing uses are inscribed in their functionalities. With the help of cultural psychological heuristics, in which technological artifacts are understood as components of cultural fields of action, the culturality of technologies is examined.

Keywords. Self-tracking, cultural psychology, cultural fields of action, human-technology relationship

Zusammenfassung. Der Artikel zeigt, wie durch Self-Tracking-Technologien produzierte Daten subjektiv bedeutsam werden und zu Verhaltensänderungen beitragen können. Apps und Gadgets werden für Praktiken der Selbstvermessung als Produkte menschlicher Handlungen ausgewiesen, bei denen Wirkungsannahmen, Anwendungsfelder und selbstoptimierende Verwendungsmöglichkeiten in ihre Funktionalitäten eingeschrieben werden. Mithilfe kulturpsychologischer Heuristiken, in denen technologische Artefakte als Bestandteile von kulturellen Handlungsfeldern verstanden werden, wird die Kulturalität von Technologien untersucht.

Schlüsselwörter. Self-Tracking, Kulturpsychologie, kulturelle Handlungsfelder, Mensch-Technologie-Verhältnis

1. Einleitung

Ein Blick in die Geschichte genügt, um auf zahlreiche Beispiele für Kulturtechniken der Selbstevaluation und Selbstvermessung zu stoßen. So pflegte Benjamin Franklin sich für sein eigenes Verhalten zu verantworten, indem

er täglich in Form von Tabellen über die Tugendhaftigkeit seines Schaffens reflektierte (Franklin 2016). Auch andere Techniken der Selbstvermessung sind nicht neu. Man denke beispielsweise an die Geschichte der Körperwaage, die erst als medizinisches Instrument galt, bevor sie zu einer öffentlichen Attraktion und schließlich zu einem banalen Alltagsinstrument wurde (Crawford u.a. 2015). Auch das Fieberthermometer ist aus dem medizinisch-therapeutischen Kontext in die alltägliche Lebenswelt zahlreicher Menschen gewandert (Hess 2000), wie auch das Blutzuckermessgerät (Wolff 2018). Dies gilt in gewisser Weise auch für Praktiken des Self-Trackings – einer Praxis, die heute mit technischen Objekten wie Smartphones verbunden wird, oder die an anwendungsbezogene Geräte wie Fitnessuhren sowie Applikationen für die Dokumentation ganz spezifischer Praktiken denken lässt. Beispielsweise stammen die heute gängigen, aber selten hinterfragten 10.000 Schritte als tägliche Schwelle ausreichender Körperbewegung von einem japanischen Pedometerhersteller aus den 1960er Jahren, um die sich ganze Wanderclubs als Praxismgemeinschaften bildeten (Tudor-Locke und Bassett 2004). Dennoch kann das Self-Tracking als eine relativ neue technologisch vermittelte Praxis verstanden werden, welche zuerst unter Technologieavantgardisten beliebt und später zum Alltagsgegenstand zahlreicher Menschen geworden ist. Self-Tracking kann als Komplex technologisch vermittelter Praktiken definiert werden, bei denen somatische, psychologische, soziale, geografische oder anderweitig definierte Parameter mithilfe von dafür hergestellten Technologien vermessen werden, sodass auf Grundlage der Reflexion der technisch visualisierten Daten Selbstoptimierungen folgen. Als quantitative Datenpunkte können die gemessenen Parameter metrisch miteinander in Beziehung gesetzt, in ihrem zeitlichen Verlauf dokumentiert und schließlich bewertet werden, um eine Änderung von Verhaltensweisen herbeizuführen, oder Verhaltensänderungen aufrechtzuerhalten. Die Neuerung von Self-Tracking-Technologien gegenüber älteren Formen der Selbstdokumentation oder Selbstvermessung liegt in den breiter gefächerten technischen Funktionskapazitäten. Sie umfassen u.a. die Sensorik und Informatik der technischen Objekte, die interaktiven Schnittstellen visueller oder auditiver Art, wie auch die Interoperabilität zwischen verschiedenen Messgeräten.

Self-Tracking-Technologien gelten als Wachstumsmarkt und stetig bedeutender werdendes kulturelles Phänomen. Verschiedene Studien in gesundheitsbezogenen Bereichen zeigen, dass Self-Tracking-Technologien als Ergänzung zu Behandlungen (für kurative wie auch präventive Zwecke) angesehen werden können (Swan 2009; Almalki u.a. 2017; Feng u.a. 2021). Als neues Forschungsgebiet erregten Self-Tracking-Technologien auch die Aufmerksamkeit der Human-Computer Interaction Studies (Hermesen u.a. 2016; Kersten-van Dijk u.a. 2017). Zur Theoretisierung der Wirksamkeit von Self-Tracking-Technologien auf Verhaltensänderungen werden in diesen Studienfeldern häufig psychologische Konzepte herangezogen, die ihren Erklärungsgehalt aus dem kognitionswissenschaftlichen Paradigma beziehen (wie beispielsweise der Selbstregulation und Selbst-Kontrolle). Auf der

anderen Seite analysieren und kritisieren sozialwissenschaftliche Perspektiven Praktiken des Self-Trackings unter verschiedenen theoretischen Begriffen, vorwiegend im Lichte von Foucaultschen Konzepten wie beispielsweise die „Technologie des Selbst“, oder gesellschaftsdiagnostischen Begriffen wie Individualisierung, Flexibilisierung, Quantifizierung, Beschleunigung, Kommodifizierung (Lupton 2016; Schaupp 2016; Duttweiler u.a. 2016; Selke 2016; Nosthoff und Maschewski 2019). Diese Perspektiven lösen den empirisch kontingenten Umstand der Nutzung von Self-Tracking-Technologien entweder in Fragen nach den soziokulturellen Bedingungen ihrer Möglichkeit oder isolierten Überprüfungen ihrer positiven sowie negativen Folgen (beispielsweise für Gesundheit und Wohlbefinden), als auch nach einzelnen Motiven für Beginn oder Beendigung von Self-Tracking-Praktiken auf. Da die subjektive Sinnhaftigkeit von Self-Tracking-Praktiken zur Förderung von Gesundheit wie auch als Ausdruck der Anpassung an gesellschaftliche Zwänge als nur eine Praxis unter vielen anderen betrachtet werden kann, ist in diesem Aufsatz weniger die Frage nach den ursächlichen Bedingungen (für Beginn oder Abbruch) von Interesse. Im Zentrum steht die Frage, wie sich im Zuge der subjektiv-sinnhaften Aneignung, Interpretation und Deutung der Praxis im Allgemeinen und der technisch hergestellten Messergebnisse im Besonderen selbstoptimierende Selbstverhältnisse einstellen können. Subjektive Sinnhaftigkeit der Deutung von Daten, die aktive, pragma-semantische Herstellung ihrer Bedeutung und Integration dieser in die alltägliche Lebensführung, wird somit als Grundlage der technisch vermittelten Selbstoptimierung verstanden. Wie erfolgt allerdings die subjektiv-sinnhafte Aneignung? Was geben Self-Tracking-Technologien ihren Nutzern wie zu verstehen, sodass sie ihr Verhalten ändern, ihre Lebensführung anpassen und sich selbst optimieren?

Eine kulturpsychologische Perspektive mit sozialwissenschaftlichem Selbstverständnis, wie sie hier vorgeschlagen wird, bietet nützliche theoretische und methodologische Perspektiven zum Verständnis der Pragmatik sowie der Semantik von Self-Tracking, sodass theoretische Determinismen oder reduktionistische empirische Testungen produktiv ergänzt werden könnten. Aufgrund ihrer Fokussierung auf alltägliche sinnstiftende Praktiken als Hauptfeld und der hermeneutischen Selbst- und Weltverhältnisse psychologischer Untersuchungen, ihres Menschenbildes als kulturelles und nicht nur natürliches Wesen sowie ihres Handlungsverständnisses als durch Werkzeuge beziehungsweise Artefakte vermittelt, kann die Kulturpsychologie zum Verstehen beitragen, wie Selbstvermesser die technisch produzierten Daten interpretieren und wie selbstverständlich in ihren Alltag integrieren. Darüber hinaus erlaubt es ihr Selbstverständnis als interdisziplinäre Forschungsperspektive auch, diese Überlegungen mit techniksoziologischen Forschungsdiskursen produktiv zu kombinieren.

Nach einer kurzen kritischen Reflexion des sozialwissenschaftlichen Diskurses und der Besprechung einiger Kernkonzepte zur Erklärung von Self-Tracking aus dem Forschungsfeld der Human Computer Interaction, werde ich in die Forschungsperspektive der Kulturpsychologie als theore-

tisch und methodisch integrative sowie interdisziplinäre Linse für die Untersuchung technologisch vermittelter Praktiken des Self-Trackings einführen. Dabei werde ich mich auf kulturpsychologische Konzepte von ‚Kultur als Kontext‘, ‚Kultur als vermittelndes Instrumentarium‘ und ergänzend auf techniksoziologische Diskurse stützen. Darüber hinaus werde ich im Lichte meiner eigenen qualitativen Forschung zu alltäglichen sinnstiftenden Praktiken von Self-Trackern einige empirische Befunde vorlegen, um mithilfe kulturpsychologischer Heuristiken zu einem umfassenderen Verständnis von Self-Tracking-Praktiken beizutragen.¹ Meine Fragestellung lässt sich wie folgt zusammenfassen: Wie werden mithilfe von Self-Tracking-Geräten und Applikationen produzierte Daten subjektiv bedeutsam, sodass sie zur Verhaltensänderung und selbstoptimierenden Selbstverhältnissen beitragen können?

2. Selbstoptimierung und Verhaltensänderungen. Self-Tracking-Technologien und ihre Wirkungen

Im Zuge der zunehmenden Popularität von Self-Tracking-Technologien nahm auch die Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen zu. Kritische sozialwissenschaftliche Perspektiven haben die Aufmerksamkeit auf die soziokulturellen Bedingungen der Möglichkeit gelegt, Personen in ihrem Denken, Fühlen, Wünschen und Handeln an gesellschaftliche Anforderungen der Selbstanpassung, Selbsteffektivierung und Selbstoptimierung zu orientieren. Dadurch bleiben auch subjektiv geäußerte Bedürfnisse durch und durch von diesen makrosoziologischen Kräften geprägt. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht wurden Praktiken der technisch vermittelten Selbstvermessung beispielsweise im Lichte einer Feedback-Logik eines technologischen Dispositivs des kybernetischen Kapitalismus gedeutet (Schaupp 2016), als Ausdruck des Neoliberalismus verstanden, in dem Individuen als alleinig für ihre Gesundheit verantwortliche subjektiviert werden (Lupton 2016), als Transportmittel von Körper- und Subjektidealen interpretiert, die sich Nutzer praktisch aneignen (Wiedemann 2019) und als Bestandteil des Überwachungskapitalismus verstanden, bei dem das Leben in einer Mischung aus Disziplinargesellschaft und Biopolitik in rechnerische und nutzenorientierte Planung integriert wird (Nosthoff und Maschewski 2019). In umfassenden empirischen Studien werden die im Self-Tracking inhärenten Perfektionierungsbestrebungen als Ausdruck der immer dominanter werdenden Rationalität des Zähl- und Vergleichbaren identifiziert (King u.a. 2021). Das Scheitern an diesen gesellschaftlichen Zwängen könne, wie viele sozialwissenschaftliche Arbeiten zeigen, zu Gefühlen der Überforderung oder psychischen Störungen wie Depressionen führen (Fuchs u.a. 2018).

Viele dieser Studien haben als herausstechendes Merkmal eine Optimierungslogik identifiziert, nach der Self-Tracking-Geräte funktionieren und in die ihre Nutzer eingespannt werden. Krzeminska (2021) hat in ihrer empirischen Untersuchung von Selbstvermessungspraktiken Selbstoptimierung

als Analogon zur betriebswirtschaftlichen Denkweise in algebraischen Funktionen verstanden, die auf Minimierung von Ressourceninputs bei gleichzeitiger Maximierung von Produktionsoutputs gerichtet sei. Diese Logik würde dann auf Self-Tracking übertragen werden:

it is an iterative cycle of adjustment-evaluation-reajustment until the optimum is reached, whereby the optimum means to achieve the best result in the trade-off between different parameters in regard to a defined goal (Krzeminska 2021: 35).

Anja Röcke bestimmt in ihrem Buch zur Optimierung diese als Vorgehen, das auf zweckrationalen, instrumentell-kalkulierenden Erwägungen beruht, bei dem die Mittel relational auf die situativen Kontextbedingungen bezogen und hinsichtlich der bestmöglichen Ergebnisse abgewogen werden (Röcke 2021: 178). Worin genau die Selbstverbesserung konkret besteht kann inhaltlich variieren – beim Self-Tracking können es beispielsweise gegangene Schritte, aber auch das emotionale Wohlbefinden sein.

Geht man von der an sich überzeugend deduzierten Optimierungslogik zurück zu den konkreten Selbstverhältnissen von Menschen, die auf spezifisch für Praktiken des Self-Trackings hergestellte technische Objekte angewiesen sind, stellt sich die Frage nach den konzeptionellen Voraussetzungen, die diese Apps und Gadgets betreffen, in die Konstruktion ihrer Funktionsweise eingeflossen sind und in vielen dieser Studien nur implizit bleiben. Werden gesellschaftliche Anforderungen, Imperative, Anrufungen oder Zwänge durch die Technologie hindurch an ihre Nutzer bloß durchgereicht? Kann im Falle der technisch vermittelten Selbst- und Weltverhältnisse von einem linearen oder deterministischen Modell ausgegangen werden, das in die Selbstbezüglichkeit schlicht zwischengeschaltet wird? Oder handelt es sich um einen komplexeren Prozess, bei dem die Handlungen der Nutzer und Operationen der technischen Geräte genauer betrachtet werden müssen?

Mit genau diesen Fragen beschäftigen sich Studien aus dem Forschungsfeld der Human Computer Interaction (wenn auch reduktionistisch), in denen Modelle für die Funktionsweise dieser technischen Apparaturen entwickelt werden. Meist wird das Design der sensorischen, informatischen und symbolischen Operationen von Self-Tracking-Technologien² für die unterschiedlichsten Anwendungsfelder (wie der allgemeinen oder therapeutischen Gesundheitsförderung (Almalki u.a. 2017; Stiglbauer u.a. 2019)) daraufhin untersucht, wie Verhaltensänderungen initiiert und langfristig aufrechterhalten werden können. Hier fällt besonders auf, dass das Design von Self-Tracking-Technologien und insbesondere die Vorannahmen, auf deren Grundlage ihre psychologische Wirksamkeit angenommen wird, wesentlich für das Verständnis ihrer Attraktivität, ihres Reizes und ihrer symbolischen Bedeutung sind, welche sich für ihre Nutzer als subjektiv sinnvoll darstellen können. So hat Berg (2017) untersucht, wie die Designerannahmen von Self-Tracking-Geräten und -Apps ihre zukünftigen Nutzer „as vulnerable beings in need of assistance, advice, and actionable guidance“

(Berg 2017: 6) konzipieren. Von sich heraus seien Menschen nicht dazu in der Lage, die Unsicherheiten ihres alltäglichen Lebens zu bewältigen, so die Annahme, weswegen die Implementation digitaler Hilfsmittel in der alltäglichen Lebensführung von Nöten sei.

Eines der prominentesten Modelle, welches die technologischen Funktionen von Self-Tracking-Technologien und ihrer psychologischen Wirkung auf Verhaltensänderungen erklären will, ist Li u.a. (2010) *A Stage-Based Model of Personal Informatics Systems*.³ Die grundlegende Voraussetzung für die Annahme der Nützlichkeit von Self-Tracking-Technologien ist auch hier die behauptete Unzulänglichkeit des Menschen. Dieser sei aufgrund von Wahrnehmungsverzerrungen und fehlerbehafteten Gedächtnisleistungen prinzipiell nicht zur tiefgehenden Selbstreflexion in der Lage (Li u.a. 2010: 558). Self-Tracking-Geräte hingegen seien nützliche technische Mittel, den fehleranfälligen kognitiven Prozessen entgegenzuwirken und informierte Handlungsentscheidungen sowie Selbstreflexion über in der Vergangenheit liegende Verhaltensweisen zu ermöglichen, indem sie eine kontinuierliche Beobachtung sowie Speicherung von Verhalten über Zeit ermöglichen würden. Darüber hinaus würden sie die sensorisch oder anderweitig erhobenen Informationen kontextualisieren und visuell aufbereiten, sodass der Mangel an Fachwissen und fehlende Kenntnisse über Zusammenhänge verschiedener Datenpunkte korrigiert werden können (Li u.a. 2010: 558). Das auf dieser Grundlage entwickelte Stufenmodell versucht die Prozesse der Datenerhebung sowie Dateninterpretation als einen Vorgang zu beschreiben, an dem die bereits oben skizzierten technischen Operationen zusammen mit den für die Interpretation erforderlichen menschlichen psychischen Funktionen (wie Kognition oder Handlungsfähigkeit) beteiligt sind. Sie umfassen die Schritte „preparation“, „collection“, „integration“, „reflection“ und „action“. (Li u.a. 2010: 561f.)

Bemerkenswert an diesen Modellen ist die angenommene Linearität und Reibungslosigkeit des Informationsverständnisses. Für Li u.a. bedeutet die Stufe der „Reflektion“ schlicht „looking“, „exploring“ von und „interacting“ mit den visualisierten Daten (Li u.a. 2010: 562), ohne dass erklärt wird, wie diese höchst komplexen Prozesse vonstattengehen. Gleiches gilt für die Stufe der „Handlungsdurchführung“, die ausschließlich als eine kybernetisch anmutende Minimierung einer numerischen Diskrepanz zwischen erwünschten Handlungsergebnissen und gemessenem Handlungsfortschritt dargestellt wird (Li u.a. 2010: 562). An keiner Stelle wird jedoch erklärt, wie aus der Reflektion dieser Diskrepanz eine Handlung initiiert werden soll. Modelle wie das von Li u.a. gehen also implizit davon aus, dass Self-Tracking-Technologien neutrale Mittel zur Korrektur von angenommenen psychologischen Unzulänglichkeiten seien. Die mithilfe dieser Geräte erhobenen Daten werden dementsprechend auch als neutrale Information verstanden, was für einen deduktiv-nomologischen „view from nowhere“ (Jurgenson 2014) spricht, wonach Daten eine unverzerrte Wahrheit repräsentieren würden, die anderweitig nicht zugänglich wäre. Hierauf fußt die implizite psychologische Wirkungsannahme solcher Modelle, die Kersten

van Dijk u.a. (2017) und Hermesen u.a. (2016) im Bereich der kognitiven Selbstregulationstheorien verorten: ein psychologisches Menschenbild, das von relativ einfachen kybernetischen Modellen wie einem Thermostat und der Diskrepanz zwischen Soll- und Istzuständen ausgeht, um menschliches Verhalten im Hinblick auf Kontextbedingungen zu erklären (beispielsweise Carver und Scheier 1998).

Angesichts dieser Deutungsstränge des Self-Trackings kann aus kulturpsychologischer Perspektive kritisch eingewendet werden, dass für ein Verständnis von Praktiken der Selbstvermessung und Selbstoptimierung die komplexen psychologischen Prozesse der Interpretation in den Fokus der Analyse gerückt werden müssen, die in der Interaktivität zwischen sozio-kulturell und psychosozial situierter Person sowie menschlich hergestelltem technischem Objekt auftreten. Denn das, was die Zeichen auf dem Display einer Smartwatch oder einer Schrittzählerapp repräsentieren, ist weit mehr als eine bloße Zustandsbeschreibung oder Dokumentation von Handlungsergebnissen. Die Bedeutung der Zeichen ist vor der Situation des „Lesens“ technisch festgelegt. Sie als Nutzer aber zu verstehen, erfordert die Deutung, wofür diese Zeichen stehen und wie sie ins Verhältnis zu den repräsentierten Merkmalsausprägungen anderer Zeichen gesetzt oder bewertet werden können. Eine transmissionslose Durchreichung gesellschaftlicher Zwänge oder reibungslose Informationsübertragung beim Schauen auf Zahlen unterschlägt die Praxis des Deutens als Mittel zur Aushandlung von Bedeutungen der technisch visualisierten Zeichen, die ein Nutzer von Self-Tracking-Technologien vollzieht. Diese Forschungslücke der Dateninterpretation wird auch in aktuellen Forschungsüberblicksartikeln ausgewiesen (Feng u.a. 2021) und ist bereits Gegenstand einiger Studien geworden (Will u.a. 2020). Doch wie kann aus kulturpsychologischer Perspektive die mikrosoziologisch und psychologisch interessierende situative Interaktivität zwischen Person und technischem Objekt erklärt werden?

3. Theoretische Perspektive auf Self-Tracking-Praktiken: Kulturpsychologie und Techniksoziologie

Wie Self-Tracker ihre technisch erhobenen Daten deuten und verstehen, kann mithilfe der Kulturpsychologie als integrativer sozialwissenschaftlicher Forschungsperspektive untersucht werden, die eben jene psychologischen Funktionen des „Meaning-Makings“ (Bruner 1990) als kognitiven, emotionalen und pragmatischen Ausdruck der Auseinandersetzung des Menschen mit dessen sozialer und kultureller Umwelt versteht. Menschen denken, fühlen und handeln immer in einem sich ständig wandelnden Netz von Diskursen, Praktiken und Bedeutungen (Boesch 1991; Bruner 1990; Cole 1996; Straub 1999). Im Unterschied zu nomothetisch orientierten Psychologien versteht sich die vorgeschlagene theoretische und methodologische Perspektive der Kulturpsychologie als interpretative und interdisziplinäre Wissenschaft (Chakkarath 2010).

Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf meine anfängliche Fragestellung stütze ich mich auf zwei Kulturkonzepte, um die Beziehungen zu theoretisieren, die zwischen kulturellem Umfeld von Self-Tracking-Technologien und psychologischen Funktionen ihrer Nutzer bestehen: Kultur als Kontext und Kultur als Vermittler, die beide den vom Menschen geschaffenen Teil der Umwelt des Menschen umfassen.⁴

Die kontextuellen Aspekte der Kultur können mit Ernst E. Boesch als „Handlungsfeld“ beschrieben werden (Boesch 1980: 17). In diesem Sinne begrenzt und ermöglicht Kultur als Handlungsfeld Handlungen gleichzeitig. Kultur bietet Ziele, die Mittel zur Erreichung dieser Ziele, aber auch die Grenzen für die Unterscheidung zwischen „richtigen“ und „falschen“ Handlungen. Insofern beinhaltet Kultur Wissensstrukturen, bietet Orientierungen und ermöglicht Zeichensysteme (Chakkarath 2010: 240). Als bereits vorhandenes Symbolsystem sind diese Handlungsfelder entscheidend für das Verständnis der menschlichen Psyche, denn jede Form von Denken und Handeln impliziert eine interpretative Auseinandersetzung mit diesem kulturellen Umfeld, was Bruner als psychologische Prozesse des „meaning-making“ und „meaning-using“ bezeichnet (Bruner 1990: 12). Folglich wird jede Form der Beziehung zu sich selbst oder zur Welt in ihrem Wesen als hermeneutisch betrachtet (Straub 1999: 19), während die Bedeutung selbst transindividuell geteilt und daher als Essenz der Kultur als Kontext verstanden wird. Daraus ergeben sich methodologische Konsequenzen für die Psychologie im Allgemeinen: Wie Bruner es ausdrückt, muss Psychologie

be based not only on what people actually do, but what they say they do and what they say caused them to do what they did. It is also concerned with what people say others did and why. And above all, it is concerned with what people say their worlds are like (Bruner 1990: 16).

Auch Self-Tracking kann als kulturelles Handlungsfeld verstanden werden, das sich durch die Verwendung ähnlicher technischer Objekte, der Durchführung ähnlicher Handelsroutinen und Aktivitäten auszeichnet. Je vertrauter die Verwendung der Technologien ist, je mehr die Polyvalenz der Praxis zu einem selbstverständlichen und souveränen Umgang mit den Geräten und Applikationen der Selbstvermessung wird, desto unsichtbarer und unhinterfragter werden ihre kontingenten und historisch konstituierten Ursprünge. Self-Tracking ermöglicht Selbstverhältnisse, in welchem psychologisch bedeutsame aber technisch vermittelte Handlungsmöglichkeiten eröffnet, neue Handlungsgrenzen aufgezeigt werden und neue Selbstverständnisse ermöglicht werden. Es determiniert Handlungsmöglichkeiten nicht, sondern weist die Frage nach dem Einfluss von technischen Instrumenten auf selbstoptimierende Selbstverhältnisse als eine nach den Eigenschaften der technischen Vermittlung von Bedeutungsgenerierungsprozessen aus.

Neben dem Verständnis von Technik als Bestandteil von kulturellen Handlungsfeldern kann die Kulturalität der spezifischen Eigenschaften von

technischen Objekten in ihren vermittelnden Funktionen mit dem Kulturpsychologen Michael Cole beschrieben werden. Cole versteht Kultur als „the entire pool of artifacts accumulated by the social group in the course of its historical experience“, welche „history in the present“ (Cole 1996: 110) repräsentieren. Dieses kulturpsychologische Verständnis von Artefakten ist von großem Nutzen für die Untersuchung der Bedeutungsbildungsprozesse von Menschen, die technologische Werkzeuge nutzen, um über sich selbst zu reflektieren oder sich selbst zu optimieren. Werkzeuge beziehungsweise Artefakte aller Art werden als Aspekte der materiellen Umwelt des Menschen betrachtet, die im Laufe der Geschichte ihrer Integration in zielgerichtetes menschliches Handeln geschaffen und verändert wurden (Cole 1996: 116). Artefakte müssen als materiell und ideell (bedeutet: kognitiv, konzeptionell) zugleich betrachtet werden. Als Produkte vergangenen menschlichen Handelns wurden Artefakte konzipiert und hergestellt, um Handlungsabsichten zu verwirklichen (Cole 1996: 116). Aus diesem Grund verbinden Artefakte als Teile von Handlungssequenzen vergangene Handlungsziele mit aktuellen. Aus demselben Grund ermöglichen Artefakte ihren Nutzern, Handlungsziele zu antizipieren, die sich auf zukünftige Handlungsmöglichkeiten beziehen. Jede Form von Denken und Handeln ist inhärent auf kulturelle Artefakte verwiesen, sowohl auf ihre imaginären oder konzeptuellen (beispielsweise Symbolsysteme, Diskurse) als auch auf ihre materiellen (beispielsweise Computer, Software) Eigenschaften.

Berücksichtigt man diese Verständnisse von Kultur als „Handlungsfeld“ und vermittelndes „Artefakt“, so kann erklärt werden, wie Self-Tracking-Geräte und -Applikationen ihren Nutzern erlauben, ihre Handlungen zu reorganisieren, die Bestimmungsgründe ihres Handelns an der symbolischen Bedeutung der technischen Objekte auszurichten, ihre Denkweisen oder affektiven Reaktionen im Hinblick auf die Funktionsweisen der technischen Werkzeuge zu rechtfertigen, erwünschte Handlungsergebnisse zu antizipieren oder gesetzte Handlungsziele zu formalisieren und danach zu handeln. Indem der Nutzer eines Self-Tracking-Geräts zu sich selbst in ein technisch vermitteltes Verhältnis tritt, verändert dieser die Bedingungen seiner Beziehung zu sich selbst.

Widmet man sich allerdings der Frage, wie genau das Selbstverhältnis beschaffen ist, in dem die bedeutungsgenerierenden und -verwendenden psychologischen Funktionen technisch vermittelt sind, so muss die Komplexität der höchst voraussetzungsreichen Self-Tracking-Technologien reflektiert werden. Kulturpsychologische Perspektiven verstehen sich als Sozialwissenschaft, die ihr konzeptionelles Repertoire je nach Forschungsfeld anpasst und mit anderen Heuristiken erweitert (Chakkarath 2010). So zeigt ein Blick auf den techniksoziologischen Diskurs, dass es mitnichten trivial ist, wie die Interaktivität zwischen Nutzer und Self-Tracking-Gerät symbolisch gestaltet wird, sodass Ersterer versteht, dass ein Verhalten zu verändern sei.⁵ Wie dies bewerkstelligt werden kann, geht in die Konzeptualisierung und Herstellung der sensorischen, klassifizierenden, berechnenden und visualisierenden Funktionsweisen von Self-Tracking-Technologien mit

ein. Wie bei allen Technologien sind diese Funktionen Produkte menschlicher Interpretationsleistungen, ethischer und politischer Entscheidungen sowie gesellschaftlicher Produktion (Bowker und Star 2000: 287) – von der Spezifikation der verbauten Sensortechnik bis hin zur Zuordnung einer gemessenen Merkmalsausprägung zur Kategorie ‚Schritt‘. Darüber hinaus gilt dieser Umstand auch für die Vorannahmen der Entwickler über logisch plausible Handlungen und antizipierte Deutungsweisen der Nutzer von visualisierten Daten sowie Interaktivitätsmöglichkeiten. Mensch-Computer Interaktivität ist nicht banal, linear, oder eine rein instrumentelle Nutzung eines technischen Werkzeugs. Es sind die (visuellen, auditiven, haptischen) Schnittstellen, die, dem Techniksoziologen Werner Rammert nach, diese instrumentelle Beziehung zu einer instruktiven und mittelbar steuernden machen würden (Rammert 2016: 36). Auf Seiten der Entwicklung von Self-Tracking-Technologien stellt sich daher die Frage, wie ein Mensch mit dem technischen Gerät interagiert, sodass der Effekt einer Maschine generiert werden kann, die vom Nutzer als Agent bzw. als Akteur verstanden werden kann (Suchman 2007: 2). Denn mithilfe von Self-Tracking-Technologien treten Menschen, so könnte interpretiert werden, qua Interaktivität mit einem technischen Objekt zu sich selbst in eine selbststeuernde Beziehung, bei der das Gerät oder die Applikation sensorisch Merkmalsausprägungen erhebt, kalkulierend zu Daten verarbeitet und menschlich verstehbar (bedeutet: symbolisch) aufbereitet, sodass der Nutzer zu sich selbst in ein instruktives, mittelbar steuerndes Selbstverhältnis tritt. Das Gerät nimmt hierbei eine aktive Rolle ein, indem es Handlungsaufforderungen an den Nutzer heranträgt oder passiv verbleibt, indem allein durch Metrisierung von Verhalten eine Distanz des Ist-Zustandes mit einer Soll-Norm aufgezeigt wird. In jedem Fall sind jedoch Prozesse der Bedeutungsgenerierung und Bedeutungsverwendung der Nutzer zentral, die erst symbolisch zu verstehen bekommen müssen, dass es etwas zu reflektieren gäbe, sodass in psychosozialer und pragmatischer Hinsicht eine Verhaltensänderung initiiert werden kann.

4. Empirische Vignetten

Schon auf einer sehr fundamentalen Ebene gibt es, was die Deutung von digitalen Daten aus Self-Tracking-Technologien angeht, Deutungszwänge und Verständnisprobleme. Ein Beispiel mag dies illustrieren und die Möglichkeit kultureller Lesarten von Tracking-Apps und Gadgets aufzeigen. Kulturelle Verständnisse von Gesundheit entscheiden darüber, ob ein Schrittzähler überhaupt unter diesem Gesichtspunkt in Zusammenhang gebracht wird. Ein thailändischer Interviewteilnehmer beschrieb eine Interaktion mit Familienmitgliedern in Thailand, als er den Nutzen des technischen Artefakts zu verstehen geben wollte, folgendermaßen:

[U]nd dann gibts bei manchen Schwierigkeiten ihnen zu erklären, was eine Herzrate ist zum Beispiel. Das muss man da auch erstmal erklären. Hier muss ich das

eigentlich nicht erklären. Und dann halten sie das eigentlich eher so für einen privaten Doktor. Also sobald sie hören, dass es was mit Herzschlägen und so zu tun hat, dann haben sie so eine Idee, warum ich das trage glaub ich. Ich glaub das verstehen sie viel besser als Schritte zählen, weil Schritte zählen verbinden sie nicht mit Gesundheit. Das ist so ein westliches Ding zu meinen, wer viel geht, der lebt auch gesünder, aber für die ist es halt Schritte zählen. //lacht// Aber bei Herzrate, das verbinden die dann eher mit so körperlichen Funktionen (Niran).

Es ist nicht selbstverständlich, ob und wie die Funktionen von Self-Tracking-Geräten und die erhobenen Daten verstanden werden. Nutzer müssen die technisch angezeigten Daten auslegen und für sich nützliche Vergleiche anstellen. Die methodisch relativ kontrolliert erhobenen Daten zu bestimmten Vorgängen, Verläufen oder Zuständen werden in Gestalt von Messkonstrukten vermittelt, bedürfen jedoch einer hermeneutischen Aneignung. Bei den zu deutenden Daten handelt es sich um aggregierte Summen von Merkmalsausprägungen (beispielsweise von zurückliegenden Handlungsergebnissen wie Schrittzahlen), welche symbolisch vermittelt sind. Diese symbolische Vermittlung der Merkmalsausprägung (Zahlen, Graphen oder andere Formen der Datenvisualisierung) zeigt sich empirisch durch einen symbolischen Verweisungszusammenhang: Etwas steht für etwas Anderes. Eine „1“ steht für einen Schritt, eine Verlaufskurve von Schrittzahlen für einen zeitlichen Verlauf zurückgelegter Körperbewegungen, etc. Was dieser Verweisungszusammenhang besagt, ist relativ stabil oder feststehend, da es hier immer um eine technisch bedingte Pfadabhängigkeit geht, unter anderem aufgrund der Operationalisierung des Messkonstrukts. Stets wird ein Konstrukt (beispielsweise eine Bewegung) in einen quantitativ messbaren Gegenstand in Gestalt einer Variablen (beispielsweise Schritt) übersetzt.

Die „Deutung von Daten“ geht über die Erfassung des erwähnten Verweisungszusammenhangs weit hinaus: Etwas steht nun für etwas, das über den Rahmen der Operationalisierung und technischen Deutungspfadabhängigkeit hinausführt. Eine „1“ zeigt zwar noch einen Schritt an, aber ob 5.000 vergangene Schritte bedeuten, dass man selbst „gut“ ist oder „faul“, ist ein Urteil, das weit über den technischen Rahmen der wahrnehmbaren Daten hinausgeht und mit kognitiven als auch emotionalen Reflexionsformen zusammenhängt, wie dieses Segment andeutet:

[A]lso es gab zum Beispiel Tage wo ich wandern war und da waren so unglaublich große Zahlen auf dieser Uhr, irgendwie 20.000 Schritte an einem Tag. Und das war so ‚das hab ich gemacht‘ (Barbara).

Bestimmte Deutungsformen, von denen Barbara hier erzählt, können eine hohe Valenz aufweisen, weil auf ein positives Messergebnis eine positive Affizierung einhergehen kann. In solchen Deutungen verdeutlicht sich die Self-Trackerin Barbaba, dass die metrisch visualisierten und sensorisch bezeugten Körperbewegungen von ihr produziert wurden, sodass die Attri-

bution dieses Ergebnisses Gefühle der Selbstwirksamkeit hervorruft. Die Zahlen bezeugen ihr, dass sie ihrem Ziel – der Gewichtsabnahme – zuarbeitet.

Positive Selbstwirksamkeitserfahrungen können auch Anpassungen zukünftigen Verhaltens motivieren und zu Selbstoptimierung führen. Selbstoptimierende Selbstverhältnisse deuten sich insbesondere bei solchen Deutungsformen an, in denen das technisch gestützte Self-Tracking zu einem Handlungs- oder Tätigkeitsfeld hinzugenommen wird, das zuvor nicht in diesem Bedeutungsfeld verortet wurde. Eine zunächst alltäglich durchgeführte Tätigkeit wird, vermittelt über Zahlen und Symbole, zu einer in spezifischer Weise bedeutsamen Tätigkeit – zu einer Variablen, die es praktisch zu manipulieren gilt:

[A]ber minimal, in seltenen Situationen gehts dann doch, wie ich mir zum Beispiel angewöhnt habe nicht aufs nächste Klo, sondern auf das weiter entfernte Klo zu gehen. Das habe ich seit der Uhr, mache ich das. Das sind nämlich, ich habe auch schon geguckt wie viele Schritte das sind, 100 Schritte ein Weg. (!: das ist nicht wenig) @ (ne, aber auch nicht viel) @. Wenn das Ziel 5.000 ist, dann muss ich mehr trinken (Barbara).

In diesem Segment zeigt sich, wie sehr mithilfe (oder aufgrund) der technischen Vermittlung der Fokus von Barbaras Ziel der Gewichtsabnahme mit der Erbringung hoher Schrittzahlen substituiert wird. Es ist nicht mehr die vielleicht anstrengende, mühselige Tätigkeit der sportlichen Betätigung, die Barbaras erwünschte Handlungsfolge realisieren könnte. Im Vordergrund ihrer motivationalen Orientierung steht nicht mehr das Mehr an Bewegung, das von der Uhr bezeugt werden würde. Es ist eher andersherum: Bewegen, um hohe Zahlen zu generieren, egal wie kontraintuitiv oder widersinnig.

Die technische Bereitstellung von kulturellen Vergleichsdimensionen und Beurteilungsmaßstäben ist eine der wichtigsten Funktionen, mit denen Self-Tracking-Geräte und -Applikationen zur Rahmung von Deutungen beitragen und potenziell selbstoptimierende Selbstverhältnisse fördern kann. Zu den dokumentierten zurückgelegten Handlungen und Verhaltensweisen werden vom technischen Objekt Vergleichsgrößen verschiedener Art visuell assoziiert, welche daran anschließende Deutungen und Bewertungen über den Erfolg oder Misserfolg der Durchführung von Handlungsstrategien ermöglichen. Unter Vergleichsdimensionen werden hier die Skalen der Vergleichbarkeit unterschiedlicher Handlungen oder Verhaltensweisen und ihre visuellen Repräsentationen verstanden, während mit Beurteilungsmaßstäben Kriterien oder Schwellenwerte bezeichnet werden sollen, mit denen ein Vergleich positiv oder negativ bewertet werden kann. Zwei Ordnungsprinzipien für verschiedene Vergleichsdimensionen und Beurteilungsmaßstäbe können unterschieden werden: Metrische und relationale Ordnungsprinzipien.

Als Beispiel für die Bereitstellung metrisch strukturierter Ordnungsprinzipien lässt sich ein Segment aus dem Interview mit Barbara heranziehen,

in dem sie von der kognitiv und emotional erleichternden Funktion der technisch bereitgestellten Vergleichsmöglichkeiten und Maßstäbe berichtet.

[Der Schrittzähler] sagt mir 3.000 Schritte, 10.000 Schritte, was auch immer, und das ist dann so, dann brauche ich da nicht mehr länger darüber nachdenken, ich brauche nicht in mich gehen und auf meinen Körper hören ((verstellt Stimme)) / hmm/ der fühlt sich an, als wäre er heute nicht viel gegangen, sondern meine Uhr sagt mir du bist heute viel gegangen oder nicht. Das finde ich ziemlich angenehm (Barbara).

Die in diesem Segment thematisierte Vergleichsdimension ist metrisch, da die Körperbewegung (als „Schritt“ operationalisiert) als Aggregation kontinuierlich dokumentiert und auf einer ratioskalierten Dimension mithilfe von Symbolen (hier: Zahlen) repräsentiert wird. Auch der Beurteilungsmaßstab ist metrisch strukturiert, da auf Grundlage der Größe der Zahl auf viel oder wenig, genügende oder ungenügende Bewegung geschlossen werden kann. Im Falle von technisch bereitgestellten metrischen Soll-Normen würden darüber hinaus Schwellenwerte hinzukommen, bei denen ein positiver oder negativer Vergleich zurückgelegter Handlungsergebnisse mit der metrischen Schwelle (beispielsweise 10.000 Schritte als vorgegebene und vorgeblich medizinisch empfohlene Schrittzahl pro Tag) leichter gedeutet werden kann. Der metrische Vergleich mit einer Soll-Norm ermöglicht psychisch daher nicht nur eine bloße Kontrolle, ob mit den zurückliegenden Handlungsergebnissen der angedachten Problemlösungsstrategie entsprochen wurde (beispielsweise: „habe ich mich viel oder wenig bewegt?“), sondern darüber hinaus auch ein Urteil darüber, ob die erwünschten Handlungsfolgen erreicht wurden (beispielsweise Beweggründe wie „arbeite ich an meiner erwünschten Gewichtsabnahme, Verbesserung des Gesundheitszustands oder der Fitness?“).

Relationale Ordnungsprinzipien von Vergleichsdimensionen und Beurteilungsmaßstäben sind minimal anders strukturiert, eröffnen aber qualitativ viel weitergehende, motivierende Formen der Selbstreflexion, wie beispielsweise bei so genannten „Achievements“, also symbolischen Belohnungen, oder „Challenges“, also kompetitiven Herausforderungen. Relationale Ordnungsprinzipien ähneln den metrischen dahingehend, dass metrische Vergleiche nach wie vor die Grundlage für Vergleiche und Bewertungen sind, symbolisch allerdings anders dargestellt werden. Davon berichtet Elisabeth, wenn sie beschreibt, wie sie ihren Schrittzähler im Urlaub verwendet, um so genannte „Challenges“ zu schaffen:

[U]nd im Urlaub nutze ich das auch noch vermehrt dazu, diese Challenges zu machen [...] also ich fahre oft in Städte im Urlaub, also ich bin eigentlich fast immer, wenn ich im Urlaub bin in Paris oder New York. Und da laufe ich dann unglaublich viel durch die Gegend, einfach nur gehen. Unglaublich viel gehen [...] Und da finde ich es dann total spannend, das auf dem Armband nachverfolgen zu können, weil man [...] sonst kaum abschätzen könnte, wie viel man wirklich zurückgelegt hat.

Und dann sehe ich echt so wow, 30.000 Schritte [...] oder man aktiviert diese Challenges und ist dann irgendwie die Strecke von irgend einem Marathon gegangen, oder dann gibt es irgendwie noch so Trails durch Nationalparks (Elisabeth).

Die in diesem Segment vom Self-Tracking-Gerät hinzugestellte Vergleichsdimension bleibt metrisch, weil nach wie vor die als „Schritt“ operationalisierte Bewegung gemessen wird, doch die Repräsentation der Vergleichsdimension funktioniert referenziell. X-Schritte repräsentieren die Strecke eines Marathons oder eines Trails eines Nationalparks. Die abstraktere Vergleichsdimension erhält durch den technisch hergestellten Verweis auf ein Sportereignis eine konkrete Bedeutung. Damit einhergehend wird ein relationaler Beurteilungsmaßstab für Vergleiche impliziert. Zwar bleibt auch hier die Soll-Norm metrisch strukturiert, weil ein metrisch bestimmter Schwellenwert überschritten werden muss, um ein positives Vergleichsergebnis mit der Soll-Norm zu erzielen. Auf einer psychologischen Ebene jedoch funktioniert dieser Beurteilungsmaßstab relational, weil ein qualitativer Vergleichshorizont suggeriert wird: „Ich bin heute die Strecke eines Marathons, eines Nationalparks gelaufen“. Die Herausforderung besteht darin, das zu schaffen, was beispielsweise ein Marathonläufer geschafft hat (natürlich nicht in einer wettkampftauglichen Geschwindigkeit, sondern gehend). Die technisch hergestellte Referenz und Relationalität eröffnet dann die Möglichkeit, ein vergleichbares Gefühl von Selbstwirksamkeit bekommen zu können wie ein Marathonläufer, wenn er den Marathon geschafft hat. Diese Möglichkeit des positiven Gefühls von Selbstwirksamkeit macht den psychischen Reiz der technisch simulierten „Herausforderung“ aus.

5. Fazit

In dem Artikel konnten anhand empirischer Vignetten einige Aspekte aufgezeigt werden, wie von Self-Tracking-Technologien produzierte Daten subjektiv bedeutsam werden und zu Verhaltensänderungen beitragen können. Dabei wurden Apps und Gadgets für Praktiken der Selbstvermessung als Produkte menschlicher Handlungen ausgewiesen, bei denen Wirkungsannahmen, Anwendungsfelder und selbstoptimierende Verwendungsmöglichkeiten in ihre Funktionalitäten eingeschrieben werden. Mithilfe kulturpsychologischer Heuristiken, in denen technologische Artefakte als Bestandteile von kulturellen Handlungsfeldern verstanden werden, wurde verdeutlicht, dass sich die Kulturalität von Technologien in ihrer Abhängigkeit von Deutung und Interpretation in ihrer Herstellung und Verwendung ausdrückt. Ob ein selbstoptimierendes Selbstverhältnis eingenommen, über Zeit aufrechterhalten oder beendet wird, hängt beim Self-Tracking in großen Teilen von der technisch unterstützten Kontinuität motivierender Erfahrungen und psychologischer Gratifikationen ab, die in der hermeneutischen Interaktivität der soziotechnischen Konstellation von Person und Technik entstehen können (Balandis und Straub 2018; Straub und Balandis 2018).

Anmerkungen

- 1 Die hier vorgestellten empirischen Vignetten wurden mithilfe narrativer Interviews (Schütze 1983) mit Personen erhoben, die Geräte und Tools verwenden, um Daten zu einem Selbstaspekt zu erheben, sodass darauf aufbauend das eigene Verhalten verändert werden kann. Die Erzählungen zeigen transindividuell geteilte Sinn- und Orientierungssysteme sowie kognitive Figuren (Schütze 1984), die für die Befragten von subjektiver Relevanz waren. Die Daten wurden im Rahmen meines Dissertationsprojektes erhoben und mit der Methodologie der Grounded Theory (Corbin und Strauss 2015; Strauss und Corbin 1996) analysiert.
- 2 In diesem Forschungsfeld wird zur Benennung von Self-Tracking-Apps und -Gadgets häufig die Bezeichnung „Personal Informatics Systems“ verwendet. Für diesen Aufsatz habe ich mich für eine einheitliche Verwendung entschieden und spreche auch in diesem Feld von „Self-Tracking-Technologien“.
- 3 Die allermeisten Literaturüberblicke zu Self-Tracking-Technologien aus dem Feld der Human Computer Interaction verweisen auf diesen Artikel als einen der ersten Vorschläge für ein theoretisches Modell zu Self-Tracking-Technologien (beispielsweise Hermesen u.a. 2016; Kersten-van Dijk u.a. 2017). Darüber hinaus kann Li u.a. (2010) aufgrund der Anzahl der Zitate (über 1.000 Zitate bei Google Scholar, Stand Ende 2021) als einflussreich bewertet werden. Trotz der Ablehnung stufenbasierter Modelle in neueren Artikeln (Beispielsweise Epstein u.a. 2015) und der Betonung der chaotischen Natur der Datenerhebung und -reflexion, die nur bedingt in Form von Stufen konzeptualisiert werden kann, bleibt der Artikel von Li u.a. (2010) als Startpunkt der Forschung im Feld der Human Computer Interaktion zentral für die Diskussion von Self-Tracking-Technologien (Kersten-van Dijk u.a. 2017).
- 4 In dieser Hinsicht schließe ich mich Michael Cole an: „This approach allows me to make use of the notion of culture as medium and of context as both that which surrounds and that which weaves together. It also provides me with a basic unit of analysis that has natural linkages to the macro pole of society and its institutions and the micro level of individual human thoughts and actions“ (Cole 1996: 143).
- 5 Die Problematik der Verständlichkeit in der Mensch-Technik-Interaktion verdeutlicht die Anthropologin Lucy Suchman mit einem eindrücklichen Beispiel aus der Archäologie: „The inherent difficulty of conveying the use of a technology directly through its design is well known for archaeologists, who have learned that although the attribution of design intent is a requirement for an artifact's intelligibility, the artifact's design as such does not convey unequivocally either its actual or its intended use“ (Suchman 2007: 44).

Literatur

Almalki, Manal, Kathleen Gray und Fernando J. Martin-Sanchez (2017). Refining the concepts of self-quantification needed for health self-management. A thematic literature review. *Methods of Information in Medicine* 56, 1, 46–54.

- Balandis, Oswald und Jürgen Straub (2018). Self-Tracking als technische Selbstvermessung im Zeichen der Optimierung. Vom Nerd zum Normalverbraucher. Einführung in den Themenschwerpunkt. *Psychosozial* 41, 2, 5–15.
- Berg, Martin (2017). Making sense with sensors. Self-tracking and the temporalities of wellbeing. *DIGITAL HEALTH* 3, 1–11.
- Boesch, Ernst E. (1980). *Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie*. Bern: H. Huber.
- Boesch, Ernst E. (1991). *Symbolic Action Theory and Cultural Psychology*. Berlin und New York: Springer.
- Bowker, Geoffrey C. und Susan Leigh Star (2000). *Sorting Things Out. Classifications And Its Consequences*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Bruner, Jerome S. (1990). *Acts of Meaning*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Carver, Charles S. und Michael F. Scheier (1998). *On the Self-Regulation of Behavior*. Cambridge, New York, Melbourne, Madrid und Cape Town: Cambridge University Press.
- Chakkarath, Pradeep (2010). Kulturpsychologie und indigene Psychologie. In: Jürgen Straub, Arne Weidemann und Doris Weidemann (eds.). *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart: Metzler, 237–249.
- Cole, Michael (1996). *Cultural Psychology. A Once and Future Discipline*. Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press.
- Corbin, Juliet M. und Anselm L. Strauss (2015). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory*. 4. Auflage. Los Angeles: SAGE.
- Crawford, Kate, Jessa Lingel und Tero Karppi (2015). Our metrics, ourselves. A hundred years of self-tracking from the weight scale to the wrist wearable device. *European Journal of Cultural Studies* 18, 4–5, 479–496.
- Duttweiler, Stefanie, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth und Jörg Strübing (eds.) (2016). *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript.
- Epstein, Daniel A., An Ping, James Fogarty und Sean A. Munson (2015). A lived informatics model of personal informatics. *Proceedings of the 2015 ACM International Joint Conference on Pervasive and Ubiquitous Computing – UbiComp 2015*. Osaka, Japan: ACM Press, 731–742.
- Feng, Shan, Matti Mäntymäki, Amandeep Dhir und Hannu Salmela (2021). How self-tracking and the quantified self promote health and well-being. Systematic review. *Journal of Medical Internet Research* 23, 9, e25171.
- Franklin, Benjamin (2016). *Autobiographie*. 3. Auflage. Übersetzt von Berthold Auerbach. München: C.H. Beck.
- Fuchs, Thomas, Lukas Iwer und Stefano Micali (eds.) (2018). *Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Hermesen, Sander, Jeana Frost, Reint Jan Renes und Peter Kerkhof (2016). Using feedback through digital technology to disrupt and change habitual behavior. A critical review of current literature. *Computers in Human Behavior* 57, 61–74.
- Hess, Volker (2000). *Der wohltemperierte Mensch. Wissenschaft und Alltag des Fiebermessens (1850–1900)*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.

- Jurgenson, Natan (2014). View from nowhere. On the cultural ideology of Big Data. *The New Inquiry*. URL: <https://thenewinquiry.com/view-from-nowhere/> [Letzter Zugriff am 1.9.2022].
- Kersten-van Dijk, Elisabeth T., Joyce H. D. M. Westerink, Femke Beute und Wijnand A. Ijsselstein (2017). Personal informatics, self-insight, and behavior change. A critical review of current literature. *Human-Computer Interaction* 32, 5–6, 268–296.
- King, Verena, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.) (2021). *Lost in perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp.
- Krzeminska, Agnieszka (2021). *Balancing Care and Control. An Ethnographic Study on Self-Tracking Relations*. [Dissertation]. Lüneburg: Leuphana University.
- Li, Ian, Anind Dey und Jodi Forlizzi (2010). A stage-based model of personal informatics systems. *Proceedings of the 28th International Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI 2010*, 557. Atlanta, GA: ACM Press.
- Lupton, Deborah (2016). *The Quantified Self. A Sociology of Self-tracking*. Cambridge, UK: Polity.
- Nosthoff, Anna-Verena und Felix Maschewski (2019). *Die Gesellschaft der Wearables. Digitale Verführung und soziale Kontrolle*. Berlin: Nicolai Publishing & Intelligence.
- Rammert, Werner (2016). *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Röcke, Anja (2021). *Soziologie der Selbstoptimierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Schaupp, Simon (2016). *Digitale Selbstüberwachung. Self-Tracking im kybernetischen Kapitalismus*. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 13, 3, 283–293.
- Schütze, Fritz (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Robert Günther (eds.). *Biographie und Soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, 78–117.
- Selke, Stefan (eds.) (2016). *Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Stiglbauer, Barbara, Silvana Weber und Bernad Batinic (2019). Does your health really benefit from using a self-tracking device? Evidence from a longitudinal randomized control trial. *Computers in Human Behavior* 94, 131–139.
- Straub, Jürgen (1999). *Handlung, Interpretation, Kritik: Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin: De Gruyter.
- Straub, Jürgen und Oswald Balandis (2018). Niemals genug! Selbstoptimierung und Enhancement: Attraktive Praktiken für verbesserungswillige Menschen? *Familiendynamik* 43, 1, 72–82.
- Strauss, Anselm L. und Juliet Corbin (1996). *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlagsunion.
- Suchman, Lucy (2007). *Human-Machine-Reconfigurations. Plans and Situated Actions*. 2. Auflage. Cambridge: Cambridge University Press.
- Swan, Melanie (2009). Emerging patient-driven health care models. An examination of health social networks, consumer personalized medicine and quantified self-tracking. *International Journal of Environmental Research and Public Health* 6, 2, 492–525.

- Tudor-Locke, Catrine und David R. Bassett Jr. (2004). How many steps/day are enough? Preliminary pedometer indices for public health. *Sports Medicine* 34, 1, 1–8.
- Wiedemann, Lisa (2019). *Self-Tracking. Vermessungspraktiken im Kontext von Quantified Self und Diabetes*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Will, Catherine M., Flis Henwood, Kate Weiner und Rosalind Williams (2020). Negotiating the practical ethics of 'self-tracking' in intimate relationships. Looking for care in healthy living. *Social Science & Medicine* 266, 1–8.
- Wolff, Eberhard (2018). Das „Quantified Self“ als historischer Prozess. Die Blutdruck-Selbstmessung seit dem frühen 20. Jahrhundert zwischen Fremdführung und Selbstverortung. *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 36, 43–83.

Oswald Balandis, M.A.
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft
Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie
Universitätsstr. 150
44801 Bochum
Deutschland
E-Mail: oswald.balandis@rub.de

Parasoziale Bindung als Verkaufsinstrument für Selbstoptimierungspraktiken. Das Beispiel des Instagramkanals von Laura Malina Seiler

Sophia Carrara und Benedikt Matt, Eberhard Karls Universität Tübingen

Summary. This article empirically examines the significance of parasocial phenomena in the marketing of self-optimization practices. Using the example of the influencer Laura Malina Seiler and her Instagram channel, a content analysis and an interaction analysis were conducted. These analyses showed that the reception behavior of her followers indicates strong parasocial relationships and that posts in which the influencer presents self-optimization practices are received with above-average intensity.

Keywords. Parasocial relationships, influencers, self-optimization practices, social media, content analysis, interaction analysis

Zusammenfassung. Der Beitrag untersucht empirisch die Bedeutung parasozialer Phänomene bei der Vermarktung von Selbstoptimierungspraktiken. Anhand des Beispiels der Influencerin Laura Malina Seiler und ihres Instagram-Kanals wurden eine Inhalts- sowie eine Interaktionsanalyse durchgeführt. In den Analysen hat sich gezeigt, dass das Rezeptionsverhalten ihrer Follower:innen auf starke parasoziale Beziehungen hindeutet und Beiträge, in denen die Influencerin Selbstoptimierungspraktiken vorstellt, überdurchschnittlich intensiv rezipiert werden.

Schlüsselwörter. Parasoziale Beziehungen, Influencer, Selbstoptimierungspraktiken, Soziale Medien, Inhaltsanalyse, Interaktionsanalyse

*„Du bist die Lösung für all deine Probleme“
(Laura Malina Seiler)*

1. Einleitung

Mit der Suche nach dem Rezept für ein glückliches Leben hat sich die Menschheit nicht nur aktuell, sondern bereits in der Antike beschäftigt. Das Ziel ist kein geringeres als ein emotionaler Zustand der Superlative. Besonders in der aktuellen Zeit unterliegt das Glücksempfinden jedoch zunehmend den Auswirkungen vielschichtiger Individualisierungsschübe, die sich auf gesellschaftlicher und ökonomischer Ebene zugetragen haben. Der Bedeutungsinhalt des Glücksbegriffs soll dadurch primär von jedem Menschen selbst definiert werden und kann entsprechend stark variieren. Zudem wird Glück im Neoliberalismus psychologisiert, so dass die Verantwortung für das Glücklichwerden ausschließlich beim Individuum liegt. Es wird suggeriert, dass jeder, der glücklich sein möchte, auch glücklich sein kann, wenn er nur hart genug an sich selbst arbeitet. Zahlreiche Ratgeber und Coaching-Angebote versprechen Hilfe, indem sie Orientierung bei der Suche nach dem richtigen Weg anbieten und so einen immens großen Markt an Selbstoptimierungspraktiken, wie beispielsweise zur Persönlichkeitsentwicklung, geschaffen haben. Besonders soziale Medien spielen in diesem Zusammenhang eine immer größere Rolle. Während sie Suchenden eine Plattform voller Identifikationsmodelle und zahlreicher Orientierungsangebote bieten, schaffen sie für Unternehmen neue Möglichkeiten der Produktvermarktung. Popularität hat in den letzten Jahren diesbezüglich vor allem das Influencer-Marketing erlangt, welches die emotionale Bindung von User:innen zu Medienakteuren gezielt nutzt, um Produkte jeglicher Art zu vermarkten. Auch in der Life-Coaching-Szene gibt es mittlerweile zahlreiche Menschen, die auf ihren Accounts nicht nur über ihre Erfahrungen sprechen, sondern auch selbst Ratschläge geben und so für ein großes Publikum attraktiv werden. Laura Malina Seiler, die sich selbst als Coach und Visionärin bezeichnet, sticht in diesem Zusammenhang besonders heraus. Auf ihrem Instagram-Kanal, dem mittlerweile über 272.000 Menschen folgen, bewirbt sie fast täglich ihre Produkte zum Thema Selbstfindung und Persönlichkeitsentwicklung. Besonders auffallend ist dabei die Art und Weise, wie sie mit ihren Follower:innen kommuniziert. In der vorliegenden Arbeit haben wir ihre Formen der Selbstdarstellung untersucht. Unser Interesse gilt dabei der Frage, ob und in welcher Weise parasoziale Phänomene auf dem Instagram-Kanal von Laura Malina Seiler eine zentrale Rolle bei der Vermarktung von Selbstoptimierungspraktiken spielen.

2. Selbstoptimierungsgesellschaft

Der Begriff „Selbstoptimierung“ lässt sich in die beiden Wörter „selbst“ und „optimieren“ teilen und impliziert damit bereits eine Konzentration auf das „Selbst“, welches einem Vorgang der Verbesserung unterzogen werden soll. Mead (1934) beschreibt das „Selbst“ als ein zweiteiliges Konstrukt, bestehend aus einem handelnden und einem reflexiven Selbst, die er „I“

und „Me“ nennt (Jörissen und Zirfas 2010: 99). Identität bildet sich, indem das „Me“ die Handlungen des „I“ mit ihrer Wirkung in der sozialen Situation reflektiert. Das „I“ ist durch die hier angenommene Trennung von Handlungsimpuls und Reflexion die Quelle von Kreativität und Spontanität, das „Me“ manifestiert in der Interpretation und Bewertung dieser Handlungen eine Identität.

Identität ist für den Sozialpsychologen Mead somit ein Konstrukt des stetigen Wandels, das nur eingebunden in ein soziales Netzwerk entstehen kann und sich ein Leben lang im Austausch mit anderen weiterentwickelt (Jörissen und Zirfas 2010: 101). Das Umfeld, in dem sich ein Individuum bewegt, hat somit maßgeblichen Einfluss auf dessen Selbstwahrnehmung und auf seine Identitätsentwicklung. Dementsprechend spielen aber nicht nur einzelne Bezugspersonen eine wichtige Rolle, sondern vor allem auch gesellschaftlich verankerte Glaubenssätze, die beispielsweise von Kultur, Politik und Wirtschaft geprägt sind. Die Sprache bietet ein wichtiges Mittel, um solche allgemeinen Überzeugungen zu rekonstruieren: Abgeleitet aus dem lateinischen „optimum“ („das beste“) steht der Begriff „Optimierung“ in seiner Verwendung stets für ein „Höchstmaß, das günstigste Verhältnis oder auch den besten Wert einer Sache“ (DWDS 2021). Bei einer Optimierung handelt es sich dementsprechend immer um eine Verbesserung, mit dem Bestreben einen bestmöglichen Zustand zu erreichen (Fenner 2019: 11). Es ist auffallend, dass Assoziationen, die durch den Begriff hervorgerufen werden, meist einem technisch-ökonomischen Kontext entstammen (Fenner 2019: 15). „Leistung“, „Struktur“, „Prozess“, „System“, „ständig“ und „energetisch“ sind Wörter, mit denen er typischerweise in Verbindung gebracht wird (Duden online 2012).

Dagmar Fenner sieht den „Trend zur Selbstoptimierung als konsequente und logische Fortsetzung verschiedener neuzeitlicher Individualisierungsschübe“ (2019: 20) auf wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und individueller Ebene. Mit der Zeit der Aufklärung verloren alte strukturgebende soziale Konstrukte, wie beispielsweise Familie oder Nachbarschaft, aber auch Institutionen wie die Kirche, immer stärker an Bedeutung. Anstelle traditioneller Lebensmuster begannen die Menschen nach ihren eigenen Zielen und Wertvorstellungen zu leben (Fenner 2019: 20f.). Während das eigene Handeln früher noch viel stärker dem Wohlergehen der Gemeinschaft galt, richten die Menschen ihren Fokus in der jüngeren Zeit immer mehr auf sich selbst.

Diese Entwicklung wird vor allem in der westlichen Welt von einem gleichzeitig entstehenden neoliberalistisch und kapitalistisch geprägten Wirtschaftssystem gefördert, in dem das Individuum stärker in den Mittelpunkt gerückt worden ist und zur Verantwortung gezogen wird (Fenner 2019: 28). Als Reaktion auf die Last eines stetig wachsenden Leistungsdrucks in einem sehr kompetitiven Arbeitsmarkt ergibt sich Fenner zufolge, dass Menschen zu erhöhter Effizienz animiert und zur Selbstausbeutung getrieben werden (Fenner 2019: 15).

Als Folge entsteht eine Art kulturelle Selbstdisziplinierung, auf die in der Vergangenheit bereits insbesondere die Forschungen des Soziologen Nor-

bert Elias (1981/1982) und des Historikers Michael Foucault (1977) aufmerksam gemacht hatten (Felden 2019: 3, siehe auch Bröckling u.a. 2000). Elias erkennt in der historischen Entwicklung der Gesellschaft einen „Zwang zum Selbstzwang“, der sich mit der Differenzierung gesellschaftlicher Funktionen im Laufe der Zeit bereits in einem frühkindlich anerzogenen Automatismus offenbart (Felden 2019: 6). Ebenso bemerkt auch Foucault ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Staatlichkeit und Subjektivität und ist „der Ansicht, dass Regierungstechniken über Techniken der Selbstformierung wirken“ (Felden 2019: 7).

Eine ähnliche internalisierende Funktion der Selbstregulierung sieht Ulrich Bröckling in den westlichen Wirtschaftssystemen der heutigen Zeit verankert, deren Wettbewerbsgedanke sich als kategorischer Imperativ der Gegenwart in das Unterbewusstsein von Individuen einschreibt (Bröckling 2007):

Seit Bröckling wird Selbstoptimierung gern im Kontext der neoliberalismuskritischen These der Ökonomisierung des Sozialen gelesen, der zu Folge die Regulierungsmechanismen des Marktes wie etwa Konkurrenz, Vorteils-Nachteils-Kalkulationen, Nutzenmaximierung und Durchorganisation immer mehr Bereiche der Lebenswelt durchdringen und am Ende auch soziale und Selbstbeziehungen prägen (Fenner 2019: 15).

Das „Unternehmerische Selbst“, wie es von Bröckling genannt wird, ist demnach keine existierende Entität, sondern wird vielmehr als ein als erstrebenswert suggeriertes gesellschaftliches Rollenangebot wahrgenommen, dahingehend sich Individuen formen sollen und wollen (Bröckling 2002: 179). Der dahinterliegende Optimierungsgedanke ist allumfassend und bezieht sich nicht mehr nur auf einzelne Bereiche des Lebens, sondern auf die gesamte Lebensführung einschließlich des sozialen Umfelds (Fenner 2019: 9). Als wirkmächtige Realfiktion veranlasst das Unternehmerische Selbst innerhalb der Gesellschaft eine verstärkte Konzentration auf die eigene Person, welche mit einer Subjektivierung des Selbst einhergeht (Fenner 2019: 9f.). Dieses allgemeine Selbstverständnis zur Eigenverantwortung des Individuums treibt es Bröckling zufolge zu einer kontinuierlichen Selbstkontrolle, welche Assoziationen zu ökonomischen Berufsbildern wie Manager:innen hervorruft (Fenner 2019: 9).

3. Das Geschäft mit dem Glück

Mehr noch als in den Verhaltensweisen der Menschen zeichnet sich diese Entwicklung in den verschiedensten Branchen des Markts in Form eines breitgefächerten Angebots an Ratgeberliteratur ab (Fenner 2019: 23). Dabei ist zu beobachten, dass sich immer mehr Autor:innen nicht mehr nur auf einzelne Gebiete wie Ernährung, Fitness oder Psychologie konzentrieren, sondern ihre Kenntnisse in transdisziplinären Lifestyle-Ratgebern wiedergeben. Eine Anpassung der eigenen Lebensführung steht dabei im Mittel-

punkt und soll die Rezipierenden auf der Suche nach ihrem ganz individuellen Glück unterstützen. Fenner stellt diesbezüglich eine gegenwärtige Subjektivierung und Psychologisierung des Glücks fest, welche sich im Nachgang an die gesellschaftlichen Individualisierungsschübe konstituiert hat und mit der Gründung der positiven Psychologie in den 90er Jahren weiter verstärkt wurde (Fenner 2019: 22). Mit der Reduktion auf eine biologische Komponente wird Glück zu einem scheinbar berechenbaren und planbaren Zustand, der mit genügend Selbstdisziplin erreicht werden kann. Binkley verweist in diesem Zusammenhang auf einen in Ratgebern weit verbreiteten Satz, der besagt, dass Glück wie ein Muskel sei, der trainiert werden müsse (Binkley 2014: 3). Ausgehend von diesem Vergleich wird Rezipierenden suggeriert, dass glücklich sein ähnlich wie ein Handwerk erlernt werden kann. Mittels dieser Demokratisierung der Psyche wird den Individuen einerseits die Freiheit einer vermeintlichen Handlungsfähigkeit überlassen, welche jedoch andererseits mit einer hohen Eigenverantwortung einhergeht (Binkley 2014: 18).

Nachdem das Glück der Menschen zuvor von einem institutionalisierten Fremdzwang bestimmt wurde, nimmt es in der Gegenwart nahezu neoliberalistische Züge an. Es wird durch die inneren normativen Handlungsmuster der Individuen determiniert, welche sich laut Binkley (2014) ähnlich wie bei Foucaults Gouvernementalitätstheorie zu einer Mentalität der Selbstverwaltung entwickeln. Glück kann somit als neue Technologie einer emotionalen Selbstoptimierung gesehen werden, welche sich in ein neoliberalistisch geprägtes Wirtschaftssystem einpflegt und in verschiedenen Bereichen Anwendung findet (Binkley 2014).

Neben der Ratgeberkultur hat sich seit den 1980er Jahren ein Trend zum Coaching entwickelt, welches verschiedene Trainings- und Beratungsmethoden inkludiert (Fenner 2019: 23). Während es ursprünglich nur bei Führungskräften angewandt wurde, wird es mittlerweile auch von der breiten Allgemeinheit in Anspruch genommen, um Strategien zur persönlichen Weiterentwicklung zu finden und die eigenen Potenziale auszuschöpfen (Fenner 2019: 23). Dabei geht es längst nicht mehr nur um beruflichen Erfolg, sondern vielmehr darum, mittels Methoden der Persönlichkeitsentwicklung an sich selbst zu arbeiten, um so unabhängig von äußeren Einflüssen sein persönliches Glück zu erreichen (Elberfeld 2014).

Laura Malina Seiler zählt mittlerweile zu einer der erfolgreichsten deutschen Unternehmer:innen auf diesem Gebiet. Auf ihrer Homepage betitelt sie sich selbst als Visionärin, Coach und Autorin (Seiler 2021a). Nachdem sie 2015 auf ihrer Social Media Seite anfang, ihre Erfahrungen als Coach mit ihren Follower:innen zu teilen, folgten in den Jahren darauf zahlreiche Produkte rund um das Thema Spiritualität, Persönlichkeitsentwicklung und Coaching (Seiler 2021b). Dazu zählen unter anderem ein Podcast mit über 30 Millionen Downloads, insgesamt vier Bücher und diverse Kursangebote, wie beispielsweise die „Rise up & Shine Uni“ (RUSU) (Seiler 2021a). Ihren Instagram-Kanal, dem im September 2021 272.000 Menschen folgten und dessen Follwer:innen im Verlauf eines Jahres auf 328.000 im Sep-

tember 2023 anstiegen, nutzt sie aber nicht nur als Ausspielungs- und Werbeplattform für ihre Produkte, sondern hauptsächlich auch, um mit ihren Follower:innen in Kontakt zu treten (Seiler 2021b). In ihren Beiträgen spricht sie viel über sich selbst und ihre eigenen Erfahrungen, auf deren Basis sie wiederum ermutigende Ratschläge erteilt. Während sie motivierende Worte in die Kamera spricht, trägt sie stets ein Lächeln auf den Lippen. Wie in den Kommentarspalten oft zu lesen ist, wird sie von ihrer Community ganz einfach Laura genannt, als handle es sich um eine Freundin, oder mindestens eine gute Bekannte (Seiler 2021b). Obschon davon auszugehen ist, dass sie dem Großteil dieser Menschen noch nie persönlich begegnet ist, scheinen diese eine enge Verbindung zu ihr zu spüren.

4. Parasoziale Phänomene

Bei parasozialen Interaktionen oder auch parasozialen Beziehungen handelt es sich um Phänomene, die von der Medienforschung untersucht werden. Erstmals beschrieben wurden sie von den Sozialpsychologen Donald Horton und Richard Wohl Ende der 50er Jahre (Liebers und Schramm 2017: 9). Den Wissenschaftlern war aufgefallen, dass Rezipierende von Unterhaltungssendungen beginnen, Beziehungen zu Personen aus dem Fernsehen, wie beispielsweise Moderator:innen, aufzubauen, obwohl sie in keiner Art und Weise jemals persönlichen Kontakt zu diesen gehabt haben (Hartmann und Goldhoorn 2011: 1104). Dennoch funktioniert eine parasoziale Interaktion ähnlich wie eine reale zwischenmenschliche Kommunikation, da sie beim Rezipieren ähnliche kognitive Prozesse hervorruft. Aus diesem Grund wird sie auch als eine asymmetrische, nicht-reziproke Kommunikationsform bezeichnet, da die Interaktion bzw. die Beziehung nur vom Publikum, aber nicht von der Medienperson selbst ausgeht (Döring 2013: 302). Von parasozialen Beziehungen spricht man, sobald sich Rezipierende über einen längeren Zeitraum – und das bedeutet auch außerhalb der Rezeptionssituation – mit einem Medienakteur auseinandersetzen (Döring 2013: 303). Dadurch können sie sich ähnlich wie normale zwischenmenschliche Beziehungen mit der Zeit entwickeln und intensivieren.

Parasoziale Phänomene wurden aufgrund ihrer Forschungstradition lange Zeit hauptsächlich in klassischen audiovisuellen Medien wie dem Fernsehen untersucht (Liebers und Schramm 2017). Besonders interessant zu beobachten ist das Phänomen jedoch vor allem im Zusammenhang mit neuen digitalen Medien. Insbesondere durch das sogenannte Influencer-Marketing, das sich seit 2016 in sozialen Netzwerken wie Instagram etabliert hat, erlangte das Thema immer mehr Aufmerksamkeit (Jahnke 2021: 2). Dabei nutzen Personen mit einer hohen Reichweite gezielt die Bindungen, die ihre Follower:innen zu ihnen aufgebaut haben, um ihnen auf der Basis einer scheinbar freundschaftlichen Empfehlung Produkte von Unternehmen zu verkaufen (Jahnke 2021). Da parasoziale Bindungen ein essenzieller Bestandteil der Funktionsweise dieser Form des Marketings

sind, sind sie für die Kommunikationsstrategien von Meinungsführer:innen von zentraler Bedeutung (Reinikainen u.a. 2020).

Auch wenn Medienschaffende keinen Einfluss auf ihre tatsächliche Entstehung haben, können sie diese mit einigen Mitteln zu provozieren versuchen. Wie Horton und Wohl (1956) bereits feststellten, zählt dazu beispielsweise das Vortäuschen einer tatsächlich stattfindenden Interaktion zwischen den Moderierenden und dem Publikum (Leißner u.a. 2014: 252). Soziale Netzwerke tragen dazu bei, den Eindruck einer direkten Kommunikation zu erhöhen und schaffen es dadurch, eine intime Bindung zwischen den Medienakteuren und ihrem Publikum herzustellen (Leite und Baptista 2021; Reinikainen u.a. 2020). Während das Fernsehen durch seine Professionalität in der Produktion, welche beispielsweise in der Kameraführung und in geskripteten Sequenzen sichtbar wird, eher eine Distanz schafft, können die spontan gefilmten und verwackelten Selfie-Videos einer Bloggerin eine authentische und nahbare Wirkung erzielen (Leite und Baptista 2021). Auch die Umgebung spielt eine wichtige Rolle, insofern sich Influencer:innen häufig in Alltagssituationen oder in ihren privaten Räumlichkeiten zeigen, anstatt in einem designten Fernsehstudio. Die Möglichkeiten, die die Entgrenzung digitaler Medien bietet, kann aber nicht nur von Produzierenden genutzt werden. Ihre Wirkung kann seitens der Konsumierenden weiter verstärkt werden. Da Informationen im digitalen Zeitalter nicht mehr von Ausstrahlungsterminen abhängig sind, sondern zu jeder beliebigen Zeit, an jedem beliebigen Ort und beliebig oft rezipiert werden können, haben Rezipierende, wenn sie das wollen, nahezu unlimitierte Möglichkeiten, parasozial mit Medienakteuren zu interagieren. Darüber hinaus sind die Interaktionen der User:innen nicht nur von den Anbietern der Netzwerke, sondern vor allem auch von den Influencer:innen selbst ausdrücklich erwünscht, da diese den eigenen Erfolg in quantitativ messbaren Zahlen ausdrücken und mit Hilfe der entsprechenden Algorithmen zu einer bevorzugten Sichtbarkeit führen (Held 2021: 86). Klassische Mittel, um die Interaktion auf Seiten der Follower:innen zu steigern, sind beispielsweise das Stellen von Fragen oder konkrete Handlungsaufforderungen. Inwiefern und vor allem wie intensiv Rezipierende mit Medienakteuren parasozial interagieren, ist so unterschiedlich wie die Menschen selbst. Eine parasoziale Bindung kann sich prinzipiell auf einer kognitiven, einer emotionalen oder einer Verhaltensebene äußern (Döring 2013: 303). Während der Fanbrief ein klassisches Beispiel aus der Vergangenheit darstellt, können die Gefühle und Gedanken heutiger Fans öffentlich in den Kommentarspalten unter den Social-Media-Beiträgen der jeweiligen Akteure eingesehen werden (Liebers und Schramm 2017: 37).

In den Kommentaren unter Laura Malina Seilers Social-Media-Beiträgen ist ein besonders hohes Mitteilungsbedürfnis zu erkennen, welches sich durch das Preisgeben von persönlichen Geschichten aus dem Leben der Menschen offenbart. Verschiedene Faktoren in Seilers Kommunikation deuten außerdem darauf hin, dass diese emotionalen Bindungen zu ihr gezielt provoziert und instrumentalisiert werden, um ihre Produkte, welche auf dem Kanal präsentiert werden, besser zu verkaufen.

5. Untersuchung

Um unsere Ausgangsfrage „Welche Rolle spielen parasoziale Bindungen bei der Vermarktung von Selbstoptimierungspraktiken?“ angemessen beantworten zu können, gilt es zunächst, zwei Prämissen zu klären:

1. Laura Malina Seilers Kommunikation begünstigt die Entstehung parasozialer Bindungen.
2. Follower:innen Laura Malina Seilers bauen eine parasoziale Bindung zu ihr auf, die sich in parasozialer Interaktion äußert.

Sollte sich die erste Prämisse als gültig erweisen, gehen wir hier von einer beabsichtigten Handlung Seilers aus – sie hat nicht nur eine Ausbildung und Berufserfahrung im Marketing (Lux 2019), sondern hat sich in der Vergangenheit auch schon über parasoziale Bindungen geäußert, die sie selbst zu prominenten Personen unterhält (Schulz 2020: 44:00 min). Es ist daher davon auszugehen, dass sie das Prinzip parasozialer Bindungen versteht und intentional umsetzt. Diese Umstände sind deshalb wichtig, weil parasoziale Bindungen natürlich auch unbeabsichtigt oder intuitiv, jedoch ohne Kenntnisse der zugrundeliegenden Prinzipien und damit ohne systematische Beeinflussung entstehen können (Ophir und Weimann 2012: 32).

Da es sich bei einer parasozialen Beziehung um ein Rezeptionsphänomen handelt, wird sie für gewöhnlich auch auf Seiten der Rezipient:innen untersucht. Aufgrund mangelnder Ressourcen für Befragungen haben wir in dieser Arbeit einen kombinierten Ansatz aus Interaktions- und Inhaltsanalyse gewählt, für welche wir die Postings auf dem Instagram-Kanal von Seiler über einen Zeitraum von vier Monaten untersucht haben.

Wie Liebers und Schramm in ihrer Bestandsaufnahme über 250 Studien zur parasozialen Interaktionsforschung herausgearbeitet haben, ist die Inhaltsanalyse eine eher selten genutzte Methode für die Untersuchung parasozialer Phänomene, die nur in ungefähr einem Achtel aller Studien in diesem Bereich Anwendung findet (Liebers und Schramm 2017: 35). Gerade für die Analyse neuer Medienformate, insbesondere sozialer Medien, erfreut sie sich aber großer Beliebtheit (Frederick u.a. 2014; Lueck 2015; Kim u.a. 2015). Ein Grund für die häufige Anwendung in diesem Kontext ist, dass

die PSI [parasoziale Interaktion] oder PSB [parasoziale Beziehung] hier oftmals bereits verschriftlicht und zudem öffentlich zugänglich ist wie zum Beispiel bei Postings auf Fanseiten von Prominenten [...] oder bei Tweets (Liebers und Schramm 2017: 36).

Dadurch ist die Datenerhebung einfacher als bei klassischen Befragungen und kommt ohne Verzerrungseffekte aus, die durch Priming im Befragungsetting ausgelöst werden können.

6. Vorgehensweise und Herausforderungen

Für unsere Studie wurden alle Instagram-Postings auf dem Instagram-Kanal von Laura Malina Seiler aus dem Zeitraum vom 1.1.2021 bis 5.5.2021 untersucht. Die insgesamt 81 Postings setzten sich zusammen aus 40 (49% der Beiträge) IGTVs, also Videos von mehr als einer Minute Länge, 35 (43%) einfachen Bildposts, vier (5%) Galerien, also mehreren verbundenen Fotos, und zwei (2%) Videos von weniger als 60 Sekunden.

Zur Beantwortung unserer Frage war es zunächst wichtig, die Entstehung und Begünstigung parasozialer Phänomene auf dem Instagram-Kanal Seilers zu untersuchen. Eine parasoziale Beziehung (PSB) kann auch entstehen, ohne dass die Medienperson dies beabsichtigt, wenn eine gewisse Kontakthäufigkeit gegeben ist. Wahrscheinlicher wird sie allerdings, wenn diese Kontakte mit parasozialer Interaktion (PSI) verbunden sind. (Schweiger und Fahr 2013). Daher mussten wir in besonderem Ausmaß Faktoren identifizieren, die deren Entstehung Vorschub leisten. In einem nächsten Schritt war die Existenz von PSB nachzuweisen, bevor final untersucht werden konnte, ob die Rezeption von Werbung für Selbstoptimierungsinhalte durch PSB beeinflusst wird. Hierzu wurde jedes Posting auf visueller und sprachlicher Ebene analysiert. Zusätzlich wurde bei jedem Posting die Interaktion der Follower:innen untersucht, in dem die Anzahl der „Gefällt mir“-Angaben und der Kommentare als Interaktionsparameter erfasst wurden.

Die Inhaltsanalyse zielte insbesondere auf Faktoren ab, die PSI und PSB begünstigen. Auf der visuellen Ebene wurde daher erfasst, ob und wie Laura Malina Seiler selbst zu sehen ist und wie sich zur Kamera verhält (abgewandt/zugewandt, lächelnd/ernst, meditierend usw.). Untersuchungsgegenstand war jeweils entweder das Foto oder der Videoframe, das/der im Feed zu sehen ist. Ein häufiges Vorkommen von Frau Seiler selbst, direkte Blicke in die Kamera und freundliche Mimik, einladende Gestik usw. werden als PSB begünstigend angenommen, da sie den Schein einer Intimität aufbauen, die die Grundlage für das Entstehen einer PSB bildet (Horton und Wohl 1956: 217). Diese Analyse ist deshalb besonders wichtig, weil Instagram als visuelle Plattform stark von eben diesen ersten Eindrücken lebt. Eine hohe Präsenz an dieser prominenten Stelle ist deshalb wichtiger als Präsenz im späteren Verlauf einer Galerie, eines Videos oder im Text. Häufige Sichtbarkeit begünstigt die Entstehung von PSB.

Die Untersuchung der Sprache konzentrierte sich vor allem auf eine Analyse der Ansprache. Die Entstehung von PSB und PSI wird durch direkte Ansprache, persönliche Fragen und einen Intimität suggerierenden Sprachgebrauch begünstigt (Horton und Wohl 1956: 218). Entsprechend wurden alle analysierten Postings darauf untersucht, ob diese Elemente entweder im Post oder im Begleittext (Caption) zu finden waren.

Für die Interaktionsanalyse wurden die Postings in thematische, am Material gebildete Kategorien eingeteilt. Diese Kategorien dienen vor allem dazu, einen Analysemaßstab für die Interaktionsanalyse zu schaffen, damit der Vergleich des Follower-Engagements systematisch, aggregiert und nicht

nur anekdotisch erfasst werden kann. Anschließend wurde die Zahl der Gefällt-mir-Angaben (Likes) und der Kommentare unter jedem Beitrag erfasst.

Die gewählte Methodik bringt, wie jede wissenschaftliche Vorgehensweise, auch Probleme mit sich, die bei der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt werden sollten. So kann etwa die Intention hinter einer PSI durch die gewählte Erhebung nicht weiter untersucht werden, genauso wie der emotionale Stellenwert einer PSB für Rezipient:innen nicht zu ermitteln ist. Auch die Auswahl des Samples ist mit erheblichen Problemen behaftet, da die Auswertung nur Fälle berücksichtigt, in denen PSI stattfindet, nicht aber die Adressat:innen abgrenzt, bei denen keine parasozialen Phänomene auftreten. Zusätzlich kann nur die PSI untersucht werden, die öffentlich stattfindet oder zumindest öffentlich Ausdruck findet, während nicht-öffentliche Interaktion nicht erfasst wird.

Eine Einengung des Samples sähe sich mit der Herausforderung konfrontiert, dass Kriterien für die Aufnahme kaum überprüfbar sind und eine Repräsentativität der untersuchten Gruppe damit nicht gewährleistet werden kann. An die Stelle der Verzerrungseffekte durch die Befragung treten so systemische Verzerrungen in der Auswahl. Trotz dieser Einschränkungen erachten wir eine Inhalts- und Interaktionsanalyse als das richtige Mittel für unsere Arbeit, die weit gefasst ist und sich in erster Linie für das Vorliegen parasozialer Phänomene interessiert und nicht dezidiert nach ihrer Verteilung in der Grundgesamtheit oder Ausprägung bei individuellen Adressat:innen fragt.

Eine Inhaltsanalyse kann nur aufzeigen, ob und (wenn ja) in welchem Maße der Absender die Entstehung von PSI und PSB begünstigt; sie kann nicht nachweisen, ob diese Begünstigung auch intendiert ist. Da PSI und PSB aber im Wesentlichen unabhängig davon sind, ob die Person sie beabsichtigt oder nicht, stellt diese Frage in der Regel kein Problem dar. Für die Untersuchung von PSB als Marketinginstrument spielt die Frage nach der Intentionalität allerdings eine große Rolle – im vorliegenden Fall gehen wir davon aus, dass Intentionalität vorliegt, da Seiler über eine Ausbildung und berufliche Erfahrung im Bereich Medien und PR verfügt (Seifert 2018).

Die begleitende Interaktionsanalyse schafft die Möglichkeit, den Erfolg dieser Inhaltsstrategien zu prüfen, indem Äußerungen qualitativ und Interaktionen quantitativ erfasst und analysiert werden. Die Öffentlichkeit dieser Äußerungen und die Funktionslogiken sozialer Medien sind hierbei verzerrende Faktoren, die es bei der Interpretation der Ergebnisse im Hinterkopf zu behalten gilt – manch ein:e Adressat:in könnte durch die Öffentlichkeit von PSI abgehalten werden, obwohl eigentlich eine PSB besteht.

7. Ergebnisse der Inhaltsanalyse

7.1 Visuelle Analyse

Die Auswertung der Postings auf visueller Ebene ergab eine starke Dominanz Seilers in allen Formen von Inhalten, egal ob es sich um Videos oder

Fotobeiträge handelte. Auf 78% der Feed-Kacheln ist sie selbst zu sehen, davon auf 81% lächelnd (63% aller Postings) und auf 63% direkt in die Kamera blickend (49% von allen Postings). Davon ausgehend, dass all diese Faktoren die Entstehung von PSB begünstigen, indem sie Zugewandtheit, Interesse und Offenheit suggerieren, gehen wir davon aus, dass die auf den ersten Blick erfassbaren Inhalte Seilers starke Anknüpfungspunkte für die Entstehung von PSB bei ihren Follower:innen bieten.

7.2 Sprachliche Analyse

97% aller Begleittexte endeten mit den Worten „Deine Laura“ oder auch „In Liebe, deine Laura“. In 95% der Beiträge wurde neben dieser persönlichen Verabschiedungsformel auch im Rest des Textes eine direkte Ansprache verwendet, die Adressat:innen wurden dabei grundsätzlich geduzt. 49% der Texte enthielten darüber hinaus persönliche Fragen wie „Wenn du selbst deine beste Freundin oder dein bester Freund wärst, was würdest du dir dann heute sagen?“ (Seiler 2021b: 02.02.2021), „Was sind deine Träume?“ (Seiler 2021b: 08.03.2021) oder „Was hält dich vielleicht noch davon ab, deine Spiritualität zu entdecken?“ (Seiler 2021b: 28.04.2021). Auch auf der sprachlichen Ebene begünstigen die Inhalte Seilers also die Entstehung von PSB, indem der Anschein von Intimität hergestellt wird. Prämisse 1 ist damit als gegeben zu betrachten.

8. Ergebnisse der thematischen Interaktionsanalyse

Um die erfassten Interaktionsparameter kontextualisieren zu können, wurden am Material Kategorien gebildet, die die Beiträge nach ihrem Inhalt gruppieren. Es ergaben sich die Kategorien

1. Content („C“) – 25 Postings (31% aller Postings), mit allen Inhalten, die auf die Vermittlung von Selbstoptimierungspraktiken abzielen. Ginge man, dem Uses-and-Gratifications-Ansatz (Katz und Foulkes 1962) folgend, davon aus, dass Seilers Follower:innen ihre Postings aufgrund dieser Inhalte konsumieren, um sich mithilfe der vermittelten Inhalte selbst zu optimieren (und PSB ergo keine Rolle im Rezeptionsverhalten spielte), wäre zu erwarten, dass die Interaktionsanalyse bei den Postings dieser Kategorie überdurchschnittlich hohes (im Vergleich zu anderen Postings auf Seilers Kanal) Engagement anzeigt.
2. Werbung („W“) – 32 Postings (40% aller Posting), mit allen Inhalten, die primär Seilers kostenpflichtige Onlinekurse, ihr Magazin oder ihren Podcast bewerben. Außerdem Postings, in denen andere Persönlichkeiten aus ihrem Netzwerk und deren Produkte vorgestellt werden.
3. Privates („P“) – 4 Postings (5% aller Posting), mit allen Inhalten, die lediglich Seilers Privatleben zeigen und keinen darüberhinausge-

henden Inhalt haben. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Inhalte eine besonders große Rolle spielen, da sie durch die gewährten Einblicke die Entstehung und Festigung von PSB besonders stark begünstigen.

4. Content und Werbung („CW“) – 20 Postings (25% aller Posting), eine Mischkategorie, die Postings fasst, in denen Selbstoptimierungspraktiken und -inhalte vermittelt werden, die gleichzeitig mit einem Verweis auf die weiteren Produkte Laura Malina Seilers verknüpft oder mit Kaufaufrufen gekoppelt werden.

Die ebenfalls denkbaren Mischkategorien Content und Privates („CP“) und Privates und Werbung („PW“) kamen im Untersuchungszeitraum nicht vor, es ist jedoch nicht auszuschließen, dass sie in anderen Zeiträumen eine Rolle gespielt haben. Generell ist durch die PSB-begünstigenden Merkmale der Postings von Seiler eine gewisse Verquickung von Privatem und Content immer gegeben, bei den untersuchten Inhalten lag diese jedoch immer nur implizit oder lediglich angedeutet vor – eine starke und explizite Verknüpfung war nicht zu beobachten.

Diese Kategorien waren jedoch nur ein Zwischenschritt, um die Interaktionsanalyse fruchtbar machen zu können. Bauen ihre Follower:innen eine PSB zur Laura Malina Seiler auf? Diese erste Frage ist zu klären, um unsere Ursprungsfrage zu beantworten. Nachdem die Inhaltsanalyse klar zeigen konnte, dass die Machart ihrer Postings auf allen Ebenen die Entstehung von PSB klar begünstigt, musste nun die Interaktionsanalyse die Rezipient:innenseite in den Fokus rücken, um eventuelle Effekte nachzuweisen.

Zunächst fällt die Verteilung der Kategorien auf. So zählt mit nur 5% der untersuchten Beiträge der kleinste Teil der Posts von Laura Malina Seiler zur Kategorie „Privates“, während 40% der Beiträge Werbeposts sind. Auch wenn diese Zahlen unsere These auf den ersten Blick schwächen, zeichnet der Blick auf die Engagement-Raten ein ganz anderes Bild: Die privaten Posts erreichen ein signifikant höheres Community-Engagement als alle anderen Beiträge und erzielen mit nur 5% der Posts 20% der Likes und sogar 25% der Kommentare. Im Vergleich zum Durchschnittswert aller anderen Inhaltskategorien liegt der Durchschnittswert der privaten Posts bei 482% der regulären Likes und 630% der regulären Kommentare.

Diese Befunde zeigen, dass zumindest ein Teil ihrer Follower:innen eine parasoziale Beziehung zu Laura Malina Seiler entwickelt hat, die sich in der Reaktion auf private Postings äußert, in denen Seiler ihre Adressat:innen an ihrem Privatleben teilhaben lässt. Prämisse 2 ist damit ebenfalls bestätigt.

Für unsere Vermutung, dass parasoziale Beziehung und Interaktion in der Vermarktung von Selbstoptimierungspraktiken eine zentrale Rolle spielen, sind diese Befunde allerdings noch nicht ausreichend aussagekräftig. Von besonderem Interesse waren für uns daher die Posts der Kategorie C. Hier kamen neben Seiler auch immer wieder Dritte zu Wort, die ähnliche oder verwandte Inhalte behandelten. Wenn PSB tatsächlich eine Rolle für

die Vermarktung von Selbstoptimierungsinhalten spielt, sind deutliche Unterschiede in den Engagement-Raten zwischen Posts mit Seiler als Protagonistin und solchen mit externen Protagonist:innen zu erwarten.

Tab. 1. Befunde der thematischen Interaktionsanalyse.

Kategorie	Ø Likes/Post	Anteil an Gesamt-likes	Kategorie	Ø Kommentare/Post	Anteil an Gesamt-kommen-taren
Gesamt	7.078	100%	Gesamt	264	100%
C, W und CW	5.955	80%	C, W und CW	210	75%
C	9.366	41%	C	267	31%
W	4.719	26%	W	194	29%
P	28.700	20%	P	1.321	25%
CW	3.668	13%	CW	162	15%

Von den 25 Postings der Kategorie C handelte es sich bei 17 um solche, in denen Seiler Protagonistin war. In acht Beiträgen nahmen Personen aus ihrem Umfeld die Protagonist:innenrolle ein. Da alle Inhalte zumindest thematisch ähnlich sind, dürfte bei einer über Uses-Grats (Katz und Foulkes 1962) erklärten Nutzung kein Unterschied in den Engagement-Raten festzustellen sein. Der Vergleich zwischen diesen Postings zeigt allerdings deutlich, welchen Einfluss Seilers Präsenz hat: Inhalte in derselben Kategorie, die sich lediglich durch ihre persönliche Präsenz unterscheiden, werden vom Publikum höchst unterschiedlich angenommen. Während die Postings der Kategorie C im Gesamtschnitt 9366 Likes und 267 Kommentare pro Beitrag haben, erreichen diejenigen mit Seiler als Protagonistin im Schnitt 10574 Likes (+13% im Vergleich zum Durchschnitt) und 323 Kommentare (+21%). Postings mit externen Protagonist:innen erreichen dem gegenüber nur durchschnittlich 6800 Likes (-27%) und 149 Kommentare (-44%) pro Beitrag. Im direkten Vergleich erreichen Beiträge, in denen Selbstoptimierungsinhalte von anderen Personen als Laura Malina Seiler vermittelt werden, nur 64% der Likes und 46% der Kommentare der Beiträge, in denen Laura Malina Seiler solche Inhalte vermittelt. Die Präsenz ihrer Person macht also einen messbaren Unterschied aus, den wir auf Basis der vorangegangenen Inhaltsanalysen auf die Existenz und Bedeutung parasozialer Phänomene zurückführen.

9. Fazit

In diesem Beitrag haben wir untersucht, ob parasoziale Phänomene auf dem Instagram-Kanal Laura Malina Seilers eine Rolle bei der Vermarktung

von Selbstoptimierungspraktiken spielen. In einer Inhaltsanalyse konnten wir zunächst zeigen, dass ihre Inhalte in starkem Maß die Entstehung von parasozialer Beziehung befördern – ihre visuelle Omnipräsenz, die sprachlich und visuell suggerierte Zugewandtheit und Intimität sind Faktoren, die seit Beginn der Forschung zu parasozialen Phänomenen bekannt und untersucht sind und deren Wirkung unbestritten ist.

Wenig überraschend zeigte die nachgelagerte Interaktionsanalyse, dass das Rezeptionsverhalten ihrer Follower:innen auf starke parasoziale Beziehungen hindeutet. Private Postings, die nichts mit ihren Produkten und regulären Inhalten zu tun haben, wurden deutlich intensiver rezipiert, während reine Werbeinhalte unterdurchschnittlich gut angenommen wurden.

Am wichtigsten zur Beantwortung unserer Ausgangsfrage war ein Blick auf die Beiträge, in denen Selbstoptimierungspraktiken vermittelt werden. Es zeigte sich, dass diese Beiträge überdurchschnittlich intensiv rezipiert werden, wenn Seiler persönlich die Selbstoptimierungsinhalte vorstellt, während die Vorstellung durch Dritte unterdurchschnittliche Engagement-Raten zur Folge hatte. Wir beantworten unsere Forschungsfrage daher wie folgt: Laura Malina Seiler setzt in den Beiträgen auf ihrem Instagram-Kanal erfolgreich Techniken ein, die die Entstehung parasozialer Bindungen befördern. Diese Bindungen haben einen deutlichen Einfluss darauf, wie sich ihre Rezipient:innen zu Seilers Selbstoptimierungsinhalten verhalten und tragen in dieser Weise zum Erfolg ihres Instagram-Marketings bei.

Literatur

- Binkley, Sam (2014). *Happiness as Enterprise. An Essay on Neoliberal Life*. New York: State University of New York Press.
- Bröckling, Ulrich (2002). Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. *Leviathan* 30, 2, 175–194.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasman, Thomas Lemke (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart : Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Döring, Nicola (2013). Wie Medienpersonen Emotionen und Selbstkonzept der Mediennutzer beeinflussen. In: Wolfgang Schweiger und Andreas Fahr (eds.). *Handbuch Medienwirkungsforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 295–310.
- Duden online (2012). Optimieren. *DUDEN*. URL: <https://www.duden.de/node/154977/revision/155013> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2021). Optimum, das. *DWDS*. URL: <https://www.dwds.de/wb/Optimum> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Elberfeld, Jens (2014). Heilung der Psyche, Optimierung des Selbst. Diskursiver Wandel in den Psy-Disciplines. Der Fall der Familientherapie (1940–2000). In: Anna Sieben, Katja Sabisch und Jürgen Straub (eds.). *Menschen machen. Die hellen und die dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme*. Bielefeld: transcript, 169–210.

- Elias, Norbert (1981/1982). *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und Psychogenetische Untersuchungen*. 8. Auflage. 2 Bände Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Felden, Heide von (2019). *Selbstoptimierung und Ambivalenz. Gesellschaftliche Appelle und ambivalente Rezeptionen*. Wiesbaden: Springer.
- Fenner, Dagmar (2019). *Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss*. Weinheim: Beltz.
- Foucault, Michel (1977). *Discipline and Punish: The Birth of the Prison*. New York: Vintage Books.
- Frederick, Evan, Choong Hoon Lim, Galen Clavio, Paul M. Pedersen und Lauren M. Burch (2014). Choosing between the one-way or two-way street. *Communication & Sport* 2, 1, 80–99.
- Hartmann, Tilo und Charlotte Goldhoorn (2011). Horton and Wohl revisited. Exploring viewers' experience of parasocial interaction. *Journal of Communication* 61, 6, 1104–1121.
- Held, Fabian (2021). Influencer Marketing ist nicht nur Instagram. In: Marlis Jahnke (ed.). *Influencer Marketing: Für Unternehmen und Influencer*. Wiesbaden: Springer Gabler, 75–94.
- Horton, Donald und R. Richard Wohl (1956). Mass communication and para-social interaction. Observations on intimacy at a distance. *Psychiatry* 19, 3, 215–229.
- Jahnke, Marlis (2021). *Influencer Marketing. Für Unternehmen und Influencer: Strategien, Erfolgsfaktoren, Instrumente, rechtlicher Rahmen. Mit vielen Beispielen*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Jörissen, Benjamin und Jörg Zirfas (2010). *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Katz, Elihu und David Foulkes (1962). On the use of the mass media as 'escape' – Clarification of a concept. *Public Opinion Quarterly* 26, 377–388.
- Kim, Hyojin, Eunju Ko und Juran Kim (2015). SNS users' para-social relationships with celebrities: Social media effects on purchase intentions. *Journal of Global Scholars of Marketing Science* 25, 3, 279–294.
- Leißner, Laura, Paula Stehr, Patrick Rössler, Esther Döringer, Melissa Morsbach und Linda Simon (2014). Parasoziale Meinungsführerschaft. *Publizistik* 59, 3, 247–267.
- Leite, Fernanda Polli und Paulo De Paula Baptista (2021). The effects of social media influencers' self-disclosure on behavioral intentions: The role of source credibility, parasocial relationships, and brand trust. *Journal of Marketing Theory and Practice* 30, 3, 1–17.
- Liebers, Nicole und Holger Schramm (2017). *60 Jahre Forschung zu parasozialen Interaktionen und Beziehungen. Steckbriefe von 250 Studien*. Baden-Baden: Nomos.
- Lueck, Jennifer Anette (2015). Friend-zone with benefits. The parasocial advertising of Kim Kardashian. *Journal of Marketing Communications* 21, 2, 91–109.
- Lux, Torben (2019). Von Tim Bendzko's PR-Managerin zur Coach-Koryphäe, Podcasterin und Bestseller-Autorin. *Online Marketing Rockstars-Konferenz*. URL: <https://omr.com/de/podcast-laura-malina-seiler/> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Mead, George Herbert (1934). *Mind Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Edited by Charles W. Morris. Chicago, IL: University of Chicago.
- Ophir, Yotam, Gabriel Weimann (2012). From terrorist to persona: Para-social interaction and the ETA website. *Perspectives on Terrorism* 6, 1, 23–35.

- Reinikainen, Hanna, Juha Munnukka, Devdeep Maity und Vilma Luoma-aho (2020). 'You really are a great big sister' – parasocial relationships, credibility, and the moderating role of audience comments in influencer marketing. *Journal of Marketing Management* 36, 3–4, 279–298.
- Schulz, Eva (2020). Laura Malina Seiler, ist Spiritualität die neue Religion? Deutschland3000 – 'ne gute Stunde mit Eva Schulz. *ARD*. URL: <https://beta.ardaudiothek.de/episode/deutschland3000-ne-gute-stunde-mit-eva-schulz/laura-malina-seiler-ist-spiritualitaet-die-neue-religion/funk/78275068> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Schweiger, Wolfgang und Andreas Fahr (eds.) (2013). *Handbuch Medienwirkungsfor-*
schung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Seifert, Leonie (2018). Laura Malina Seiler: „Ich habe seit drei Jahren keinen Urlaub mehr gemacht“. *ZEIT ONLINE*. URL: <https://www.zeit.de/arbeit/2018-06/laura-malina-seiler-coach-frisch-an-die-arbeit> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Seiler, Laura Malina (2021a). *Laura Malina Seiler* [Webseite]. URL: <https://lauraseiler.com> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].
- Seiler, Laura Malina [LauraMalinaSeiler] (2021b). *Laura Malina Seiler* [Instagramaccount]. URL: <https://www.instagram.com/lauramalinaseiler/> [Letzter Zugriff am 7.9.2022].

Sophia Carrara
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Medienwissenschaft
Wilhelmstraße 50
72074 Tübingen
Deutschland
E-Mail, in Vertretung: klaus.sachs-hombach@uni-tuebingen.de

Benedikt Matt
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Medienwissenschaft
Wilhelmstraße 50
72074 Tübingen
Deutschland
E-Mail, in Vertretung: klaus.sachs-hombach@uni-tuebingen.de

(Selbst-)Optimierung in der Erwachsenenbildung. Bildungsfragen im Horizont des Lebenslangen Lernens

Carolyn Alexander, Hochschule Magdeburg-Stendal und Malte Ebner von Eschenbach, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Summary. This article examines the use of the terms “optimization” and “self-optimization” in the sub-discipline of adult education. Even if “optimization” and “self-optimization” are not genuinely categories of adult education science, discursive uses can be observed that refer primarily to an affirmative signification in educational economics. A special feature is the discourse of self-optimization, within which the concept of self-optimization has become a cipher of critical confrontation with the appropriations of the economics of education. Through the discourse of self-optimization, references to critical educational thinking are negotiated – more or less openly – which need to be explained and strengthened through categorical confrontations. Therefore, this article asks what function the discourses of (self-)optimization take on and to what extent do they close off or open up questions about education within adult education studies debates? The leitmotif of the article is to trace the potential of renewal of the educational discussion within adult education in the discourses on self-optimization.

Keywords. Optimization, self-optimization, adult education, lifelong learning, education, problematization, perfectibility

Zusammenfassung. Im Beitrag wird der Begriffseinsatz von „Optimierung“ und „Selbstoptimierung“ in der erziehungswissenschaftlichen Teildisziplin Erwachsenenbildung beleuchtet. Selbst wenn „Optimierung“ und „Selbstoptimierung“ begrifflich keine genuin erwachsenenbildungswissenschaftlichen Kategorien darstellen, sind gleichwohl diskursive Einsätze zu vernehmen, die vornehmlich auf eine bildungsökonomische affirmative Signifizierung verweisen. Eine Besonderheit stellt dabei der Selbstoptimierungsdiskurs dar, innerhalb dessen der Begriff der Selbstoptimierung zu einer Chiffre kritischer Auseinandersetzung mit den bildungsökonomischen Vereinnahmungen avanciert. Über die Selbstoptimierungsdiskurse werden – mehr oder weniger offen – Bezüge zum kritischen Bildungsdenken mitverhandelt, die es durch kategoriale Auseinandersetzungen zu explizieren und zu stärken gilt. Daher wird sich im Beitrag die Frage gestellt, wel-

che Funktion die Diskurse um (Selbst-)Optimierung übernehmen und inwiefern diese innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen Fragen zu Bildung verschließen oder eben auch eröffnen. Das Potential der Erneuerung der Bildungsdiskussion innerhalb der Erwachsenenbildung in den Diskursen zur Selbstoptimierung aufzuspüren, begründet das Leitmotiv des Beitrags.

Schlüsselwörter. Optimierung, Selbstoptimierung, Erwachsenenbildung, Lebenslanges Lernen, Bildung, Problematisierung, Perfektibilität

1. Einleitende Vorbemerkungen

Dass ein Fokus auf Optimierung in den Teildisziplinen der Erziehungswissenschaft seit längerer Zeit zu vernehmen ist (Krekel und Seusing 1999; Mayer u.a. 2013; von Felden 2020), hatte bislang nicht zur Folge einen Wirkungsgrad zu erreichen, der zu einer breiteren Rezeption in den Sozial- und Kulturwissenschaften geführt hätte. Es ist anzunehmen, dass der im Jahr 2020 anberaumte Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) in Köln mit dem Kongressthema „Optimierung“, auch wenn die Veranstaltung aufgrund der Covid-19-Pandemie ersatzlos ausfallen musste, nunmehr jenen Impuls setzte, der zur verstärkten Wahrnehmung erziehungswissenschaftlicher Verhandlungen von Optimierung und Selbstoptimierung beitrug. Zumindest zeigen die erziehungswissenschaftlichen Veröffentlichungen, dass sie in der Lage sind, eine Vielzahl an Beiträgen zum Phänomen der (Selbst)Optimierung beizusteuern (Zeitschrift für Pädagogik 2020; Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 2020; Zeitschrift psychosozial 2021; Terhart u.a. 2021; Eulenburg 2022; Ebner von Eschenbach u.a. 2023). Im Horizont der Optimierungsdiskurse zeichnet sich im erziehungswissenschaftlichen Kontext ab, dass vor allem der Begriff der „Selbstoptimierung“ eine relevante Rolle spielt, werden über ihn – mehr oder weniger offen – Bezüge zum Bildungsdiskurs mitverhandelt. Man könnte meinen, hier zeigt sich ein für die Erziehungswissenschaft und insbesondere für die Erwachsenenbildung bekanntes Muster:

Auf der einen Seite vergeht kaum ein Tag, an dem in öffentlichen Debatten nicht auf die immense Bedeutung von ‚Bildung‘ hingewiesen wird. Gegenwärtig erscheint kaum etwas bedeutsamer als ‚Bildung‘ – und das ein Leben lang. [...] Auf der anderen Seite spielt die Erwachsenenbildungswissenschaft [...] bei weitem nicht die Rolle, die angesichts der offiziellen Wertschätzung des ‚Lebenslangen Lernens in der Wissensgesellschaft‘ erwartbar wäre (Klingovsky 2019: 6f.).

Klingovsky spricht in diesem Zuge von einer „Omnipräsenz des Bildungsgeredes“ (Klingovsky 2019: 7), die vor lauter Worten eine differenzierende Debatte zum Bildungsbegriff verunmögliche und kategorial stilllege. In historiografischer Perspektive zeigt sich dieser Befund für die Erwachsenen-

bildung seit den 1960er Jahren in ähnlicher Weise (Röhrig 1989). Semantisch verschob sich die Bildungsdiskussion damals weg vom Bildungsbegriff – auch wenn er weiterhin in den Begriffen „Erwachsenenbildung“ und „Weiterbildung“ anklang – hin zu Begriffen wie „Lernen“, „Sozialisation“, „Qualifikation“ und „Kompetenz“ (Pongratz 2010). Auch wenn diese Begriffe eine Diskurshoheit in der Erwachsenenbildungswissenschaft errungen haben, bedeutete das nicht, dass der Bildungsbegriff gar keine epistemische Rolle mehr spielte, gleichwohl aber erschweren die „neuen“ Semantiken, sich Bildung kategorial zuzuwenden. Insbesondere mit dem Aufstieg des sogenannten „Lebenslangen Lernens“ seit der Jahrtausendwende (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2000) verschwindet die Bildungsvokabel zusehends und befördert leise ihre Dethematisierung einerseits und verwischt langsam ihre traditionsreichen Wurzeln zum Bildungsdenken andererseits. Vor diesem Hintergrund vermag „Selbstoptimierung“ – wie früher Lernen oder Kompetenz – als neue Semantik aufgefasst werden, die sich, ohne es sichtbar zu machen, zum Bildungsdiskurs positioniert. Um nicht für die Fortführung eines alltäglichen Bildungsgeredes zu stehen, wäre eine Öffnung des Optimierungsbegriffs, insbesondere der Selbstoptimierung, gegenüber kategorialen Auseinandersetzungen mit Bildungsfragen anzustreben.

Im Folgenden konzentrieren wir uns im Horizont der skizzierten Ausgangslage auf die Diskurse zur Optimierung und Selbstoptimierung in der erziehungswissenschaftlichen Teildisziplin Erwachsenenbildung, um der Frage nachzugehen, welche Funktion die Diskurse übernehmen und inwiefern diese innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen Fragen zu Bildung verschließen (oder gar zu eröffnen) vermögen. Um dem nachzugehen, wird zunächst in Abschnitt 2 der erwachsenenbildungswissenschaftliche Begriffseinsatz von Optimierung nachgezeichnet. Dabei kann herausgestellt werden, dass, auch wenn Optimierung keine genuin erwachsenenbildungswissenschaftliche Kategorie darstellt, Begriffseinsätze zu verzeichnen sind, die vornehmlich auf eine bildungsökonomische affirmative Signifizierung verweisen. Eine Besonderheit stellt hingegen der Selbstoptimierungsdiskurs dar, innerhalb dessen der Begriff der „Selbstoptimierung“ zu einer Chiffre kritischer Auseinandersetzungen eben solcher bildungsökonomischer Vereinnahmungen avanciert (Abschnitt 3). Durch die Sondierung der Diskurse werden die Hintergrundannahmen, die in die jeweiligen Begriffsverwendungen eingeflossen sind, nicht nur sichtbar, sondern zugleich thematisch und dadurch problematisierbar. Vor dem Hintergrund semantischer Verschiebungen innerhalb gesellschaftsstruktureller Wandlungsprozesse, wird in Abschnitt 4 der Begriffseinsatz der Selbstoptimierung als Diskursimpuls verstanden, der das Potential einer Erneuerung der Bildungsdiskussion in der Erwachsenenbildung beherbergt (Abschnitt 5).

2. Zu den begrifflichen Einsätzen von Optimierung in Diskursen der Erwachsenenbildungswissenschaft

Zunächst werden wir herausstellen, innerhalb welcher erwachsenenbildungswissenschaftlicher Diskurse und auf welchen Ebenen der Begriff Optimierung Verwendung findet. Wie bereits hinführend angemerkt, erweist sich Optimierung als keine genuin erwachsenenbildungswissenschaftliche Kategorie (Alexander 2021). Erst mit dem DGfE-Kongress 2020 nimmt sich auch die Erwachsenenbildungswissenschaft verstärkt dem Thema an. Einschlägige Veröffentlichungen zu Optimierung verdichten sich in dieser Zeit: Zu nennen seien hier beispielsweise das Heftthema *Optimierung durch Erwachsenenbildung – Optimierung der Erwachsenenbildung der Hessischen Blätter für Volksbildung* (2021), das *Internationale Jahrbuch der Erwachsenenbildung* (2021) mit dem Titel *Optimierung in der Weiterbildung* oder das Sonderheft der *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung* mit dem Titel *Problematisierung statt Optimierung* (Ebner von Eschenbach u.a. 2023). Selbst wenn Optimierung nicht zum erwachsenenbildungswissenschaftlichen Begriffsinventar gehört, finden sich auch außerhalb der verdichteten Auseinandersetzungen in Folge des Kongresses Ansätze, die mit gewissen Anforderungen einer, wie auch immer terminierten, Optimierung befasst sind. Wolfgang Seitter stellt allgemein heraus, dass Erwachsenenbildungswissenschaft dabei zum „Medium der Optimierung durch Bildung“ (Seitter 2021: 6) werden kann: beispielsweise im Sinne einer gesellschaftsbezogenen bildungspolitischen Zielsetzung, in der Lebenslanges Lernen zum Grundprinzip einer wissensorientierten Wirtschaft und Gesellschaft avanciert. Dabei unterliegt die Erwachsenenbildungswissenschaft einer nicht zu unterschätzenden Verantwortung: Im *Memorandum über Lebenslanges Lernen* der Europäischen Kommission aus dem Jahr 2000 wird dazu festgestellt, dass

Lebenslanges Lernen nicht mehr bloß ein Aspekt von Bildung und Berufsbildung (ist), vielmehr muss es zum Grundprinzip werden, an dem sich Angebot und Nachfrage in sämtlichen Lernkontexten aus[zu]richten (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2000: 3)

haben und – neben vielen anderen Zielen – „zwei gleichermaßen wichtige Ziele“ (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2000: 6) beinhalte: „Förderung der aktiven Staatsbürgerschaft und Förderung der Beschäftigungsfähigkeit“ (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2000: 6). In einer anschließenden Mitteilung der Europäischen Kommission mit dem Titel *Ein europäischer Raum des lebenslangen Lernens* (Europäische Kommission, Generaldirektion Beschäftigung, Soziales und Integration, Generaldirektion Bildung, Jugend, Sport und Kultur 2002) wird die bildungspolitische Programmatik des Lebenslangen Lernens folgendermaßen definiert: Lebenslanges Lernen meint

alles Lernen während des gesamten Lebens, das der Verbesserung von Wissen, Qualifikationen und Kompetenzen dient und im Rahmen einer persönlichen, bürgergesellschaftlichen, sozialen bzw. beschäftigungsbezogenen Perspektive erfolgt (Europäische Kommission, Generaldirektion Beschäftigung, Soziales und Integration, Generaldirektion Bildung, Jugend, Sport und Kultur 2002: 17; siehe kritisch zum Beispiel Dohmen 2002).

Erwachsenenbildung kann aber auch selbst zum Gegenstand von Optimierungsbemühungen werden, die einerseits die Entwicklung ihrer Disziplin betreffen, andererseits ihre Einrichtungen oder ihr Personal innerhalb ihrer Bildungsarbeit (beispielsweise im Kontext der Optimierung von Weiterbildungseinrichtungen und -organisationen (von Hippel u.a. 2008; Seitter 2021: 6)). Wie auch immer sich die Verhandlungen zu Optimierung in der Erwachsenenbildungswissenschaft darstellen, sich ihrer zu entziehen, ist dabei anscheinend keine Option (Schemmann 2021: 7).

Obgleich in der Erwachsenenbildungswissenschaft eine systematische Auseinandersetzung auf kategorialer Ebene weitgehend ausgeblieben ist (Alexander 2021), können doch Begriffseinsätze herausgestellt werden, in denen der Begriff „Optimierung“ explizit und implizit gebraucht wird. Dabei kommen mit den unterschiedlichen Einsätzen je differente Bedeutungen zum Ausdruck. Im Zuge eines systematisierenden Vorschlags rücken vor allem zwei Einsätze in den Vordergrund, in denen Optimierung verhandelt wird: (i) zum einen innerhalb bildungsökonomischer Auseinandersetzungen und (ii) zum anderen als Selbstoptimierung in einer kritischen Bezugnahme zum Konzept des Lebenslangen Lernens.

2.1 Bildungsökonomische Auseinandersetzungen

Der Begriff „optimieren“ findet innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Diskurse einerseits im Zusammenhang mit bildungsökonomischen Auseinandersetzungen Berücksichtigung: „Normatives Grundkonzept der Bildungsökonomie ist die Rationalitätsanforderung, mit knappen Ressourcen zu wirtschaften und die Mittelvergabe zu optimieren“ (Weiß 2011: 367). Optimieren bezieht sich dann auf die Steuerung des Bildungswesens unter Effizienzgesichtspunkten. Unter dem Schirm eines New Public Management versammeln sich Konzepte, wie beispielsweise Qualitätsmanagement, die den mithilfe marktanaloger und nachfrageorientierter Instrumente erreichten Outcome von Bildungsprozessen in den Mittelpunkt stellen (Weiß 2011: 367). Auch wenn in diesem Zusammenhang der Begriff der „Optimierung“ nicht systematisch angewendet wird, lassen sich Bereiche in der Erwachsenenbildungswissenschaft ausfindig machen, die eine manageriale Perspektive einnehmen: Weiterbildungs- oder Qualitätsmanagement (Meisel und Sgodda 2018), Management als Tätigkeitsbereich in der Weiterbildung (Gieseke 2018), Milieumarketing (Tippelt u.a. 2008), betriebliche Weiterbildung unter dem Aspekt von Bildungscontrolling (Krekel und Seusing 1999)

und Kompetenzmanagement (in der beruflichen Weiterbildung) (Knackstedt u.a. 2020). In der wissenschaftlichen Weiterbildung finden sich eher implizit Ausführungen zu einer managerialen Begriffsverwendung im Kontext von Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement (Maschwitz und Broens 2020; Hanft 2014) und explizit im Kontext von Matching-Prozessen: „Wissenschaftliche Weiterbildung zwischen Implementierung und Optimierung“ (Seitter u.a. 2018). Optimierung wird hier u.a. im Sinne von ‚Passung oder Matching‘, ‚Vereinbarkeit‘, ‚Verbesserung‘ und ‚Nutzen von Potentialen‘ verstanden. Prinzipiell geht es darum, „zentrale Gelingensbedingungen der Angebotsgestaltung zu erforschen und entsprechende Optimierungspotentiale abzuleiten“ (Seitter u.a. 2018: 2). Innerhalb jüngst erschienener erwachsenenbildungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen findet der Begriff „Optimierung“ ebenso als Ausdruck von ‚Passungsfähigkeit im Kontext von Qualifizierung‘ Verwendung, einmal bezogen auf das Erwachsenenbildungspersonal (Siegmond 2021) und andererseits bezogen auf die Kompetenzentwicklung von Teilnehmenden und die „Verbesserung von Leistungsfähigkeiten“ ihrer Organisationen (Rosenow-Gerhard 2021).

2.2 Selbstoptimierung in einer kritischen Bezugnahme zum Konzept des Lebenslangen Lernens

Innerhalb eher kritischer Aushandlungen im Kontext gesellschaftsstruktureller Wandlungsprozesse kommt andererseits der Begriff der „Selbstoptimierung“ zum Einsatz. Unter der Berücksichtigung gesellschaftlicher Transformationsprozesse, wie zum Beispiel politische Gestaltwandelungsprozesse, demografischer Wandel und Strukturwandel der Arbeit, erhöhen sich die Flexibilisierungsanforderungen an Einzelne (Schäffter 2015). Die gesellschaftlichen Strukturveränderungen und der damit einhergehende expandierende Möglichkeitsraum (Zunahme von Optionen und Optionsvielfalt) steigert zum einen die Teilhabemöglichkeit, kann jedoch auch zu Orientierungsverlust, Ungewissheit oder Unbestimmtheit führen. Auch wenn Antworten und Reaktionsweisen auf die Zunahme und Kontingenzsteigerung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Erwachsenenbildung different ausfallen, so herrscht Einigkeit darüber, dass deren Diskussion sich im Horizont des sogenannten Lebenslangen Lernens aufspannt. So erweist sich in diesem Zusammenhang das Lebenslange Lernen

einerseits als Ausdruck einer zunehmenden Subjektorientierung von Bildungsprogrammen (und Bildungsprozessen) [...] [und] zugleich [als] eine Anpassung an die subjektivierende Rationalität postfordistischer Arbeitsverhältnisse (Klingovsky 2013: 3).

Der Begriff „Optimierung“ wird unter dem Aspekt der Selbstoptimierung zu einer Chiffre für kritische Auseinandersetzungen mit den gesellschafts- und bildungspolitischen Anforderungen im Zuge des Lebenslangen Lernens.

Dabei gibt es in der Erwachsenenbildungswissenschaft unterschiedliche Herangehensweisen, den Begriff der „Selbstoptimierung“ in den Blick zu nehmen: Beispielsweise wird unter der Kategorie ‚Lernweltforschung‘ Lebenslanges Lernen zum Steuerungsinstrument der eigenen Selbstoptimierung, derer Apelle zur steten Flexibilität, Eigenverantwortung und kontinuierlichen Lernbereitschaft zugrunde gelegt werden (von Felden 2020). In dieser Perspektive geraten vornehmlich Lern- und Bildungsprozesse im bildungsbiografischen Kontext in den Blick. Im Zuge der „Subjektivierung von Arbeit“ wird Selbstoptimierung weiterhin als kritisch zu betrachtende Facette der Selbstkompetenz (zwischen Optimierung und Widerständigkeit) dargestellt (Lerch 2016). Der Begriff der „Selbstoptimierung“ wird in den hier benannten Ansätzen vornehmlich unter dem Aspekt bzw. der Herausforderung einer Vereinseitigung kritisch diskutiert. Selbstoptimierung setzt in einem neoliberalen Gesellschaftssystem auf eine Selbststeigerung bzw. Selbstverbesserung (von Felden 2020: 5). Innerhalb diskurs- und machttheoretischer Erwachsenenbildungsforschung wird weiterhin „die Konstruktion des modernen, lebenslang lernenden Individuums“ kritisch untersucht (Wrana 2012: 111). Dabei werden im Zuge von Gouvernementalitätsstudien Zusammenhänge von Fremd- und Selbstführungen problematisiert (Rothe 2011). Ohne explizit auf den Begriff der „(Selbst)Optimierung“ zu verweisen, lassen sich weitere Untersuchungen heranziehen, die sich mit derlei Fragestellungen kritisch auseinandersetzen: beispielsweise in der Biografieforschung (Dausien 2017) und im Kontext von Beratung (Wagner 2019). Bezogen auf die Begriffsverwendung von „Selbstoptimierung“ innerhalb der Erwachsenenbildung stellt Farina Wagner allerdings eine Art Übersättigung des Diskurses fest. Aufgrund der verbreiteten und etablierten „kritischen Rede von Selbstoptimierung“, könne nur noch schwerlich ihre kritische Wirkung entfaltet werden (Wagner 2021: 23).

Durch die kursorische Zusammenschau der begrifflichen Einsätze von Optimierung in der Erwachsenenbildungswissenschaft wird sichtbar, dass sich die Diskurse, in denen der Begriff implizit oder gar explizit Verwendung findet, nahezu diametral gegenüberstehen. Wenn in bildungsökonomischen und managerialen Auseinandersetzungen der Steigerungs- und Effizienzgedanke eine Rolle spielt, fließt dieser mit der Begriffsverwendung von Optimierung auch in Verhandlungen ein, die sich nicht primär als bildungsökonomisch fundiert verstehen. Mit Optimierung werden Anliegen zum Ausdruck gebracht, die sich auf Prozesse der Anpassung, Verbesserung oder Passung beziehen. Dabei wird nicht immer sichtbar, auf welcher Grundlage festgelegt wird, warum eine Optimierungsbedürftigkeit vorliegt, woraus sich ein Optimierungsbedarf ergibt und in welcher Weise eine Optimierung umgesetzt werden soll. Diese Anfragen sind insofern relevant, wenn es darum geht, hegemoniale Setzungen intelligibel zu machen (Laclau und Mouffe 2000). An dieser Stelle wäre der zweite Diskursstrang anzuschließen, in dem mit dem Begriffsgebrauch von „Selbstoptimierung“ eine Kritik an neoliberalen Anforderungen im Zuge des Lebenslangen Lernens u.a. machtanalytisch diskutiert werden.

3. Eine kritische Perspektive auf den Begriffseinsatz von Optimierung und Selbstoptimierung in der Erwachsenenbildungswissenschaft

Die Verwendung des Optimierungsbegriffs scheint vor allem innerhalb bildungsökonomisch ausgerichteter erwachsenenbildungswissenschaftlicher Diskurse einer modernen Idee von Optimierung zu entsprechen. Im Gegensatz zu antiken (u.a. die Entfaltung immanenter Potenziale) oder vormodernen (Nutzung bestehender Ressourcen) Vorstellungen von Optimierung, stellen Boris Traue und Lisa Pfahl für die Erziehungswissenschaft die mit der Moderne aufkeimende monoperspektivische Signifizierung heraus.

Sie zielt vielmehr auf die Herstellung des Besten durch ein planendes und kalkulierendes Subjekt und setzt drei Entitäten voraus: Optimierende, zu Optimierende, und die Mittel der Optimierung einschließlich der Evaluation des Fortschritts (Traue und Pfahl 2020: 39).

In einer solchen triadischen Konzeption erhält in der modernen Vorstellung von Optimierung die Perspektive der Optimierenden einen Vorrang. Die Monoperspektivität gängiger Optimierungsweisen verorten Traue und Pfahl in der Mathematik, die mit der Entdeckung der Integralrechnung (17. Jahrhundert) Einzug in die Naturwissenschaften erhält. Die Ermittlung optimaler Parameter komplexer Systeme und deren Formalisierungs- und Darstellungstechniken werden für industrielle Zwecke genutzt (Traue und Pfahl 2020: 39). Mittlerweile handelt es sich um eine

für die Industrie unverzichtbare Kulturtechnik des kalkulierenden Überblicks über mannigfaltige Vorgänge von einem Standpunkt aus – nämlich dem Standpunkt derer, die Gleichungen aufstellen, Parameter definieren, diese Formalisierungen veranschaulichen und physikalisch-industrielle Prozesse organisieren (Traue und Pfahl 2020: 39).

Im Zuge der fordistischen Massenproduktion werden derart monoperspektivische Optimierungsstrategien für die Personalwirtschaft übernommen und finden sich nun in Konzepten der Organisation menschlichen Handelns wieder (u.a. Humankapital, Human Ressource) (Traue und Pfahl 2020: 39). Optimierung im Sinne einer Steigerung der Handlungs- und Leistungsfähigkeit scheint zweifelsohne die heutzutage dominierende Auffassung zu sein, die mit der Orientierung an und mit der Anforderung durch ökonomistische Aufwand-Nutzen-Erwägungen kompatibel ist (Lorenz 2020: 61). Mit der Verwendung des Optimierungsbegriffs innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen werden, wie vorangehend aufgezeigt, Anliegen zum Ausdruck gebracht, die sich vor allem auf manageriale Prozesse der Anpassung, Verbesserung oder Passung beziehen. Dabei bleiben die Hintergründe, vor denen sich ein Optimierungsbedarf konstituiert, oftmals verdeckt. Vielmehr scheinen die Zielführungen relevant, woraufhin optimiert bzw. angepasst oder verbessert werden soll. Eine solche eindimensionale

Perspektive schafft Raum für hegemoniale Setzungen entsprechend spezifischer Vorstellungen der, nach Traue und Pfahl (2020), ‚Optimierenden‘.

Eine besondere Richtung schlägt der Begriff der „Selbstoptimierung“ innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Diskurse ein. Entsprechend der triadischen Konzeption eines modernen Optimierungsbegriffs, in der die Seite der Optimierenden einen Vorrang erhält, scheint eben diese im Sinne einer Selbstoptimierung mit den Seiten der ‚zu Optimierenden‘ sowie den ‚Mitteln der Optimierung‘ zusammen zu fallen. Hier zeigt sich in Anschluss an Ulla Klingovsky eine besonders perfide Variante machtvollen Zugriffs auf das Subjekt. Klingovsky verdeutlicht aus gouvernementalitätsanalytischer Perspektive anhand des Diskurses um das Lebenslange Lernen, inwiefern „spätmoderne, also postfordistische Gesellschaften ihre Bildungsaufgabe bestimmen“ (Klingovsky 2013: 5). Innerhalb bildungstheoretischer Auseinandersetzungen akzentuiert der Bildungsbegriff seit jeher das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft bzw. Anpassung und Widerstand. Subjekte treten dabei in einen permanenten Suchprozess zwischen widersprüchlichen Selbst- und Weltverhältnissen (Klingovsky 2013: 2). Im Zuge postfordistischer Arbeits- und Gesellschaftsverhältnisse dehnt sich allerdings das Ökonomische bis auf den Bereich des Sozialen aus, wodurch sich neue Machtverhältnisse etablieren.

Das Selbst – einst Quelle von Autonomie und Widerstand – [...] [wird] nun zum Angriffs- und Stützpunkt einer postfordistischen Rationalisierungsstrategie: An die Stelle des einstigen Kontroll- und Kommandosystems ist ein Selbstmanagement getreten, in dessen Zentrum die entwicklungs offene Arbeit am eigenen Selbst steht (Klingovsky 2013: 4).

Das Selbst ist hinsichtlich spezifischer Leistungsanforderungen zu optimieren und wird zugleich zum Mittel der Optimierung, um weitere Leistungsreserven zu mobilisieren. Darüber hinaus erhält das Subjekt zudem die Verantwortung Selbst-Optimierer zu sein. Klingovsky zufolge scheint hier ein neuer Machttypus auf, der nicht direkt durch Zwang und Repressionen agiert, sondern vielmehr durch die Aktivierung und Anreizung der Subjekte (Klingovsky 2013: 5). Die semantische Neuausrichtung des Lebenslangen Lernens (als Ergänzung zum Bildungsbegriff) kann nun als Ausdruck ebendieser gesellschaftsstrukturellen Wandlungsprozesse verstanden werden und gilt zugleich als konstitutiv für entsprechende Praktiken und institutionelle Strukturen. So verschiebt sich mit der aktuellen Bildungsprogrammatik des Lebenslangen Lernens der Bildungsauftrag der Erwachsenenbildung von der Schaffung der Voraussetzungen gesellschaftlicher Teilhabe und der Entfaltung der Persönlichkeit, avisiert durch eine vormalige Angebotsorientierung, hin zu einer verstärkten Nachfrageorientierung (Klingovsky 2013: 3). Die Erwachsenenbildung fügt sich der neuen Rationalisierungsstrategie und stellt im Sinne der Programmatik Lebenslangen Lernens lebenslange und selbstgesteuerte Lerngelegenheiten bereit. Dabei folgt sie den gesellschafts- und bildungspolitischen Appellen an die Eigenverantwortlichkeit der Einzel-

nen, durch Lernen stets flexibel und anpassungsfähig zu bleiben (von Felden 2020: 5). So kann der Appell zur Selbstoptimierung als Selbstverwirklichung im Sinne einer humanitären Idee von Vervollkommen bzw. Persönlichkeitsbildung missverstanden werden. Findet der Begriff „Optimierung“ unter Gesichtspunkten eines ökonomisch utilitaristischen Kalküls Anwendung,

kann an dem vor allem bildungstheoretisch proklamierten Versprechen von Autonomie, Freiheit und Emanzipation, das bislang mit dem Subjektbegriff einherging, kaum festgehalten werden (Klingovsky 2013: 4).

4. Mit und gegen Selbstoptimierung: Ausgangspunkt einer Erneuerungsbewegung

In Anschluss an die begriffsgeschichtlichen Überlegungen Reinhart Kosellecks (Koselleck 1972) ließen sich semantische Verschiebungen als Ausdruck gesellschaftsstruktureller Dynamiken deuten. Mit der Annahme, dass die Wahrnehmung der modernen Welt vor allem durch Begriffe erfolgt (Koselleck 1972: XIV), werden Begriffe zu „Indikatoren der vorgefundenen Realität“ und sind zugleich wirksamer „Faktor dieser Realitätsfindung“ (Koselleck 2010: 99). Mit anderen Worten: Zentrale Begriffe,

mit denen die Mitglieder einer Gesellschaft ihre eigene Epoche deuten beziehungsweise sich ihrer eigenen geschichtlichen Identität zeitdiagnostisch zu versichern versuchen, [stellen] ein geistiges Korrelat der jeweils gegebenen Sozialstruktur dieser Gesellschaft dar (Lichtblau 2011: 327).

In der Vorstellung Kosellecks bedeutet das, dass die gesellschaftliche Struktur einer Semantik in der Regel vorausgeht und begriffliche Beschreibungen den gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen nachfolgen. In Anschluss an Klingovsky kann dahingehend die semantische Neuausrichtung des Lebenslangen Lernens in Ergänzung zum Bildungsbegriff als Ausdruck gesellschaftsstruktureller Wandlungsprozesse verstanden werden. Im Zuge einer spätmodernen, postfordistischen Gesellschaft, so Klingovsky, findet auch der Bildungsauftrag eine Neuausrichtung. Denn mit dem Einsatz von primär ökonomistisch angelegten Begriffen, wie hier aufgezeigt durch „(Selbst)Optimierung“, sind zugleich entsprechende Praktiken und institutionelle Strukturen verbunden. So kann für unsere Abhandlung festgehalten werden, dass Optimierung, wenn auch keine genuin erwachsenenbildungswissenschaftliche Kategorie, über ihre unterschiedlichen Terminierungen (beispielsweise als ‚Anpassung‘, ‚Steigerung‘ oder ‚Passung‘), spezifische Formen der Adressierung und Anrufung zum Ausdruck gebracht werden. Der Begriff der Selbstoptimierung scheint in einem neoliberalen Gesellschaftssystem vor allem auf eine hegemoniale Vereinseitigung und auf eine Selbststeigerung bzw. Selbstverbesserung abzu zielen.

Für den Optimierungsbegriff lässt sich in Anschluss an Edgar Forster Ähnliches festhalten, da der Optimierungsbegriff durch sein hegemoniales Gebaren jegliches Kontingenzbewusstsein zu verunmöglichen anstrebe (Forster 2020). Mit dem Begriffseinsatz von „Optimierung“ vollzieht sich eine Perspektivverlagerung hin auf eine Lösungsorientierung, wodurch die Voraussetzungen des markierten Problems als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Diese Form von Schließung scheint eine Aushandlung des Problems bzw. der Hintergrundbedingungen, vor denen sich vermeintliche Optimierungsbedarfe konstituieren, zu verunmöglichen. Vor dem Hintergrund der epistemologisch bedenkenswerten Dimension einer Optimierungsideologie lässt sich in Übereinstimmung mit Forster ein Perspektivwechsel einfordern, der die „(Optimierungs-)Versuchsanordnung für die erziehungswissenschaftliche Wissensproduktion“ (Forster 2020: 15) intelligibel macht. Um den Begriffseinsatz von Optimierung innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Diskurse vor terminologischen Engführungen zu bewahren, müsse dieser sich zunächst öffnen. Ganz im Sinne Kosellecks Überlegungen zur Unterscheidung von Begriff und Wort, müsse ein Begriff mehrdeutig und interpretationsoffen bleiben, um „die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhangs“ (Koselleck 1972: XXII) aufzunehmen und auszudrücken. Aus dem engen Zusammenhang zwischen Begriffen und den erkenntnistheoretischen und sozialgeschichtlichen Bedingungen (Casale 2016: 23) ergibt sich ihre Mehrdeutigkeit.

Ein Begriff kann also klar, muss aber vieldeutig sein. Er bündelt die Vielfalt geschichtlicher Erfahrung und eine Summe von theoretischen und praktischen Sachbezügen in einem Zusammenhang, der als solcher nur durch den Begriff gegeben ist und wirklich erfahrbar wird. Überspitzt formuliert: ‚Wortbedeutungen können durch Definitionen exakt bestimmt werden, Begriffe können nur interpretiert werden‘ (Koselleck 1972: XXIII).

Diese Erfassung von „(Selbst-)Optimierung“ als Begriff ermöglicht es, ihn zu problematisieren, ihn also über den Einbezug historischer Kontextualisierung aus einer terminologischen Engführung zu lösen, und ihn innerhalb bildungstheoretischer Überlegungen zu verhandeln.

5. Zurückeroberung einer kategorialen Bildungsdiskussion in der Erwachsenenbildung: Sondierungen

Die Funktion des Diskurses zur Selbstoptimierung in der Erwachsenenbildung zeigt sich vor allem darin, die Reintegration einer kritischen Perspektive auf Fragen der Optimierung zu mobilisieren. Darüber hinaus wird mit dieser Mobilisierung noch ein weiterer Impuls gesetzt, der die Überlegungen zum kritischen Selbstoptimierungsdiskurs auch als Bewegung verstehen kann, die prinzipiell versucht, Fragen zu Bildung in der Erwachsenenbildung anzuspielen.

Es konnte gezeigt werden, dass durch den Begriffseinsatz von „Optimierung“ (implizit und explizit) spezifische Formen der Adressierung und Anrufung zum Ausdruck gebracht werden. Dabei vollzieht sich eine Perspektivverlagerung hin auf eine Lösungsorientierung, wodurch die Voraussetzungen des markierten Problems verdeckt werden. Diese Form von Schließung scheint eine Aushandlung des Problems bzw. der Hintergrundbedingungen, vor denen sich vermeintliche Optimierungsbedarfe konstituieren, zu verunmöglichen. Bezogen auf unsere Ausgangsfrage, welche Funktion die Diskurse zur (Selbst)Optimierung übernehmen und inwiefern diese innerhalb erwachsenenbildungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen Fragen zu Bildung zu verschließen (oder gar zu eröffnen) vermögen, erweist sich vor allem der Selbstoptimierungsdiskurs als relevant. Der Begriff der „Selbstoptimierung“ scheint in einem neoliberalen Gesellschaftssystem vor allem auf eine hegemoniale Vereinseitigung und auf eine Selbststeigerung bzw. Selbstverbesserung abzielen. Zugleich provoziert er über kritische Auseinandersetzungen erneute Hinwendungen zum Bildungsdiskurs. Daher begründen wir den Selbstoptimierungsdiskurs in der Erwachsenenbildung als ein doppelgesichtiges Ereignis: Einerseits ist er als Symptom zu verstehen, weiterhin die Leerstelle einer kategorialen Bildungsdebatte zu überdecken; andererseits – und darauf heben wir mit unserem Vorschlag ab – ermöglicht er aber auch die Frage einer kategorialen Debatte zur Bildsamkeit von Erwachsenen nunmehr entschieden zu erneuern! Durch die Negation des Selbstoptimierungsanspruches kann der Diskurs als Steigbügelhalter verstanden werden, sich gezielt dem Bildungsgedanken zuzuwenden.

Diese Zuwendung zum Bildungsbegriff erscheint zunächst paradox, sei doch zu meinen, dass im Begriff „Erwachsenenbildung“ bereits ‚Bildung‘ anklänge und daher im Fokus stehen müsste. Vor diesem Hintergrund ist die Bezeichnung Lebenslanges Lernen vielleicht sogar ein Stück weit transparenter, zeigt sie doch den Entzug des Bildungsbegriffs und dessen Ersetzung durch „Lernen“. Mit der Zuwendung zu einer Erneuerung des Bildungsgedankens ist es aber nicht getan, wenn – wie wir mit Rückgriff auf Klingovsky zeigen konnten – wieder nach Referenzpunkten wie Autonomie, Selbstbestimmung oder Individualität gesucht werden würde, um Bildung zu bedenken. Vielmehr gilt es zu berücksichtigen, sich „nicht an normativen Bezugspunkten jenseits seiner sozialen und gesellschaftlichen Beanspruchung (zu orientieren)“ (Klingovsky 2019: 17), sondern Bildung als

Problematisierungsformel [zu entfalten], mit der gegenwärtige Machtverhältnisse und Subjektivierungsmuster ebenso in den Blick genommen werden können wie Verengungen von scheinbar alternativlosen Perspektiven auf sozialen Wandel (Klingovsky 2019: 17).

Im Horizont einer derartigen Problematisierungsbewegung (Ebner von Eschenbach u.a. 2023) wird Bildung als ein offener Begriff mit dem Ziel konzeptualisiert, nicht neue Schließungen zu erzeugen, sondern die je auf-

kommenden Öffnungs- und Schließungsdynamiken verhandelbar zu halten. Damit bleibt die Frage nach der Bildung in der Erwachsenenbildung – und vielmehr im Horizont des lebenslangen Lernens – immer eine un abgeschlossene. Nochmal mit Klingovsky gesprochen:

Es wäre dies der Versuch, der ausgeführten kategorialen Stilllegung zu begegnen und damit zu verhindern, dass die Disziplin nicht mehr nur nichts Neues zu ‚Bildung‘ in Erwachsenenbildung zu sagen hat, sondern darüber hinaus zu erkennen, wie die Disziplin an der Konstitution dessen, was sie verspricht, selbst mitwirkt, ohne sich ihrer impliziten Annahmen und kategorialen Voraussetzungen zu vergewissern (Klingovsky 2019: 20).

Neben diesen noch unspezifischen Überlegungen, könnte auch ein weiterer Diskurs weiterhelfen. Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa unterscheiden in ihrem Band *Lost in Perfection* (2021) den Begriff Optimierung vom Begriff Perfektionierung.

Zugunsten einer präzisen terminologischen Unterscheidung der Varianten eines Vervollkommnungs- und Verbesserungsstrebens fassen wir [...] den Begriff der *Perfektionierung* als ein auf das Ganze der Lebensgestaltung, auf Integration und Balance ausgerichtetes regulatives Ideal. Demgegenüber folgen Verbesserungsbestrebungen zunehmend Vorstellungen von *Optimierung* in einer weitgehend instrumentellen, strukturell an Renditen und Investitionsabwägungen orientierten Logik der Unabschließbarkeit. Optimierung ist dabei zwangsläufig in höherem Maße auf einzelne Zielfunktionen und in der Tendenz immer auf kleinteiligere Parameter ausgerichtet (King u.a. 2021: 11).

Dieser Hinweis auf die Unterscheidung zwischen Optimierung und Perfektionierung ist aus erziehungswissenschaftlicher, besser: bildungsphilosophischer Perspektive interessant, wird hier doch eine Spur zum Begriff „Perfektibilität“ eröffnet, einer der sogenannten „einheimischen Begriffe“ (Herbart) der Pädagogik (Moro 2014) und damit zugleich ein Hinweis auf Bildungsfragen angesprochen. Es stellt sich hierbei die Frage, in welcher Form nicht auch Diskurse zur Bildsamkeit des Erwachsenen aufgegriffen werden könnten (oder besser sollten), die im Zuge der 1960er Jahre in der Erwachsenenbildung verloren gingen. Eine erneute Begutachtung der Arbeiten Wolfgang Schulenburgs (1957), Theodor Ballauffs (1958) oder auch Kurt Gerhard Fischers (1956) unter einem bildungstheoretischen Aspekt vermag so manche Überlegung in den Bildungsdiskurs der Erwachsenenbildung zurückholen und überhaupt sichtbar werden zu lassen.

Dass derartige Einsätze zur Erneuerung einer Bildungsdiskussion in der Erwachsenenbildung gegenwärtig womöglich reüssieren, liegt daran, dass kategorial ausgerichtete Diskussionen in der Erwachsenenbildung zum Bildungsbegriff auch andernorts bereits laufen. Neubefragungen zum Erwachsenen und zur Erwachsenenheit aus der Perspektive einer pädagogischen Anthropologie mit Überlegungen zu einer „Erzogenenbildung“ (Dinkelaker

2021) zur „Identität“ (Noack Napoles 2021) zum „Weiterbildungswiderstand“ (Holzer 2022) oder zum „Selbstbewusstsein der Erwachsenenbildung“ (Seiverth u.a. 2023) sind vernehmbare Anzeichen, die eine Erneuerungsdynamik zum Bildungsdenken stützen würden.

Literatur

- Alexander, Carolin (2021). Optimierung zum Problem machen – kritische Anfragen für die Erwachsenenbildungswissenschaft. *Hessische Blätter für Volksbildung* 71, 1, 9–20.
- Ballauff, Theodor (1958). *Erwachsenenbildung. Sinn und Grenzen*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Casale, Rita (2016). Der begriffsgeschichtliche Unterschied von Bildung und Differenz. In: Gerhard Kluchert, Carola Groppe und Eva Matthes (eds.). *Bildung und Differenz. Historische Analysen zu einem aktuellen Problem*. Wiesbaden: VS, 21–38.
- Dausien, Bettina (2017). „Bildungsbiographien“ als Norm und Leistung gesellschaftlicher Teilhabe. Biographietheoretische Perspektiven. In: Ingrid Miethe, Anja Tervooren und Norbert Ricken (eds.). *Bildung und Teilhabe. Zwischen Inklusionsforderung und Exklusionsdrohung*. Wiesbaden: VS, 87–110.
- Dinkelaker, Jörg (2021). Erziehungsbildung. Varianten der Adressierung Erwachsener im Horizont ihrer pädagogischen Vergangenheit. In: Juliane Noack Napoles, Michael Schemmann und Jörg Zirfas (eds.). *Pädagogische Anthropologie der Erwachsenen*. Weinheim: Beltz, 26–42.
- Dohmen, Günther (2002). Lebenslang lernen – und wo bleibt die „Bildung“? *REPORT Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung* 49, 8–14.
- Ebner von Eschenbach, Malte, Maria Kondratjuk, Maria Stimm, Jana Trumann und Farina Wagner (eds.) (2023). *Problematisierung statt Optimierung? Verhandlungen einer klärungsbedürftigen Beziehung in der Erwachsenenbildung*. Sonderheft *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung* 1. Opladen: Budrich.
- Eulenburg, Marcel (eds.) (2022). *Selbstoptimierung – Theoretische und empirische Erkundungen*. Weinheim: Beltz.
- Europäische Kommission, Generaldirektion Beschäftigung, Soziales und Integration, Generaldirektion Bildung, Jugend, Sport und Kultur (2002). *Ein europäischer Raum des lebenslangen Lernens*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Fischer, Kurt Gerhard (1956). *Wo steht die Erwachsenenbildung heute?* Weinheim: Beltz.
- Forster, Edgar (2020). Die brüchige Welt der Optimierung. *Zeitschrift für Pädagogik* 66, 1, 15–21.
- Gieseke, Wiltrud (2018). Professionalität und Professionalisierung in der Erwachsenenbildung/Weiterbildung. In: Rudolf Tippelt und Aiga von Hippel (eds.). *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. 6. Auflage. Wiesbaden: VS, 1051–1069.
- Hanft, Anke (2014). *Management von Studium, Lehre und Weiterbildung an Hochschulen*. Münster: Waxmann.
- Hessische Blätter für Volksbildung (2021). *Optimierung durch Erwachsenenbildung – Optimierung der Erwachsenenbildung*. Heft 1.

- Holzer, Daniela (2022). Weiterbildungswiderstand als gegenimpulsive Kraft? Eine Erkundung von Nuancen und Potenzialen. In: Lukas Eble, Simon Kunert und Manuel Rühle (eds.). *Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven*. Heft 8: *Gegenimpulse*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 121–134.
- Internationales Jahrbuch der Erwachsenenbildung (2021). *Optimierung in der Weiterbildung*. Bielefeld: wbv.
- King, Vera, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (2021). Einleitung. Lost in Perfection – Optimierung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In: Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa (eds.). *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp, 7–25.
- Klingovsky, Ulla (2013). Lebenslanges Lernen im Postfordismus. Zur Transformation von Begründungsfiguren des Lehrens und Lernens. *Magazin erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs* 18. URL: <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/13-18/meb13-18.pdf> [Letzter Zugriff am 6.10.2023].
- Klingovsky, Ulla (2019). Einsätze für eine Genealogie des erwachsenenpädagogischen Blicks. *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung* 2, 1, 5–22.
- Knackstedt, Ralf, Kristin Kutzner, Miriam Sitter und Inga Truschkat (eds.) (2020). *Grenzüberschreitungen im Kompetenzmanagement. Trend und Entwicklungsperspektiven*. Wiesbaden: VS.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2000). *Memorandum über Lebenslanges Lernen (Arbeitsdokument der Kommissionsdienststellen)*. URL: https://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2000/EU00_01.pdf [letzter Zugriff am 6.3.2023].
- Koselleck, Reinhart (1972). Einleitung. In: Otto Brunner, Reinhart Koselleck und Werner Conze (eds.). *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 1: A–D. Stuttgart: Klett-Cotta, XIII–XXVIII.
- Koselleck, Reinhart (2010). *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Krekel, Elisabeth M. und Beate Seusing (eds.) (1999). *Bildungscontrolling – ein Konzept zur Optimierung der betrieblichen Weiterbildung*. Bielefeld: wbv.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe (2000). *Hegemonie und radikale Demokratietheorie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen.
- Lerch, Sebastian (2016). *Selbstkompetenzen. Eine erziehungswissenschaftliche Grundlegung*. Wiesbaden: VS.
- Lichtblau, Klaus (2011). *Die Eigenart der kultur- und sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung*. Wiesbaden: VS.
- Lorenz, Maren (2020). Optimierung als ästhetisiertes und naturalisiertes Ideal. Einige historische Bemerkungen zum Konnex zwischen Zucht und ‚Selbstzucht‘. *Zeitschrift für Pädagogik* 66, 1, 56–63.
- Maschwitz, Annika und Andrea Broens (2020). Management und Qualität in der wissenschaftlichen Weiterbildung. In: Wolfgang Jütte und Matthias Rohs (eds.). *Handbuch Wissenschaftliche Weiterbildung*. Wiesbaden: VS, 523–535.
- Mayer, Ralf, Christiane Thompson und Michael Wimmer (eds.) (2013). *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*. Wiesbaden: Springer VS.

- Meisel, Klaus und Regine Sgodda (2018). Weiterbildungsmanagement. In: Rudolf Tippelt und Aiga von Hippel (eds.). *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. 6. Auflage. Wiesbaden: VS, 1457–1472.
- Moro, Nadia (2014). Das Helldunkel einheimischer Begriffe: Der wissenschaftliche Ort der Pädagogik in Herbarts System der Philosophie. In: Rotraud Coriand und Alexandra Schotte (eds.). „*Einheimische Begriffe*“ und *Disziplinentwicklung* (Herbartstudien, Vol. V). Jena: Garamond, 173–186.
- Noack Napoles, Juliane (2021). Identität – Grund des Erwachsenseins? In: Juliane Noack Napoles, Michael Schemmann und Jörg Zirfas (eds.). *Pädagogische Anthropologie der Erwachsenen*. Weinheim: Beltz, 114–124.
- Pongratz, Ludwig (2010). *Kritische Erwachsenenbildung: Analysen und Anstöße*. Wiesbaden: VS.
- Röhrig, Paul (1989). Geschichte des Bildungsgedankens in der Erwachsenenbildung und sein Verlust. *Zeitschrift für Pädagogik* 34, 3, 347–368.
- Rosenow-Gerhard, Joy (2021). Mitarbeitende oder Organisationen optimieren? *Hessische Blätter für Volksbildung* 71, 1, 45–56.
- Rothe, Daniela (2011). *Lebenslanges Lernen als Programm. Eine diskursive Formation in der Erwachsenenbildung*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schäffter, Ortfried (2015). Übergangszeiten – „Transitionen“ und „Life Trajectories“. Navigieren durch Bildungslandschaften im Lebenslauf. In: Sabine Schmidt-Lauff, Heide von Felden und Henning Pätzold (eds.). *Transitionen in der Erwachsenenbildung. Gesellschaftliche, institutionelle und individuelle Übergänge*. Opladen: Budrich, 19–34.
- Schemmann, Michael (2021). Optimierung in der Weiterbildung. Eine thematische Einführung. In: Michael Schemmann (ed.). *Optimierung in der Weiterbildung*. Bielefeld: wbv, 7–9.
- Schulenberg, Wolfgang (1957). *Ansatz und Wirksamkeit der Erwachsenenbildung. Eine Untersuchung im Grenzgebiet zwischen Pädagogik und Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Seitter, Wolfgang (2021). Optimierung durch Erwachsenenbildung – Optimierung der Erwachsenenbildung. Eine Einführung in den Themenschwerpunkt. *Hessische Blätter für Volksbildung* 71, 1, 5–8.
- Seitter, Wolfgang, Marianne Friese und Pia Robinson (2018). Wissenschaftliche Weiterbildung zwischen Implementierung und Optimierung. Eine Einleitung. In: Wolfgang Seitter, Marianne Friese und Pia Robinson (eds.). *Wissenschaftliche Weiterbildung zwischen Implementierung und Optimierung*. Wiesbaden: VS, 1–3.
- Seiverth, Andreas, Joachim Twisselmann und Malte Ebner von Eschenbach (2023). Einführende Bemerkungen zur Konzeptualisierung und zum Aufbau des Bandes. In: Andreas Seiverth, Joachim Twisselmann und Malte Ebner von Eschenbach (eds.). *Zum Selbstbewusstsein der Erwachsenenbildung. Beiträge aus der „Werkstatt kritische Bildungstheorie“*. Bielefeld: wbv, 15–30.
- Siegmund, Ramin (2021). Optimierung inklusionsorientierter Passungsfähigkeit durch Qualifizierung. *Hessische Blätter für Volksbildung* 71, 1, 33–44.
- Terhart, Henrike, Sandra Hofhues und Elke Kleinau (eds.) (2021). *Optimierung: Anschlüsse an den 27. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Opladen: Budrich.
- Tippelt, Rudolf, Jutta Reich, Aiga von Hippel, Heiner Barz und Dajana Baum (2008). *Weiterbildung und soziale Milieus in Deutschland*. Band 3: *Milieumarketing implementieren*. Bielefeld: wbv.

- Traue, Boris und Lisa Pfafl (2020). Multiperspektivische Optimierung. Umriss eines eigenständigen Optimierungskonzepts in den Bildungswissenschaften und der Sozialen Arbeit. *Zeitschrift für Pädagogik* 66, 1, 36–47.
- von Felden, Heide (2020). Selbstoptimierung als gesellschaftlicher Zwang und Selbstzwang. In: Heide von Felden (ed.). *Selbstoptimierung und Ambivalenz. Gesellschaftliche Apelle und ambivalente Rezeptionen*. Wiesbaden: VS, 3–14.
- von Hippel, Aiga, Sandra Fuchs und Rudolf Tippelt (2008). Weiterbildungsorganisation und Nachfrageorientierung – neo-institutionalistische Perspektiven. *Zeitschrift für Pädagogik* 54, 5, 636–678.
- Wagner, Farina (2019). Subjektivierung in der Weiterbildungsberatung – Beratungsgespräche in erzählanalytischer Perspektive. In: Olaf Dörner, Carola Iller, Ingeborg Schübler, Cornelia Maier-Gutheil und Chirstiane Schiersmann (eds.). *Beratung im Kontext des Lebenslangen Lernens. Konzepte, Organisation, Politik, Spannungsfelder*. Opladen, Berlin und Toronto: Budrich, 237–248.
- Wagner, Farina (2021). Selbstoptimierung – eine problematisierende Empirie der Weiterbildungsberatung. *Hessische Blätter für Volksbildung* 71, 1, 21–32.
- Weiß, Reinhold (2011). Bildungsökonomie und Weiterbildung. In: Rudolf Tippelt und Aiga von Hippel (eds.). *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. 5. Auflage. Wiesbaden: VS, 367–384.
- Wrana, Daniel (2012). Machtanalytische Studien zur Weiterbildung. In: Burkhard Schäffer und Olaf Dörner (eds.). *Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung*. Opladen, Berlin und Toronto: Budrich, 101–113.
- Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik (2020). *Der optimierte Mensch*. Heft 3.
- Zeitschrift für Pädagogik (2020). *Optimierung in Bildung und Erziehung*. Heft 1.
- Zeitschrift psychosozial (2021). *Bildung und Erziehung optimieren? Reflexionen und Einsichten der Psychoanalytischen Pädagogik*. Heft 1.

Dr.in Carolin Alexander
Hochschule Magdeburg-Stendal
Fachbereich Soziale Arbeit, Gesundheit und Medien/Pädagogik in der Sozialen Arbeit
Breitscheidstraße 2
39114 Magdeburg
Deutschland
E-Mail: carolin.alexander@h2.de

Dr. Malte Ebner von Eschenbach
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Philosophische Fakultät III – Erziehungswissenschaften/Institut für Pädagogik/
Arbeitsbereich Erwachsenenbildung/Weiterbildung
Frankeplatz 1
06099 Halle (Saale)
Deutschland
E-Mail: malte.ebner-von-eschenbach@paedagogik.uni-halle.de

Vorschau auf den Thementeil der nächsten Hefte

Nachfolgend sind die geplanten Themenhefte der Zeitschrift für Semiotik aufgeführt. Autor/-innen mit Interesse zur Abfassung von Beiträgen, Einlagen und Institutionsberichten können sich über die Adresse zsem.redaktion@tu-chemnitz.de direkt an die Redaktion der Zeitschrift für Semiotik wenden.

Saintly Models

Magdalena Maria Kubas und Jenny Ponzo

Themenoffenes Heft

Ellen Fricke und Martin Siefkes